

**Der
20.
Juli
in
Paris**

DEA
20
JULI
IN
PARIS

*Es gibt Lagen, in denen man auf den Erfolg nicht achten darf;
man steht dann freilich ausserhalb der Politik. Das gilt auch für
diese Männer, und daher gewannen sie moralisch, wo sie histo-
risch scheiterten. Ihr Mut, ihr Opfer war höherer Natur, als sie
das Schlachtfeld zeugt...*

ERNST JÜNGER



GENERALFELDMARSCHALL GÜNTHER VON KLUGE,
der Oberbefehlshaber West, hielt am 20. Juli 1944 zu seinem Hitler geschworenen
Eid. Seine Weigerung, den Aufstand im Westen und im Reich mit seinem Namen
und seinen Truppen zu decken, besiegelte das Schicksal der Verschwörung.



GENERAL DER INFANTERIE KARL HEINRICH VON STÜLPNAGEL, gab in Paris den Befehl zum Aufstand. Nach dem Scheitern seines Kampfes richtete er die Waffe gegen sich selbst. Das Schicksal wollte es, dass er sich blind schoss, aber am Leben blieb – um später dem Henker zum Opfer zu fallen.

WILHELM VON SCHRAMM

DER 20. JULI IN PARIS

KINDLER UND SCHIERMEYER VERLAG
BAD WÖRISHOFEN

**Dieser Bericht erschien zuerst in der illustrierten Zeitschrift
REVUE**

Copyright **1953**
by Kindler und Schiermeyer Verlag, Bad Wörishofen
Alle Rechte, besonders der Übersetzung, Verfilmung usw. vorbehalten
Schutzumschlag und Einband: Busso Malchow
Druck: Hans Holzmann, Bad Wörishofen

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

EINLEITUNG

Die Geschichte des 20. Juli in Berlin ist von einem dunklen Schweigen umgeben. Sie ist überschattet vom Versagen, von einem zum Teil deprimierend wirkenden Scheitern, von der raschen Exekution der Verschwörer und Mitwisser durch Kameraden des Heeres. Es wird nicht leicht sein, sie in ein helleres Licht zu rücken, da wir Männer wie Beck und Stauffenberg nicht mehr nach ihren letzten Motiven fragen und die Gräber der zahllosen Opfer nicht mehr zum Sprechen bringen können. In Berlin hat nur die Gegenseite überlebt. So besteht die dringende Gefahr, dass wir von einer der grössten Tragödien der neueren deutschen, ja europäischen Geschichte, dass wir von diesem abgrundtiefen «Komplex» des 20. Juli 1944 nur ein einseitiges Bild erhalten, weil die menschlichen wie die allzumenschlichen und darum vielleicht besonders ergreifenden Gründe in diesem Verhängnis verhüllt bleiben. Die sehr persönliche Darstellung des einzigen Überlebenden, Hans Bernd Gisevius, dringt gewiss nicht in solche menschliche Tiefen, von dem Erlebnisbericht Otto Ernst Remers, dessen sich die Geschichte für ihre Absichten listigerweise bedient hat, gar nicht zu reden.

So wird es gut sein, wenn Paris für Berlin Zeugnis ablegt. Denn nur von Paris aus, so glauben wir, kann heute das rechte Gesamturteil über den 20. Juli gefällt werden. Allein in Frankreich ist dank der Kameradschaftlichkeit einiger Gegenspieler die Ausrottung der Hauptbeteiligten, Zeugen und Mitwisser nicht so gründlich gewesen wie sonst allenthalben im Reiche, obwohl Männer wie Rommel,

Stülpnagel, Finckh und Hofacker ihr Leben opfern mussten. Durch glückliche Umstände ist aber die Mehrzahl der übrigen Eingeweihten am Leben geblieben, so dass wir sie heute hören können. Ihre Erinnerungen und kontrollierbaren Aussagen erhellen nicht nur die äusseren Vorgänge jener tragischen Tage so vollständig, dass wir sie oft von einer Minute zur anderen und noch dazu gleichzeitig auf allen Schauplätzen zu verfolgen vermögen – sie leuchten auch in die Hintergründe und zeigen die Dringlichkeit der Motive, die diese Männer zur Verschwörung gegen Hitler bestimmten.



Der Verfasser weiss, dass es noch immer ein heisses Eisen ist, über den 20. Juli zu schreiben. Umso mehr sah er sich dazu veranlasst, die Vorgänge genau und vorurteilslos zu erforschen und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit nachzuzeichnen. Er war seinerzeit selbst in Paris und Frankreich, und zwar kommandiert zum Stab des Oberbefehlshabers West als höherer Kriegsberichter. Die Schauplätze und fast alle Beteiligten kennt er persönlich, aber auch die damalige Lage an der Normandiefrent in allen Einzelheiten. Bei der Verschwörung hat er selbst nur die Rolle des Unparteiischen, des Beobachters gespielt. So wurde er vom 20. Juli ebenso überrascht wie die Millionen Soldaten an allen Fronten. Er hat niemals für sich in Anspruch genommen, zu den «Widerstandskämpfern» zu gehören, und spricht also nicht pro domo. Aber aus vielen vertrauten Gesprächen in hohen und höchsten Stäben kennt er den Grad der Verzweiflung, die sich immer mehr bei den Wissenden ausbreitete, und damit die innere Vorgeschichte der Opposition, die sich dann zur Verschwörung verdichtete. Den Generalen von Stülpnagel und Dr. Hans Speidel war er im Ostfeldzug 1941 beziehungsweise 1943 persönlich nähergetreten, seit 1943 aber auch Rommel, und so wusste er, was sie in Wahrheit dachten, welche Sorgen sie um unser Volks-

schicksal bewegten und welche Einblicke sie in die politische und militärische Führung Hitlers im Kriege hatten.

Der Verfasser hat den General von Stülpnagel im Stabe von dessen 17. Armee im Ostfeldzug 1941 vom San bis nach Poltawa begleitet. Es hat ihn tief getroffen, dass dieser Edelmann, den er verehrte, am 21. Juli 1944 die Waffe gegen sich selber richten und in die Nacht der Blindheit versinken musste, bevor der Henker sein Leben auslöschte. Dieses Ereignis und die Aufhellung seiner Umstände ist dann nach dem Kriege für den Verfasser der erste Anlass gewesen, dem 20. Juli in Frankreich nachzuforschen – ein menschlicher und nicht ein politischer, kriegsgeschichtlicher oder abstrakt historischer Anlass also, der auch die Darstellung mitbestimmte. Nach dem Stülpnagels hat sich dann der Verfasser eingehend mit dem Ende des Feldmarschalls Rommel beschäftigt. Die Schlacht in der Normandie, die er bis Anfang August in allen Phasen miterlebte, hinterliess in ihm bohrende Fragen dem gegenüber, der im Führer-Hauptquartier in Ostpreussen die Katastrophe des deutschen Westheeres in unbelehrbarem Starrsinn herbeiführte.



Im Übrigen ist es dem Verfasser merkwürdig genug mit seinen Nachforschungen ergangen. Als sich die Deutschen nach der Katastrophe allmählich wieder zusammenfanden, traf er sehr bald auf Zeugen und Kameraden von damals. Die Schwester des Generals von Stülpnagel, Freifrau von Stumm, wohnte in seiner unmittelbaren Nähe auf dem Lande, und so ergab ein Wort das andere, bis bald danach ein Brief mit Anfragen den nächsten mit Antworten und neuen Hinweisen nach sich ziehen sollte. Es hat allerdings Jahr und Tag gedauert, bis die noch überlebenden Zeugen und Mitwisser ausfindig gemacht waren. Aber dann konnten systematisch Fragen gestellt und Erkundigungen eingezogen werden. Nach etwa eineinhalb Jahren lagen so etwa zwanzig längere Aufzeichnungen und Erinne-

rungen der Hauptbeteiligten und an zweihundert, zum Teil recht ausführliche Briefe vor, die die Mosaiksteine der nachfolgenden Darstellung bilden. Dank der Fülle dieser Aussagen konnte oft dasselbe Ereignis von den verschiedensten Seiten beleuchtet werden. Es ist selbstverständlich, dass auch die Gegenseite gehört wurde.

Neben General d. Inf. a. D. Blumentritt, der diese Arbeit in hohem Masse unterstützt hat, gebührt all den Zeugen, die ihre Aufzeichnungen zur Verfügung stellten, ganz besonderer Dank. Sie sind sämtlich im Quellenverzeichnis genannt.

Der Verfasser hat sich bemüht, in erster Linie die Augenzeugen und Beteiligten sprechen zu lassen, und sich erst in zweiter Linie selbst eingeschaltet. Man mag so bemerken, dass seine Schilderungen auf weite Strecken nicht aus trockenen Akten, sondern aus Erlebnissen und Aussagen geschöpft sind. Zuweilen sind auch die Zeugnisse «synoptisch» zusammengezogen worden. Wo Gespräche und Reden wörtlich mitgeteilt werden, sind sie in der Regel von den Zeugen übernommen. Bei aller geschichtlichen Treue und historischen Zuverlässigkeit ist damit vielleicht zugleich eine Lebensnähe erreicht, die, wie der Verfasser glaubt, in dem Zusammenhang dieses Buches die Objektivität der Darstellung nicht aufhebt, ja ihre Eindringlichkeit erst ermöglicht.

Ein besonders glücklicher Umstand kam weiter zu Hilfe: im Sommer 1951 ist das gesamte Kriegstagebuch des Oberbefehlshabers West von Ende 1943 bis Anfang 1945 mit sämtlichen Anlagen aus der Verborgenheit aufgetaucht, in der es bis dahin fürsorgliche Hände verwahrt hatten. Für die geschichtliche Erforschung des 20. Juli in Frankreich hat es sich als eine wahre Goldgrube erwiesen. Auch wenn es direkt über den 20. Juli nicht allzuviel aussagt, so konnten doch seine sachlichen Angaben, vor allem die über Daten und Zeiten, die persönlichen Erinnerungen bestätigen, auffrischen und ergänzen – und teilweise natürlich auch richtigstellen. So ist das Kriegstagebuch Ob. West zu einer Art Knochengerüst der nachfolgenden Darstellung geworden. Andererseits wurde natürlich auch deutlich, was das KTB hatte verschweigen und färben oder was es besonders hatte

betonen müssen. In den Aktenbündeln der Anlagen, die Dutzende von Faszikeln umfassen, fanden sich wichtigste Dokumente: nicht nur die Führerbefehle für die Normandieschlacht im Wortlaut und die täglichen Lagemeldungen, sondern von einem bestimmten Zeitpunkt ab auch die wörtlichen Mitschriften der Telefongespräche, die in entscheidenden Stunden beim Führungsstab Ob. West geführt wurden. Sie ergänzen die «Roten Hefte», die persönlichen Erinnerungen an den 20. Juli 1944, die der damalige Chef des Generalstabes Ob. West, General Blumentritt, dem Verfasser als weitere Unterlage seiner Arbeit zur Verfügung gestellt hat, in unvergleichlicher Weise. General Blumentritt verdankt er ausserdem zahlreiche weitere, ins Detail gehende Auskünfte, die die Gesamtschau vollendeten.



So stellte sich nach den Recherchen, auf die der Verfasser zuletzt fast drei Jahre Arbeit verwandt hat, die Geschichte des 20. Juli 1944 in Frankreich als sehr viel weitreichender und tiefgründiger dar, als bisher angenommen wurde. Sie ist auf der einen Seite schlechthin «einmalig», auf der anderen aber auch charakteristisch für das menschliche, militärische und soldatische Schicksal unter dem Terror. Mit ihren dramatischen Verwicklungen und zum Teil unwahrscheinlichen Spannungen und Begebenheiten tritt sie nicht nur ebenbürtig neben die des Aufstandsversuchs im Reiche, sondern übertrifft sie offensichtlich noch an Dynamik und Tragik. Jedenfalls kennzeichnet sie die Unterdrückung der Wahrheit und die Empörung tapferer und opferbereiter Männer sowie die Verknechtung des Volkes und seiner militärischen Führung, wie sie in einer totalen Entchristlichung zwangsläufig eintritt.

Warum ist der 20. Juli 1944 gescheitert? Wirklich nur aus allzu menschlichem Versagen? Nur aus revolutionärer Unzulänglichkeit

der Beteiligten und Halbheit ihrer Massnahmen? Für Paris gilt dies jedenfalls sehr viel weniger als für den Aufstandsversuch in der Berliner Bendlerstrasse. Im Ganzen bleibt nur die Antwort übrig: Wenn die Knechtschaft eine bestimmte Totalität erreicht hat, kann sie nur noch von aussen aufgebrochen werden. Auch das hat sich am 20. Juli 1944 erwiesen. Es hat sich aber auch gezeigt, dass die Menschen des Massenzeitalters immer und überall von Massenwahn und Massenknechtschaft bedroht sind. Demgegenüber war der 20. Juli 1944 ein Aufstand freier Persönlichkeiten. In Frankreich ist es damals besonders deutlich geworden, dass das deutsche Heer bis zuletzt nicht nur über tapfere Soldaten, sondern auch über eine bemerkenswerte Anzahl von solchen freiheitlichen Männern verfügt hat. In diesem Buch treten sie in Erscheinung. Keinen von ihnen kann auch nur der Schatten eines Verdachtes treffen, dass er militärische Sabotage getrieben oder den Tod von Kameraden verschuldet habe. Es wird im Gegenteil deutlich, dass es nur einen gab, der eine sinnvolle militärische Führung immer wieder durchkreuzt und damit die Leistung der Front im Kriege sabotiert hat: Hitler. Nicht gegen das gutgläubige Volk der Verführten, sondern gegen diesen «Führer» war die Empörung des 20. Juli 1944 gerichtet. Dass aber die Empörer die wahren Einsichtigen waren, können die Dokumente dieses Buches erweisen: sie wussten, was die Fronttruppe nicht wusste, nicht wissen konnte.

Allerdings werden auch in dieser Darstellung noch einige Rätsel und Geheimnisse bleiben, materielle und metaphysische – und das ist gut so. Letzte Antworten auf letzte Fragen kann ein Tatsachenbericht nicht geben; er soll nur die Fakten aufzeigen, die gewissenhaft und gründlich erforscht wurden, und damit zugleich die Grenzen sichtbar machen, an denen das Unerforschliche immer wieder in die Geschichte einbricht. So bleibt auch hier ein Rest des Unerklärlichen, wie in allen Dingen des wirklichen Lebens. Dieses Irrationale aber sollte ein Geschlecht, das so Ungeheuerliches erfahren, nicht länger zum Streit, sondern zum Nachdenken und Schweigen veranlassen, zu neuer Ehrfurcht vor dem Herrn der Geschichte und seinen Geheimnissen.

Die nachfolgende Arbeit über den 20. Juli 1944 in Frankreich will also nicht das Letzte erklären, noch gar über die Beteiligten richten. Denn dies ist nicht mehr die Sache des Berichters und Geschichtsschreibers, sondern die des Geschichtsphilosophen oder noch besser des berufenen christlichen Theologen. Sie mögen dort einsetzen, wo wir hier aufhören. Da der Verfasser sich aber zur Christenheit bekennt, so will er mit diesem Bericht über den 20. Juli 1944 in Frankreich keine alten Wunden aufreissen oder gar neue Gegensätze schaffen, sondern der Wahrheit dienen, die alle von der Last einer dunklen Vergangenheit freimacht und die ehemaligen Gegenspieler aussöhnt. So mögen sich alle von der Tragik in diesem Bericht ergreifen lassen, nicht zuletzt auch die Männer und Frauen der Völker, die Gegner der Deutschen im Kriege waren. Wenn sie dieses Buch lesen sollten, was der Verfasser um ihrer Einsicht willen wünscht, dann werden sie wohl auch die Tragik einer Nation viel besser begreifen, die eine Zeitlang der Knechtschaft anheimfiel – und wissen, dass alle Völker davon bedroht sind. Dass aber in Deutschland der Geist der Männer des 20. Juli weiterlebt, ist inzwischen offenbar geworden. Die Katastrophe von 1945 hat kommen müssen. Aber hat nicht die Wiedergeburt der Freiheit, der wir heute bereits ein neues Leben verdanken, schon am 20. Juli 1944 begonnen?

Dass diese Frage bejaht wird, ist Sinn und Ziel dieses Berichtes. Er zeugt nicht nur von Heldentum, sondern auch von Menschlichem und Allzumenschlichem, von Schuld und Irrtum und Verhängnis auf beiden Seiten. Aber er zeugt auch von reinem Opfer.

Prien am Chiemsee, Frühlingsanfang 1953

Wilhelm Ritter von Schramm

Erster Teil

DIE VORGESCHICHTE

Erstes Kapitel

DIE ANFÄNGE DER KONSPIRATION IM WESTEN

Im Jahre 1943 häuften sich schon die grossen Niederlagen der deutschen Wehrmacht. Mit der Katastrophe von Stalingrad, wo am 2. Februar die letzten Verbände der 6. Armee kapitulierten, hatte es angefangen; am 7. Mai ergaben sich in Tunis die Reste der «Panzerarmee Afrika»; am 11. Juli landeten die Alliierten auf Sizilien und bald auch auf dem italienischen Festland; so kam es am 25. Juli zum Sturz Mussolinis und am 8. September zur Kapitulation Italiens. Das deutsche Ostheer befand sich nach einer kurzen Atempause im Frühjahr in einem zwar noch langsamen, aber schon unaufhörlichen Rückzug unter dem immer stärker werdenden Druck der Russen.

In diesen Schlachten und Operationen hatte sich der Starrsinn des Obersten Befehlshabers, der diktatorisch und von allen Rückschlägen unbelehrbar führte, als immer unheilvoller erwiesen. Die wenigen, die über die deutsche Gesamtlage Bescheid wussten und genügenden Einblick hatten, sich für Deutschlands Schicksal verantwortlich fühlten, konnten nicht mehr daran zweifeln, dass die Katastrophe unausweichlich herannahe und «dass etwas geschehen müsse». Was aber sollte geschehen? Nach Lage der Dinge schien es keinen anderen Ausweg mehr zu geben als die «direkte Aktion», das heisst den gewaltsamen Sturz der derzeitigen Machthaber. Die Widerstandskräfte im Reich, die sich seit Langem um Generaloberst Ludwig Beck und Dr. Carl Friedrich Goerdeler gesammelt hatten, begannen damals eine solche Aktion vorzubereiten. Dabei konnte es nicht ausbleiben, dass sie auch nach Frankreich einen Sendboten schickten,

um dort Mitverschworene zu gewinnen und mit ihnen gemeinsame Pläne abzusprechen. Bei dem allgemein herrschenden Spitzelsystem musste selbstverständlich darauf gesehen werden, eine solche Mission so sorgfältig wie möglich zu tarnen.

So begann die eigentliche Konspiration im Westen im Sommer 1943, nachdem es dort schon immer eine starke Opposition gegen Hitler gegeben hatte. Sie begann mit einem jener Capriccios, wie sie immer wieder in einem Polizeistaat vorkommen: der Emissär der Berliner Fronde, Graf Fritz von der Schulenburg, wurde als Oberleutnant d. R. in die sogenannte «Heldenklau-Kommission» des Generals von Unruh eingeschmuggelt, die nach den schweren Menschenverlusten von Stalingrad und Tunis Heimat und Etappe «auskämmen» und dadurch neue Frontkämpfer gewinnen sollte.

Fritz von der Schulenburg war ein Sohn des bekannten Generals aus dem ersten Weltkrieg und Vetter des ehemaligen deutschen Botschafters in Moskau, Graf Werner von der Schulenburg. Er war früh zur Partei gestossen und nach der Machtergreifung Vizepolizeipräsident von Berlin und später Vizeregierungspräsident von Niederschlesien geworden. Aber seit 1938 hatte er sich vom Nationalsozialismus abgewandt. Das wussten freilich nur seine Freunde. Schulenburg war es auch, der schon 1943 auf baldiges Handeln der Widerstandskräfte gedrängt hat; zudem brachte er seine Freunde Trott zu Solz, Graf Yorck von Wartenburg und den Kreisauer Kreis um den Grafen Moltke mit der militärischen Fronde um den Generaloberst Beck in Verbindung. Dank seiner nationalsozialistischen Tarnung und seiner guten Beziehungen zu den massgebenden militärischen Stellen war es dem Grafen nicht schwergefallen, in jene «Heldenklau-Kommission» eingereiht zu werden und mit ihr in den Westen zu kommen. Er sollte einige Monate in Frankreich bleiben.

Die ersten «Objekte», die Schulenburg bearbeitete, waren die Stäbe des Militärbefehlshabers Frankreich und des Oberbefehlshabers West, jetzt des Feldmarschalls von Rundstedt als des Nachfolgers von Witzlebens. Der Graf wollte sich zunächst einen Überblick über die Einstellung der höheren Offiziere und Beamten in diesen

Stäben verschaffen und dann den Berliner Widerstandskreisen neue Mitarbeiter zuführen. Er musste dann natürlich auch dafür sorgen, dass diese bei ihren Dienststellen bleiben konnten.

Nicht von ungefähr kam Schulenburg mit Ernst Jünger als einem der ersten Offiziere in Frankreich zusammen, und zwar schon am 28. Juli 1943, wie aus Jüngers Tagebüchern hervorgeht. Es war unter den Eingeweihten bekannt, dass der Autor des Kriegsbuches «In Stahlgewittern» schon seit geraumer Zeit die tödlichen Gefahren des Nationalsozialismus erkannt und sich vom nationalistischen Schriftsteller zu einem wirklichen Dichter und Seher gewandelt hatte. So war es naheliegend, dass sich Schulenburg zuerst an Jünger wandte. Aber bei der Aussprache vom 28. Juli 1943, wie bei einer zweiten am 4. Oktober, war offenbar weniger von der Verschwörung als von dem Friedensaufruf, den Jünger eben vollendet hatte, die Rede, wie von der Frage, ob dieser nicht nach Berlin ins Oberkommando der Wehrmacht kommen sollte. Den Friedensaufruf hat Schulenburg damals mitgenommen, doch im Übrigen kam es zu keiner weiteren Bindung.

Der nächste Besuch des Grafen galt Karl Heinrich von Stülpnagel, dem Militärbefehlshaber in Frankreich. Über ihn sind keine Aussagen erhalten, weil die Besprechungen unter vier Augen stattfanden und beide Gesprächspartner im Spätsommer des nächsten Jahres ihr Leben lassen mussten. Es steht indessen fest, dass seit dieser Zeit die bisher losen Fäden zwischen dem Hotel Majestic in Paris, dem Hauptquartier des Militärbefehlshabers in Frankreich, und der Opposition in Berlin sehr viel enger geknüpft wurden.

Der Aufenthalt Schulenburgs hatte im Übrigen die Bildung einer geheimen oppositionellen Zelle im Stab des Militärbefehlshabers zur Folge. Im Keime war sie schon lange vorhanden, und zwar im Verwaltungsstab noch mehr als im eigentlichen Kommandostab – trotz der oppositionellen Haltung, die dieser in seiner Gesamtheit einnahm; denn zum Verwaltungsstab gehörten vorwiegend politisch interessierte und aufgeschlossene Beamte oder Reserveoffiziere. Der politisch aktivste unter ihnen war der Oberstleutnant d. R. Dr. Caesar

von Hofacker, der schon seit längerer Zeit mit den Berlinern in Führung gestanden hatte. Hofacker war und blieb auch der eigentliche «Vormann» der Opposition in Frankreich.

Dem Oberstleutnant stand von Anfang an Dr. Gotthard von Falkenhausen freundschaftlich zur Seite, der als Bankfachmann der Deutschen Botschaft angehörte. Er war ein Neffe des Generals der Infanterie Freiherr von Falkenhausen, des Wehrmachtbefehlshabers von Belgien und Nordfrankreich, der gleichfalls den oppositionellen Kreisen nahestand und mit General von Stülpnagel kameradschaftlich Verbindung hielt. Er war sich mit ihm in der Opposition gegen Hitler einig.

Schulenburg hielt sich – mit Unterbrechungen – vom Ende Juli bis ungefähr Ende November in Paris und in Frankreich auf. Er hatte also Zeit, die Ansichten und Persönlichkeiten der hohen Stäbe kennenzulernen und Mitverschworene zu gewinnen. Aber er hatte auch die Aufgabe, diese Ansichten abzustimmen, weil der Opposition damals noch die einheitliche Gedankenrichtung und die gemeinsame Politik gefehlt hat. Vor allem galt es, den Mann zu finden, der den ersten Schlag gegen Hitler führen sollte. Denn nach Schulenburgs Überzeugung war es allein eine Tat der Gewalt, die Hitler beseitigen und eine politische Neugestaltung des Reiches einleiten konnte. Er war von Anfang an für die radikale Lösung.

General von Stülpnagel hegte gegen die Attentatspläne lange Zeit starke Bedenken, sonst hätte er sich wohl in diesen Monaten sehr viel aktiver verhalten. Trotzdem erklärte er, dass er sich seinem alten Chef, dem Generalobersten Beck gegenüber persönlich verpflichtet fühle. Sicher ist unter vier Augen ganz offen gesprochen worden. Nach dem Willen des Militärbefehlshabers sollte jedoch der Kreis der Eingeweihten so klein wie möglich gehalten werden. Stülpnagel wollte niemand durch die Mitwisserschaft ohne Not in Gefahr bringen und die Konspiration möglichst geheimhalten. Offenbar ist auch auf Ersuchen Stülpnagels der eigentliche Kommandostab von Schulenburg nicht weiter «bearbeitet» worden, denn dieser Kommando-

stab war ja ohne dies einheitlich, zuverlässig und sicher bereit, im Ernstfall seinem Befehlshaber mehr als Hitler zu gehorchen.

Als einer der ersten Mitverschworenen in Frankreich war der Kriegsverwaltungsoberrat Freiherr von Teuchert vom Verwaltungsstab des Militärbefehlshabers gewonnen worden. In noch unveröffentlichten Aufzeichnungen hat er von der damaligen Situation ein anschauliches Bild entworfen:

«Schulenburg drängte zu raschen Aktion. Wenn Berlin nicht loschlage oder das Attentat misslänge, sollte der Westen allein die Initiative ergreifen. Dabei erfuhren wir, dass in der zentralen Leitung noch keine einheitliche Auffassung darüber bestand, ob die Aktion mit der physischen Ausschaltung Hitlers beginnen müsse. Es wurde noch von verschiedenen Seiten die Meinung vertreten, dass der Kampf gegen die Rechtsbrecher des Dritten Reiches nicht mit einem formalen Rechtsbruch eröffnet werden dürfe. In langen und eingehenden Besprechungen konnte Schulenburg von der Unmöglichkeit einer Einzelaktion des Westens überzeugt werden. Frankreich war Etappe, und aus der Etappe konnte und durfte der Umsturz nicht kommen. Voraussetzung wäre unter den damaligen Verhältnissen gleichzeitiges Losschlagen der Front im Osten gewesen; das schien aber weder erwünscht noch durchführbar. Doch sollte, politisch gesehen, der Staatsstreich nicht nur die braune Herrschaft brechen und dem sinnlosen Morden ein Ende machen, sondern gleichzeitig einer europäischen Lösung unter der Führung der Westmächte den Boden ebnen. Dabei war man sich im Klaren, dass diese eine Kapitulation nur annehmen würden, wenn sie gleichzeitig gegenüber den östlichen Alliierten erklärt würde. Auch wusste man, dass sich mancher Beteiligte das Heil aus dem Osten – zum Teil von Seydlitz—Paulus versprach . . . Andererseits war anzunehmen, dass es den Westmächten wohl auch vom Standpunkt der grossen Politik nicht unangenehm gewesen wäre, als erste kampflös in Berlin zu stehen.

An ein selbständiges Handeln im Westen konnte erst gedacht werden, wenn der Angriff dort erfolgte . . . Die Führung im Westen hatte es dann in der Hand, das Tor zum Reich zu öffnen und damit das En-

de im erstrebten Sinne herbeizuführen. Im Sommer 1943 zeichnete sich aber noch nicht genau ab, wann eine solche Entwicklung eintreten werde; es fehlte auch nicht an Stimmen, die die Wahrscheinlichkeit einer Invasion überhaupt bestritten.

Im Spätsommer verliess uns Schulenburg in dem Bewusstsein, dass die Organisation im Westen, wenn auch klein, so doch aktionsfähig war. Einige Fäden hatte er auch zu den Truppenstäben im Lande angeknüpft, und er war mehrmals in Brüssel bei General v. Falkenhausen gewesen, der als absolut zuverlässig galt. Seine dortigen Besprechungen sind aber meines Wissens nicht über ein gegenseitiges Sondieren hinausgekommen. Ausser Zweifel scheint mir aber, dass zwischen Stülpnagel und dem Wehrmachtsbefehlshaber in Belgien mit völlig offenen Karten gespielt wurde . . .»*)

In den Gesprächen mit Fritz von der Schulenburg in Paris zeigte es sich also, dass in den Reihen der Opposition noch keine Einigkeit über drei Fragen herrschte: Ob die Erhebung mit einem Attentat gegen Hitler beginnen sollte, ob und wie man die westlichen Alliierten für einen Friedensschluss würde gewinnen können, und schliesslich, welche Aufgabe den Truppen in Frankreich zugewiesen werden sollte. Bis ins Frühjahr 1944 hinein wurden diese Fragen in Paris und zwischen Paris und Berlin immer wieder erörtert, ohne dass man zu einer Übereinstimmung gelangte. Auch eine Reise Stülpnagels, die ihn im Januar 1944 nach Berlin führte, hat diese Unklarheiten nicht beseitigt.

Würde der Umsturz gelingen, ohne dass Hitler getötet wurde? Würde aber ein solcher Gewaltakt die deutsche Erhebung nicht von vornherein schwer belasten? Das war die schwierigste der Fragen, vor die sich die Widerstandskräfte gestellt sahen. Auch in Paris konnte man sich darüber nicht einigen. Wie einer von ihnen, Walter Bargatzky, berichtet, sind damals zwei Gruppen entstanden: «Die erste hielt die Erschiessung Hitlers für das Gelingen des Umsturzes für unbedingt nötig. Die zweite glaubte, dass der Umsturz auch ohne Tö-

*) Wird von General von Falkenhausen bestätigt

tung von ‚number one‘, wie Hitlers Deckname lautete, gelingen werde und dass man Hitlers später ohne Weiteres habhaft werden könne, um ihn dann zu erschiessen. Ich selber rechnete mich zur letzten Gruppe und trat nach Kräften für die Durchführung des Umsturzes, also dem schlagartigen Vollzug von Massenverhaftungen ein, da ich für diesen Fall eine allgemeine Auflehnung gegen den Nationalsozialismus und im Zusammenhang damit eine Erledigung Hitlers für selbstverständlich hielt. Jedoch setzte sich die Meinung der ersten Gruppe durch und blieb bis zum letzten Tage massgebend.»

Erst im Laufe des Frühjahrs 1944 vollzog sich in Berlin die entscheidende Wendung. Die Führung der Opposition wurde praktisch von Graf Stauffenberg übernommen, der von Anfang an zum Äussersten tendierte. Nun war entschieden, dass Hitler durch ein Attentat fallen sollte. Freilich hatten auch jetzt noch Männer wie Generaloberst Beck ihre inneren Vorbehalte. In Paris fügten sich die Aktivisten unter den Widerstandskräften dieser Entscheidung, wenn manche auch eine schlagartige Verhaftung und ein anschliessendes ordentliches Gerichtsverfahren lieber gesehen hätten. Zu den Entschieden gehörte vor allem der Vetter des Grafen Stauffenberg, eben Caesar von Hofacker, den Stülpnagel seit dem Herbst 1943 zu seinem persönlichen Vertrauten gemacht und als Offizier z. B. V. in seine Nähe gezogen hatte. Aber auch Hofacker hatte noch lange Zeit Mühe, den General von der Notwendigkeit eines Anschlages auf Hitler zu überzeugen.

Wie sehr dieses Problem im Übrigen damals die Gemüter beschäftigte, kann man auch den Pariser Tagebüchern in Ernst Jüngers «Strahlungen» entnehmen. So ist es bezeichnend, dass sich Jünger gerade im Winter 1943/44 mit dem Problem der Attentate befasst und darüber gründliche geschichtliche Studien betreibt. Auf Grund dieser Studien kommt er dann zur Ablehnung gewaltsamer Anschläge, und zwar aus philosophischen Gründen, über die er in den «Strahlungen» schreibt:

«Das Studium der Attentate ist lohnend, weil sie eine der Unbekannten in der historischen Gleichung sind. Das gilt indessen nur für

die unteren Ränge der Betrachtung, denn bei näherer Einsicht treten manche Bestimmungen hinzu. So wird man im Attentäter, selbst im Fall des Wahnsinns, meist nur das Individuum entdecken, das vor dem Hintergrunde von Volksstimmungen, Oppositionen oder bedeutenden Minderheiten sichtbar wird. Ferner muss das Gelingen des Attentates hinzutreten. Der historische Mensch hat seine Aura, seine überlegene Notwendigkeit, eine die unheilvollen Geschosse abweisende Kraft. Hier gilt der Ausspruch Napoleons: dass, solange er im Banne seiner Aufgabe stehe, ihn keine Macht der Erde fällen könne, wozu nach abgelaufenem Amte ein Sonnenstäubchen genügend sei. Wie bringt man aber Caesar und Heinrich IV. in das System? Auch wirken Attentate oft wie Gegengifte, indem sie durch ihre Reaktion die der Zeit zugrunde liegenden Tendenzen deutlicher herausfällen, wie etwa der missglückte Anschlag auf Lenin. Es verrät doch immer ein grobes Denken, wenn man die Repräsentanten in ihrer physischen Erscheinung treffen will. Man köpft die Sprossen von Zweigen, die desto kräftiger ausschlagen.»

General von Stülpnagel teilte diese Auffassung Jüngers über Attentate grundsätzlich. Wenn er aber darüber nachdachte, was denn geschehen sollte, so gewann er die Überzeugung, dass Hitler selbst sein Spiel nie verlorengewinnen und deshalb den Kampf bis zur allgemeinen Vernichtung führen werde. Darum müsse wohl oder übel vorher eingegriffen werden.

Nur die militärischen Befehlshaber, die über grosse Truppenverbände verfügten, wären noch in der Lage, Hitler zu stürzen; das Deutsche Reich könne nur neu gestaltet werden, wenn man den Diktator gewaltsam beseitigte und die hohen Parteifunktionäre in ihrer Gesamtheit verhaftete.

In den Fragen der künftigen Aussenpolitik gingen die Meinungen gleichfalls stark auseinander. In Berlin hatte man einmal daran gedacht, den früheren deutschen Botschafter in Moskau, Graf Werner von der Schulenburg, bei der Heeresgruppe Mitte, die damals noch Feldmarschall von Kluge führte, durch die Linien zu schleusen, damit er mit Stalin persönlich verhandeln könne. Im besetzten Frankreich dagegen dachte man eigentlich nur an eine europäische Lösung

unter der Führung der Westmächte. Diese Konzeption hat dann auch in Berlin immer mehr Anklang gefunden, ohne doch völlig herrschend zu werden. Es war auch bemerkenswert, dass Stülpnagel schon im Februar-März 1943, also unmittelbar nach Stalingrad, einen Abgesandten nach Madrid und Lissabon mit dem Auftrag geschickt hat, über Gewährsmänner festzustellen, wie die westlichen Alliierten die Friedensfühler aufgenommen hätten, die man damals von Berlin aus lanciert hatte.

Diese prekäre Aufgabe hat Dr. Hans Buwert erhalten, der seit April 1941 vom Auswärtigen Amt mit der kommissarischen Leitung des Hachette-Konzerns, des grössten französischen Verlagshauses, beauftragt war. Dr. Buwert war durch den Grafen Dohna, den er von Prag her kannte, und den Berliner Polizeipräsidenten Graf Helldorf mit Hofacker bekannt geworden und dieser brachte ihn Ende 1942 in Verbindung mit Stülpnagel.

Über das Ergebnis seiner geheimen Mission nach Spanien und Portugal berichtet Dr. Buwert:

«Es ist bekannt, dass die Fühlungnahme mit den Alliierten negativ ausgefallen ist. Die Tatsache dieser Fühlungnahme ist lange Zeit geheim geblieben, später dann von den Alliierten sogar bestritten worden; erst die Russen haben – ich glaube im Jahre 1948 – über diese Verhandlungen und ihre Aufnahme durch die Alliierten berichtet. Danach soll Churchill das deutsche Angebot – Waffenstillstand im Westen, Rücknahme der deutschen Truppen an die Westgrenze von 1939, freie Hand für Deutschland in der Weiterführung des Krieges gegen Russland – durchaus wohlwollend aufgenommen haben; Roosevelt dagegen lehnte kategorisch ab; für ihn gab es schon damals nur bedingungslose Unterwerfung.

Im November 1943 nahm ich auf Veranlassung Stülpnagels Verbindung mit der französischen Résistance. Ziel dieser Verhandlungen war, im Falle eines Sturzes des Hitlerregimes die Kampfeinheiten der französischen Resistance zu einer konziliananten Haltung gegenüber der neuen deutschen Regierung zu bewegen und gegebenenfalls im Rahmen der Ereignisse, die sich nach dem Staatsstreich in

der politischen und militärischen Entwicklung ergaben, mit der französischen Resistance zu einer gewissen Zusammenarbeit zu kommen. Für Vichy war die Bildung einer neuen deutschen diplomatischen Vertretung vorgesehen, deren Leitung Caesar von Hofacker übernehmen sollte . . .

Zu diesen Verhandlungen wurde sogar ein französischer Oberst aus London hinzugezogen. Das Ergebnis dieser Verhandlungen war äusserst befriedigend. Die Partner, von denen ich natürlich nur die ‚noms de guerre‘ kannte, sind, sofern sie nicht umkamen, später durch Zufall wieder ausfindig gemacht worden und haben die seinerzeit mit mir in Paris geführten Verhandlungen bestätigt.»

So ist gewiss, dass Stülpnagel im Westen auch politisch das Menschenmögliche versucht hat, bevor er sich entschloss, dem Attentat zuzustimmen. Da er davon überzeugt war, dass auch Frankreich nach dem Abfall Italiens nicht lange mehr werde gehalten werden können, trat er für den Plan ein, die Truppen im Westen zurückzunehmen und die dadurch freiwerdenden Kräfte für die Verteidigung des Reiches und seiner Grenzen zu konzentrieren.

Radikalere Gedanken wurden während des Aufenthaltes Schulenburgs in Paris von dritter Seite geäussert: den Engländern und Amerikanern sollte man, wenn sie landeten, überhaupt keinen Widerstand mehr leisten, sondern ihnen das Tor zum Reich und den Weg nach Berlin öffnen.

Es muss unterstrichen werden, dass diese Pläne die Entschlüsse der militärischen Führung 1944 in keiner Weise bestimmt haben. Als die Invasion am 6. Juni 1944 begann, da gab es für Rommel, zu dessen Befehlsbereich die Normandiefront gehörte, keinen anderen Gedanken als: die Front in Frankreich unter allen Umständen zu halten, ja wenn möglich den angelandeten Feind wieder ins Meer zu werfen. Denn nur eine erfolgreiche Abwehr war, wie man klar erkannte, die erste Voraussetzung dafür, dass der Gegner unter Umständen mit einem verhandelte. Man hätte sich selbst aufgegeben, wenn man der Front den notwendigen Rückhalt entzogen hätte.

Die Verschworenen in Frankreich

Im Verwaltungsstab des Militärbefehlshabers in Frankreich hatte sich also, wie schon berichtet, seit jenem Besuche des Grafen Fritz von der Schulenburg ein kleiner, aber zuverlässiger Kreis gebildet. Ursprünglich wurde sorgfältig darauf gesehen, dass sich jeder nur mit denen besprach, die er selber geworben hatte oder von denen er geworben worden war. Von Schulenburg war, wie wir wissen, als einer der ersten Freiherr von Teuchert gewonnen worden und dieser hatte den Kriegsverwaltungsrat Walter Bargatzky in den Kreis der Widerstandskräfte gezogen. Wie dies geschah, hat Bargatzky selbst in seinen Erinnerungen berichtet:

«Am 5. August 1943 fand vor dem Obersten Kriegsgericht des Militärbefehlshabers in Frankreich gegen zwei Beamte der Militärverwaltung – Dr. Seifahrt und Dr. Kleeberg – ein Strafverfahren wegen Zersetzung der Wehrkraft statt. Beide Beamte waren vom deutschen Reichskommissar in Berlin, Fischböck, angezeigt worden, dass sie in Kreisen der Militärverwaltung fortwährend gegen die Führerpersönlichkeiten des Dritten Reiches gehetzt hätten. Als Belastungszeugen waren hohen Ministerialbeamte aus Berlin erschienen. Da ich mit den Angeklagten persönlich bekannt war, hatte ich ihre Verteidigung übernommen, obwohl ich von der Richtigkeit der Anzeige überzeugt gewesen bin. Die Verhandlung endete mit einem Freispruch. Unter dem Eindruck der Angriffe, die ich gegen den Reichskommissar erhoben hatte, weihte mich wenige Tage später Oberregierungsrat Freiherr von Teuchert, ebenfalls Mitglied der Militärverwaltung, in die damals schon bestehende Aufstandsbewegung ein und bat um meine Mitarbeit, die ich zusagte.»

Ausser diesen beiden genannten Persönlichkeiten sind im Verwaltungsstab nur noch ganz wenige Männer in den inneren Kreis der Verschworenen gezogen worden, und zwar offenbar auf Stülpnagels ausdrücklichen Wunsch hin. Zu Hofacker, Teuchert und Bargatzky kamen nur noch Regierungsrat Dr. Horst und Verwaltungsrat Dr. Thierfelder. Vom Stab des Oberbefehlshabers West gehörte nur der

Abwehroffizier bei der Abteilung Ic, der damalige Hauptmann d. R. Dr. Brink, zu den unmittelbar Eingeweihten. Dr. Brink war im Zivilberuf Rechtsanwalt in Frankfurt. Er konnte leider nicht mehr persönlich gehört werden, denn er ist schon im Jahre 1949 verstorben.

Das eigentliche Haupt der Widerstandsbewegung im Westen war und blieb Hofacker. Als Typ des gebildeten, tatkräftigen Schwaben von leidenschaftlicher Rechtlichkeit wird er von allen geschildert, die ihn gekannt haben. Er ist auch ein tapferer Soldat und Flieger gewesen. Obwohl bereits in den Vierzigern stehend, hatte er den Westfeldzug noch als Geschwaderchef mitgemacht und war auch selbst noch gegen den Feind geflogen. Er war der Sohn des Kommandeurs der 26. (1. königl. württembergischen) Infanteriedivision im ersten Weltkrieg, der später als General der Infanterie jenes Korps bei dem deutschen Durchbruch bei Flitsch und Tolmein geführt hat, dem auch der Truppenteil Rommels angehörte. Auch aus dieser Tatsache ergab sich später eine kameradschaftliche Verbindung zwischen Rommel und Hofacker. Wie im Übrigen Caesar von Hofacker damals gedacht hat, darüber berichtet Ministerialdirektor Dr. Elmar Michel, der Chef der Militärverwaltung beim Militärbefehlshaber;

«In öfteren und längeren Unterhaltungen sprachen wir uns aus über die schweren Mängel und Fehler der deutschen Führung. Bereits im Herbst 1943 sah Hofacker mit Sicherheit die Entwicklung auf eine katastrophale Niederlage zusteuern, die auch die letzte Möglichkeit für einen erträglichen Verhandlungsfrieden beseitigte. Harte Kritik sprach aus seinen Aufzeichnungen . . . Ich konnte damals noch nicht ahnen, welche Rolle im Juli 1944 dieser aufrechte und kerndeutsche Mann spielen und welches tragische Los er erleben sollte.»

Hofacker hatte seit Herbst 1943 jederzeit freien Zutritt zu Stülpnagel. Die beiden Herren sassen oft noch Stunden nach Dienstschluss in Stülpnagels Zimmer. Dabei wurde Sorge getragen, dass sie ungestört blieben. Im Übrigen fungierte Hofacker als Mittelsmann nach Berlin, wo er oft dienstlich zu tun hatte.

Ernst Jünger hat an der aktiven Konspiration in Paris nicht teilgenommen. Das muss auf jeden Fall festgehalten werden. Allerdings

hatte er sich mit Fritz von der Schulenburg eingehend besprochen; ausserdem hatte er auch dem Grafen die Friedensschrift mit nach Berlin gegeben, wo sie indessen offenbar wenig beachtet wurde. Aber das war auch alles: der Autor Jünger hatte in seiner geistigen Entwicklung ein Stadium erreicht, das ihn über die Teilnahme an einer direkten Aktion hinaushob. Kennzeichnend dafür ist ein Gespräch, das er am 27. März 1944 mit Caesar von Hofacker geführt hatte. In den «Strahlungen» ist darüber berichtet.

Hofacker war der Meinung, man müsse Gewalt anwenden – Gewalt gegen Hitler. Denn solange man diesen nicht daran hindere, ans Mikrophon zu springen, werde er in jedem Fall die Massen in fünf Minuten wieder umwerfen. Jünger antwortete Hofacker: «Sie müssen eben auch am Mikrophon stärker sein. Solange Sie diese Kraft nicht besitzen, wächst sie Ihnen auch durch Attentate nicht zu.» Hofacker legte Jünger dann nahe, Paris für einige Zeit zu verlassen; denn Jüngers Sohn Ernst, der unter seinen Kameraden im Sinn seines Vaters gewirkt hatte, war bei der Gestapo angezeigt und verhaftet worden, und Jünger selbst schien gefährdet. Es ist indessen bezeichnend, dass sich trotzdem Stülpnagel von Jünger nicht trennen wollte: er entschied, dass er im Stabe des Militärbefehlshaber zu bleiben habe, deckte ihn gegen alle Anfeindungen und setzte den freundschaftlichen Umgang mit ihm fort.

Im Übrigen war der Winter ziemlich tatenlos vergangen. Es geschah nichts oder nur wenig, was die Pläne der Widerstandskräfte in Berlin oder Paris gefördert oder gar der Erfüllung nahegebracht hätte. Nur die Möglichkeiten der praktischen Vorbereitung wurden überprüft. Dr. Gotthard von Falkenhausen, der Freund und Vertraute Hofackers, schildert in seinen unveröffentlichten Erinnerungen jene abwartenden Monate:

«Der Winter verging, ohne dass die Dinge sich weiter entwickelten. Stauffenberg arbeitete konsequent an seinen Plänen, knüpfte Verbindungen mit Vertrauensmännern bei den verschiedenen Wehrkreiskommandos und bereitete mit minutiösen Generalstabsmethoden die militärische Aktion vor, die sofort dem Attentat folgen sollte.

Daneben liefen die politischen Verhandlungen mit der Gruppe Goerdeler, den Hofacker auch persönlich in Leipzig aufsuchte, und den ins Vertrauen gezogenen Gewerkschaftsführern Leber, Leuschner, Kaiser und Reichwein weiter. Das politische und personelle Programm für die ersten Massnahmen nach dem Gelingen des Umsturzes lag ziemlich fest. Unentschieden blieb zunächst die Frage, zu welchem Zeitpunkt eine unter ziviler Leitung stehende Regierung die vollziehende Gewalt aus den Händen der Militärs übernehmen, insbesondere wer die politische Verantwortung für die sofort einzuleitenden Waffenstillstandsverhandlungen übernehmen sollte. Die Entscheidung darüber blieb Generaloberst Beck überlassen.

Aus dieser Zeit ist mir noch ein Zusammentreffen mit Graf Moltke in Erinnerung, den ich bei gemeinsamen Freunden traf. Er war dienstlich nach Paris gekommen, um nach Mitteln zu suchen, das von Hitler eingeführte, verhängnisvolle und unmenschliche System der Geislerschiessungen abzuschaffen. Auf dem gemeinsamen Heimweg präzierte ich meine Ansicht dahin, dass man um jeden Preis Hitler gewaltsam beseitigen müsse. Er widersprach und sagte: „Lassen Sie ihn leben; er und seine Partei müssen bis zum Ende die Verantwortung für das verhängnisvolle Schicksal tragen, das sie dem deutschen Volke bereitet haben. Nur so lässt sich die nationalsozialistische Ideologie ausrotten/“

Ich war auf Wunsch Hofackers im Januar und Februar 1944 für je zwei Tage in Berlin, nahm in der Wohnung Stauffenbergs in Nikolassee mit dessen Onkel und Vertrauensmann Graf Uexküll Verbindung auf und sprach ferner eingehend mit dem mir befreundeten Herrn von Plettenberg in Potsdam: Wir stellten gegenseitig fest, dass die Dinge in den besprochenen Bahnen weiterbearbeitet würden, ohne aber Form und Zeitpunkt des ersten Schlages fest verabreden zu können. Jedes Attentat bleibt in gewissem Umfang ein spontaner Akt, geboren aus einer sich plötzlich ergebenden Situation; es lässt sich nicht ausarbeiten wie eine Generalstabsarbeit. . . Sowohl Uexküll wie Plettenberg äusserten sich verzweifelt über die Verständnis-

und mutlose Haltung der hohen Generalität, die trotz besserer Erkenntnis den Entschluss zu verantwortungsbewusstem Handeln nicht finden konnte.

Wir erörterten dabei auch die Resonanz, die unsere Pläne im Ausland, insbesondere in England, bisher gefunden hatten, und stellten fest, wie verhängnisvoll für die Tätigkeit der Widerstandsbewegung die Verständnislosigkeit war, auf die sie dort stiess. Schon vor dem Kriege, insbesondere während der Sudetenkrise 1938, war versucht worden, mit englischen Kreisen Fühlung zu bekommen; vielleicht hätte eine Ermutigung von dieser Seite die Kräfte schon damals in Bewegung gebracht, die Chamberlains Deutschlandreise dann lahmlegte, und den späteren Selbstmord Europas verhindert. Es ist nicht zu leugnen, dass die damalige englische Regierung durch ihr Paktieren mit einem Regime, das die Times bereits nach den Morden vom 30. 6. 1934 als ‚government of gangsters‘ bezeichnet hatten, mehr zur Festigung von Hitlers Herrschaft getan hat als Millionen von blinden und gutgläubigen Deutschen, die ihm folgten, weil sie sich durch Scheinerfolge blenden liessen.

Auch während des Krieges waren die Fäden nicht ganz abgerissen. Insbesondere hatten Vertreter kirchlicher Kreise, Abgesandte Goerdelers und Beauftragte des Admirals Canaris über Schweden und die Schweiz Gelegenheit, mit englischen Stellen in Kontakt zu kommen. Mir ist kein Fall bekannt, in dem von der anderen Seite den Vertretern eines neuen Deutschland eine Chance gegeben worden wäre. Das sterile Schlagwort des ‚unconditionel surrender‘ beherrschte die alliierte Politik . . .

Im Jahre 1814 hatten die Staatsmänner Europas noch einen Begriff davon, dass die abendländischen Nationen in einer Schicksalsgemeinschaft verbunden seien. Man beseitigte Napoleon und schonte das französische Volk. Im Zeitalter der technischen Zivilisation und des totalen Krieges erlosch bei den Staatsmännern das Gefühl für diese Verbundenheit: Man bekämpfte nicht mehr die Unterdrücker und Zerstörer der christlichen Kultur, sondern ein Volk, das unter ihrer Herrschaft am schwersten zu leiden hatte . . .

Ich selbst weiss aus zahllosen, mehr oder minder vorsichtig geführten Unterhaltungen mit gutwilligen und verständnisvollen Männern, dass sie vor der Beteiligung an einer Aktion zurückschreckten, deren Konsequenz die Auslieferung eines macht- und wehrlosen Deutschland an Feinde sein musste, die durch keine Zusagen gebunden waren.»

Diese Tatsachen sah natürlich auch Stülpnagel. Er war politisch zu klug und durchgebildet und diplomatisch viel zu erfahren, um sich darüber irgendwelche Illusionen zu machen. Aber was sollte, was konnte sonst geschehen? Stülpnagel hatte auf der anderen Seite eine viel zu starke Bindung an die Gegebenheiten, um sich in diesem Fall die Philosophie Ernst Jüngers ganz zu eigen zu machen, die der gewaltsamen Lösung misstraute. In diesem inneren Zwiespalt schien er zeitweilig zu resignieren. So berichtet Falkenhausen weiter, es habe Augenblicke gegeben, wo General von Stülpnagel sich enttäuscht und skeptisch von dem ihm aussichtslos erscheinenden Plan zurückziehen wollte und wo es nur dem Zuspruch Hofackers gelungen sei, ihn bei der Stange zu halten.

Über diesem untätigen Zu warten wurde es Frühjahr 1944. Da nahmen die Ereignisse im Westen eine Wendung, die selbst den Skeptiker von Stülpnagel mit neuer Hoffnung, ja Zuversicht erfüllte.

Zweites Kapitel

ROMMEL

Im Frühjahr 1944 änderte sich die Lage der Opposition, die bisher schon im besetzten Frankreich bestanden hatte, vollkommen, und zwar geschah dies aus einem überraschenden Grunde: sie gewann in Feldmarschall Erwin Rommel nicht nur einen Bundesgenossen, sondern bald einen aktiven Führer. Es ist schon viel über die Wandlung Rommels geschrieben worden, aber gerade deshalb erscheint es nötig, sie hier in dem Lichte zu zeigen, wie sie sich damals in Wirklichkeit darstellte.

Der Feldmarschall war im Herbst 1943 zum Inspekteur der Westbefestigungen und am 1. Januar 1944 zum Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B im Westen ernannt worden. Diese Ernennung wurde vom Oberkommando West und den anderen hohen Stäben in Frankreich zunächst mit grossem Vorbehalt aufgenommen. Denn Rommel galt damals immer noch als einer der «Paladine des Führers». Nicht nur die Opposition, auch eine ganze Anzahl von älteren Offizieren glaubten so in dem «Wüstenfuchs», der zu Beginn des Krieges 1939 Kommandant des Führerhauptquartiers gewesen war, einen militärischen Emporkömmling, ja einen «Nazigeneral» sehen zu müssen, da er weder einer alten Soldatenfamilie entstammte noch die «höheren Weihen» des Generalstabs erhalten hatte. Man argwöhnte, dass er seine ungewöhnliche Karriere vom Oberst zum Generalfeldmarschall in nicht ganz vier Jahren neben seinen unzweifelhaft grossen Verdiensten in Afrika doch auch einer ausgesprochenen «Gefolgstreue» verdankte. Seine grosse Popularität, die grösste aller deutschen Generale im zweiten Weltkrieg, wurde nicht nur seinen nicht

nicht zu bestreitenden Leistungen auf dem Schlachtfeld, sondern auch einem propagandistischen «Rommel-Rummel» zugeschrieben, der zu der traditionellen Zurückhaltung des älteren Offizierskorps der Öffentlichkeit gegenüber nicht passte. So ist kein Zweifel, dass man den «Wüstenfuchs» lange Zeit in manchen konservativen Kreisen nicht richtig einschätzte. Auch aus Missgunst ist er angefeindet worden. Dass Rommel zu einem Widersacher Hitlers werden, ja zu der militärischen und politischen Opposition stossen könne, daran glauben zu Beginn des Jahres 1944 wohl nur ganz wenige.

Der Mann, dem Rommel zuerst sein politisches Vertrauen geschenkt hat, war auch kein Militär, sondern ein schwäbischer Landsmann, der damalige Stuttgarter Oberbürgermeister Dr. Karl Strölin.

Auch Strölin hatte einmal Hitler angehangen, weil er an dessen staatsmännische und militärische Fähigkeiten glaubte. Aber dieser Glaube war im Laufe der Zeit einer zunehmenden Ablehnung gewichen, vor allem, nachdem sich Hitler nicht nur des gesamten Staatsapparates, sondern auch des Oberbefehls über die deutsche Wehrmacht diktatorisch bemächtigt hatte. Vollends die Greuel, die auf Hitlers Initiative zurückgingen und von denen immer mehr Nachrichten durchsickerten, empörten den Stuttgarter Oberbürgermeister wie viele, die dergleichen vielleicht noch 1933/34 für «Übergänge» und «Revolutionserscheinungen» gehalten hatten.

Im Februar 1944, also bald, nachdem Rommel sein Kommando über die Heeresgruppe im Westen übernommen, trafen sich der Feldmarschall und der Oberbürgermeister in Rommels Hause in Herrlingen bei Ulm. Bei dieser Gelegenheit haben sie sich rückhaltlos über die politische und militärische Lage ausgesprochen. Sie waren sich bald darüber einig, dass die gewissenlose, in ihrem unbelehrbaren Eigensinn schon pathologisch gewordene «Führung» durch Hitler unausweichlich in den Abgrund führen müsse. Beiden war klar, dass nicht nur eine deutsche, sondern auch eine abendländische Katastrophe herannahte, wenn man sich nicht zu einem gemeinsamen Widerstand aufraffte.

Übrigens war der Stuttgarter Oberbürgermeister sowohl aus eigener Initiative als auch auf den Wunsch seines alten Kollegen Dr. Gerdeler an Rommel herangetreten. Der erste Kontakt zwischen oppositionellen Kreisen und dem volkstümlichsten deutschen Feldmarschall ist also von ziviler Seite her aufgenommen worden. Dort schätzte man wohl den weithin berühmten Soldaten höher und unbefangener als mancher seiner älteren Kameraden. Auch sahen die Zivilisten klarer, dass nur der volkstümliche Soldat im Kriege die Macht und Autorität besass, einen politischen Umschwung herbeizuführen; dazu kam noch die Popularität Rommels bei den westlichen Gegnern. Er war also der einzige Mann, der gegebenenfalls Verhandlungen mit ihnen einzuleiten vermochte.

Nach dieser Besprechung im Februar 1944 war es wohl kein Zufall, dass Rommel bald darauf seinen schwäbischen Landsmann, den Generalleutnant Dr. Hans Speidel, als Generalstabschef anforderte. Schon bei den Unterhaltungen zu Hause war dessen Name gefallen.

Rommel und Speidel

Man muss sich klar darüber sein, dass weder Rommel noch Speidel unmittelbar zu der Berliner Opposition um Beck und Stauffenberg gehört haben. An Rommel war bisher niemand aus diesen Kreisen herangetreten, und Speidel war bisher von seinen militärischen Aufgaben an der Ostfront ganz und gar in Anspruch genommen. Er hatte zwar als Gehilfe des deutschen Militärrattachés in Paris 1937 Generaloberst Beck bei dessen «privatem» Besuch der Weltausstellung zu Marschall Pétain und General Gamelin begleitet, war aber dann nur noch ein einziges Mal mit den Kreisen Becks in Berührung gekommen, als er 1942 durch Berlin an die Ostfront reiste. In den Jahren, die er als Chef des Stabes der 8. Armee im Osten verbrachte, waren die täglich drängenden Sorgen dann ganz im Vordergrund gestanden. So war Speidel, als er am 15. April 1944 nach einer kurzen

Zwischenmeldung im Führerhauptquartier bei Rommel eintraf, nicht mehr und nicht weniger «oppositionell» als die meisten höheren Generalstabsoffiziere des Heeres, die einen genauen Einblick in die Lage besaßen und täglich mit dem Starrsinn der Hitlerschen Führung zu kämpfen hatten. Aber diese Opposition war noch nicht zur Konspiration geworden. Allerdings verfügte ein Mann wie Speidel über eine ungewöhnliche Bildung und politische Begabung, wozu – wie bei Rommel – eine ausgesprochene schwäbische Rechtlichkeit hinzukam.

Bei Rommel selbst war im Frühjahr 1944 kein Ressentiment mit im Spiel, wie von einigen behauptet wurde. Ein Gefühl der Zurücksetzung oder persönliche Gründe sind für seinen Widerstand gegen Hitler niemals massgebend gewesen. Er hat sich nur aus sachlichen und ethischen Motiven immer weiter von Hitler entfernt, um schliesslich zum entschiedenen Widersacher zu werden. Mit dem nüchternen Blick des geschulten Soldaten und der Verantwortung des Führers sah und beurteilte er die Lage von hoher Warte aus. Vor El Alamein, dann in Italien und jetzt in Frankreich hatte er die strategischen Phantastereien Hitlers gründlich kennengelernt.

Am Abend des 15. April hielt ihm sein neuer Generalstabschef auf dem Schlosse La Roche-Guyon an der Seine einen Vortrag über seine Erfahrungen im Osten. Schon dieser erste Bericht, der zugleich eine realistische Schilderung der Utopien des Führerhauptquartiers brachte, zerstörte Rommels letzte Illusionen. Er hatte ja selbst im vergangenen Sommer die Atmosphäre um Hitler studieren können, als er sich nach seiner Genesung längere Zeit in Ostpreussen aufhielt. Jetzt aber hörte er, dass sich trotz aller weiteren Rückschläge und Niederlagen bei Hitler nicht das Geringste geändert hatte: in Berchtesgaden, wo damals das Führerhauptquartier lag, lebte man immer noch wie in einem rosafarbenen Nebel, während es unaufhaltsam der Katastrophe entgegenging. Nun musste endlich gehandelt werden. Über das Wie war sich freilich auch Rommel noch nicht im Klaren...

Es ist bezeichnend, dass im April 1944 die Opposition in Paris Rommel noch keine oppositionelle Haltung zutraute. Vielmehr setz-

te sie ihre Hoffnung auf Speidel. Darüber schreibt Freiherr von Teuchert, heute Vizepräsident der Regierung von Oberbayern, der, wie wir wissen, bereits seit dem Sommer 1943 zu den Widerstandskräften in Frankreich gehört hat:

. in dieser mehr als schwierigen Lage kam als Lichtblick die Ernennung General Speidels zum Generalstabschef der Heeresgruppe Rommel. Speidel, ein ungewöhnlich fähiger Offizier mit politischem Horizont, war uns kein Unbekannter: fast zwei Jahre lang, bis 1942, hatte er die gleiche Stellung in Paris beim Militärbefehlshaber innegehabt und war mit verschiedenen Herren des Hauses in Verbindung geblieben; zudem gehörte sein Schwager, Regierungsrat Dr. Horst, zu unserem engeren Kreise. Der Weg zu Rommel musste von Speidel geebnet werden. Horst übernahm es, bei seinem Schwager vorzufühlen. Die Besprechung fand Anfang Mai im Hotel Raphael statt. Speidel nahm die Nachricht von dem Bestehen und den Plänen der Umsturzbewegung mit Erstaunen und Ergriffenheit zur Kenntnis und sah sofort seine Aufgabe vorgezeichnet. Als Chef der 8. Armee, die im Osten lange Monate in schwerste Kämpfe verwickelt war, hatte er die Fühlung mit dem politischen Geschehen verloren. Jetzt war auf diesem Gebiet Gelegenheit zu höchster Bewährung gegeben. Mit äusserster Vorsicht und Klugheit musste vorgegangen werden. – Es war ein weiter Weg vom ‚Paladin des Führers‘ zur tragenden Figur des Umsturzes, den Rommel in kurzer Zeit zurücklegen musste.»

Allerdings wusste Freiherr von Teuchert damals noch nichts von den «hochverräterischen» Gesprächen, die Rommel und Speidel unterdessen bereits geführt hatten. Er wusste auch nichts von der Verbindung, die Speidel mit seinem früheren Vorgesetzten, dem General der Infanterie Karl Heinrich von Stülpnagel, dem Militärbefehlshaber in Frankreich, inzwischen hergestellt hatte: eine solche Verschwiegenheit war nun einmal bei einer Konspiration unbedingt nötig.

Bereits am 20. April 1944, an Hitlers Geburtstag also, war Speidel nach Paris gefahren, um Stülpnagel zu besuchen. Aber dieser Besuch entsprang nicht nur der Höflichkeit und alter Anhänglichkeit, er hatte

auch noch ganz andere, ausgesprochen politische Gründe. Es galt, eine Verbindung zwischen Stülpnagel und Rommel herzustellen. Bald sollte sich eine unerwartete Gelegenheit dazu bieten.

Drittes Kapitel

STÜLPNAGEL

General der Infanterie Karl Heinrich von Stülpnagel, seit dem 1. März 1942 Militärbefehlshaber in Frankreich, steht von Anfang an im Mittelpunkt der Opposition gegen Hitler im Westen. Er ist eine in vieler Beziehung ungewöhnliche, seine Kameraden und Standesgenossen überragende Gestalt. Man kann zwar nicht sagen, dass er die treibende Kraft der Widerstandskräfte im Westen gewesen wäre, aber vielleicht war dieser humane Mann mit der ungewöhnlichen Bildung und noblen Gesinnung tatsächlich ihre Seele, die Personifikation des deutschen Gewissens, das sich gegen den totalen Anspruch der Nihilisten in unserem Lande auflehnte und eine europäische Ordnung nach christlichen und humanitären Grundsätzen wiederherzustellen wünschte.

Der General ist den Weg zum Meuterer schweren Herzens gegangen: nach langem Zögern und quälenden Zweifeln sieht dieser Edelmann, ähnlich wie sein früherer nächster Vorgesetzter im Generalstab des Heeres, Generaloberst Ludwig Beck, schliesslich keinen anderen Ausweg mehr, als einem Anschlag zuzustimmen, um den Abgott der Massen, Adolf Hitler, zu beseitigen und dadurch den Weg zur politischen Neugestaltung freizumachen. Stülpnagel tut es mit tiefem innerem Widerstreben, nicht mit «eiskalter Entschlossenheit»; er tut es nach langem Zögern schliesslich in einem Augenblick der Verzweiflung. Dies und nichts anderes werden die nachfolgenden Seiten zeigen.

Es ist bekannt, dass sich das Schicksal Karl Heinrich von Stülpnagels 1944 erfüllt hat, ohne dass er sein Ziel erreichte. Die Pharisäer aller Lager werden es sicher heute genau und besser wissen, wie

Stülpnagel hätte handeln sollen. Diejenigen, die der Gewalt immer zustimmen, wenn sie nur Erfolg hat, werden über ihn und sein Schicksal die Achseln zucken, weil ihm eben der Erfolg versagt blieb – die Unbefangenen aber, die sich noch zu dem Geschlecht rechnen, das aus dem Dunkel ins Helle strebt, sie werden den reinen Atem spüren, der durch dieses Schicksal hindurchweht. Es ist ein ergreifendes Schicksal vom Rang der klassischen Tragödie. Deshalb wird es auch hier mit allen dramatischen Einzelheiten geschildert.

Was Karl Heinrich von Stülpnagel als Mensch war, das mögen diejenigen bezeugen, die ihm in jenen Jahren und Tagen besonders nahegestanden haben.



Der General der Infanterie Karl Heinrich von Stülpnagel war der Nachfolger seines entfernten Veters Otto von Stülpnagel, der wegen Differenzen mit dem OKW und dem Führerhauptquartier als Militärbefehlshaber in Frankreich zurücktrat. Nach dem Urteil der Männer, die darüber Bescheid wussten, kam mit ihm einer der bestqualifizierten Offiziere des Generalstabs des Heeres auf diesen verantwortlichen Posten, ein Mann, vielleicht weniger von der Art Schlieffens, als von dem philosophischen Geiste Scharnhorsts.

Heinrich von Stülpnagel war aus dem ersten Weltkrieg als Generalstabshauptmann zurückgekehrt und dann weiter im Generalstab aufgestiegen, wenn er auch, den deutschen Gepflogenheiten entsprechend, zwischendurch immer wieder eine Truppe geführt hat. 1938 zum Beispiel war er Divisionskommandeur in Lübeck gewesen, woran er sich stets besonders gerne erinnerte. Am 5. Februar 1938, mit 52 Jahren, wurde er Oberquartiermeister II im Generalstab des Heeres, dann Oberquartiermeister I; er war damit an die Spitze der militärischen Hierarchie und in eine Dienststellung gelangt, die von

vielen noch immer als eine Fortsetzung des «Grossen Generalstabs» angesehen wurde, aber zu diesem Zeitpunkt ihre herrschende Bedeutung in Wirklichkeit schon verloren hatte, nachdem die deutschen Streitkräfte 1935 in drei Wehrmachtteile mit drei eigenen Generalstäben aufgegliedert wurden. Dies entsprang aber durchaus nicht etwa der militärischen Zweckmässigkeit, sondern dem Bedürfnis Hitlers, zu teilen und zu herrschen.

1939 gehörte Stülpnagel zu denjenigen Generalen, die den Gedanken an einen Angriff im Westen strikt ablehnten. Unter massvoller Behandlung der Polenfrage wollte er zu einer Verständigung mit Frankreich und England kommen. Als Hitler nach dem Ende des Polenfeldzugs am 27. September den drei Oberbefehlshabern der Wehrmachtteile bekanntgab, er sei entschlossen, im Westen anzugreifen und dabei auch auf die Neutralität Belgiens und der Niederlande keine Rücksicht zu nehmen, da schlossen sich verschiedene oppositionelle Gruppen im Heere zu einer Gegenaktion zusammen. Man erinnerte sich der verhängnisvollen Folgen des deutschen Neutralitätsbruches von 1914. So reifte in Zossen, dem damaligen Sitz des Hauptquartieres des Heeres, der Entschluss, den Weg zu Friedensverhandlungen gewaltsam zu öffnen, notfalls indem man das Regime Hitlers mit einem Handstreich beseitigte. Auf Grund einer geheimen Weisung von Halder wurde unter seinem Stellvertreter, eben dem General Heinrich von Stülpnagel, ein Arbeitsstab gebildet, der das Notwendige vorbereiten sollte. Für die Aktion waren Kommandeure von Truppenteilen gewonnen worden, die jetzt auf dem Rückmarsch von Polen in der Nähe Berlins standen. In diesem Zusammenhang taucht auch der Name des Generals Hoepfner zum ersten Male auf, der später als einer der Hauptbeteiligten dem 20. Juli zum Opfer fallen sollte.

Es ist indessen seltsam, von welchem Unstern die Attentatspläne gegen Hitler von Anfang an verfolgt waren. Schon damals machte ein unvorhergesehenes Ereignis alle Planungen zunichte: der mysteriöse Anschlag im Münchner Bürgerbräukeller am Abend des 8. November 1939, dessen Hintergründe bis heute noch nicht geklärt sind. Jedenfalls musste man danach befürchten, dass Hitler und Himmler

einen neuen «30. Juni» inszenieren oder zumindestens überall Untersuchungen anstellen lassen würden. So mussten damals notgedrungen die weiteren Vorbereitungen für einen Staatsstreich abgeblasen werden. Am 23. November hat dann Hitler den Oberbefehlshabern jene berühmte Rede gehalten, in der er nicht nur den Eroberungskrieg proklamierte, sondern auch den «Geist von Zossen» anprangerte. Er hat schon damals gedroht: «Ich werde vor nichts zurückschrecken und jeden vernichten, der gegen mich ist.»

Der Westfeldzug konnte jetzt nicht mehr verhindert werden. Nach seinem überraschenden Blitzerfolg ist dann Hitler von Göring zum «grössten Feldherrn aller Zeiten» ausgerufen worden. Das Verhängnis war nicht mehr aufzuhalten . . .

Bei der deutsch-französischen Waffenstillstandskommission

Stülpnagel zog damals die Konsequenzen daraus, dass seine und Halders politisch-militärische Konzeption nicht mehr durchdrang, und bat um seine Ablösung als Quartiermeister I. So wurde er im Mai 1940 kommandierender General des II. Armeekorps. Aber schon im Juli des gleichen Jahres sollte sich seinen politischen Interessen wie seiner diplomatischen Begabung ein neues Tätigkeitsfeld eröffnen: auf Grund der ausgezeichneten Personalpolitik, die damals noch im Heerespersonalamt getrieben wurde, aber auch dank des Einflusses solcher Persönlichkeiten, die eine Verständigung mit dem Westen herbeiwünschten, wurde Stülpnagel zum Vorsitzenden der deutsch-französischen Waffenstillstandskommission in Wiesbaden ernannt und so mit einer Aufgabe betraut, für die er von vornherein prädestiniert war. Auch durch seine frühere Tätigkeit als Chef der Abteilung «Fremde Heere» im Generalstab war er für diese militärische Stellung besonders vorbereitet.

Die Tätigkeit Stülpnagels an der Spitze der Waffenstillstandskommission hat aber nur bis zum Februar 1941, also noch nicht acht Monate gedauert. Das hatte allerdings seine besonderen Gründe.

Siegfried Westphal, der ebenfalls der Waffenstillstandskommission angehörte und später Generalstabschef Kesselrings in Italien und dann Rundstedts im Westen wurde, berichtet in seinem Buche «Heer in Fesseln» darüber:

«Unter der Führung ihrer Vorsitzenden, der Generale v. Stülpnagel und später Vogl, setzte sie (*die Waffenstillstandskommission*) ihren Ehrgeiz darein, nichts Unbilliges zu fordern, sondern im Rahmen ihrer Möglichkeiten das Los des französischen Volkes zu erleichtern. Das trug ihr sehr bald das Misstrauen führender Männer des ‚Dritten Reiches‘ ein. Keitel hielt es für notwendig, Stülpnagel telegraphisch darauf aufmerksam zu machen, dass er ‚nicht den französischen Interessen Vorschub zu leisten habe‘. Göring ging gleich einen Schritt weiter und sprach in einem anderen Telegramm von einer ‚schwachen und franzosenhörigen‘ Kommission. Es konnte daher nicht wundernehmen, dass der Aufgabenkreis und damit die Wirkungsmöglichkeit der deutschen Waffenstillstandskommission sehr bald eingeschränkt wurden . . . Ausserdem wurde in Paris eine Deutsche Botschaft mit besonderen Aufgaben errichtet. Sie und später noch andere, neu eingesetzte bzw. von Deutschland aus unmittelbar eingreifende Stellen, wie zum Beispiel der berüchtigte ‚Einsatzstab Rosenberg‘, Organe des Vierjahresplans und Sauckels griffen zwangsläufig besonders in den Aufgabenbereich des Militärbefehlshabers in Frankreich ein. Dieser wurde nach der Schaffung eines ‚Höheren SS- und Polizeiführers Frankreich‘ auch in der Exekutive entmachtet. Bald war in den Beziehungen zu Frankreich die damals allorts übliche Mehrgleisigkeit hergestellt . . . Die ausserhalb des Wirkungsbereichs militärischer Behörden liegenden Eingriffe haben dem deutschen Ansehen vielfach einen Schaden zugefügt, der von niemand mehr als dem Soldaten bedauert wurde und lange anhalten wird. . . Eine schwere Sorge für die französische Regierung bildeten die Besatzungskosten. Frankreich musste anfangs täglich 20’000’000 Mark – gleich 400’000’000 Franken – bezahlen. Der Vorsitzende der Waffenstillstandskommission, General v. Stülpnagel, hielt diese Summe für viel zu hoch und in ihren Auswirkungen auf die französische

Währung und Wirtschaft für äusserst schädlich. Die Entscheidung lag aber allein beim Auswärtigen Amt und bei Göring als dem Leiter des Vierjahresplanes. Erst im Frühjahr 1941 wurde die erste wesentliche Senkung der Besatzungskosten erreicht.»

General von Stülpnagel war, wie man sieht, seinem ganzen Wesen und Werden nach dem Westen, der westlichen Kultur und Zivilisation verpflichtet und ist es immer geblieben. Trotz seines altpreussischen Namens war er kein «Voll»-Preusse, sondern mütterlicherseits ein Enkel des aus den Kämpfen um Orléans 1870/71 rühmlich bekannten bayerischen Generals von der Tann. Auch war er nicht durch das Kadettenkorps gegangen, sondern hatte das Frankfurter Lessinggymnasium absolviert, da er, obwohl in Berlin geboren, in Frankfurt aufwuchs. Seine militärische Laufbahn begann, nach einem allerdings kurzen Studium an der Universität Genf, beim Hessischen Leibregiment 115 in Darmstadt. Ähnlich wie bei dem grossen Schauspieler Albert Bassermann, mit dem Stülpnagel eine gewisse physiognomische und Typenähnlichkeit hatte, schimmerte die legere hessische Mundart immer noch durch das Hochdeutsch und der freigebo-rene Herr mit den ungezwungenen Manieren durch die soldatische Attitüde.

So sah ihn Ernst Jünger

Stülpnagel war eine fast zarte Persönlichkeit von ungewöhnlichem Wissen und einer unverkennbaren geistigen Grazie. Als Militärbefehlshaber in Frankreich hat er sich persönlich die grösste Zurückhaltung auferlegt. Wie die Gräfin Podewils, seine langjährige Pariser Privatsekretärin, bezeugt, erschien er kaum in der Öffentlichkeit, auf Festen oder Empfängen, an denen es in jenen Jahren in Paris nicht gefehlt hat. Seine Lebensführung war unauffällig und bescheiden, doch hatte er einen ausgesprochenen Sinn für Symposien. Keine Gestalt ist von Ernst Jünger in seinen «Strahlungen» mit der gleichen

Liebe und Eindringlichkeit geschildert worden wie die von Stülpnagel. So etwa gleich bei der ersten Begegnung:

«Paris, 10. März 1942. Am Abend mit dem neuen Oberbefehlshaber, Heinrich von Stülpnagel, im runden Salon (*im Hotel Raphael, dem Kasino der Führungsabteilung des Militärbefehlshabers*), Wir sprachen über die ‚Marmorklippen‘, im Anschluss daran über Botanik und endlich über byzantinische Geschichte, in der er bewandert ist. . . Im Gegensatz zu seinem Vorgänger und Vetter besitzt er unverkennbar Désinvolture und auch den königlichen Zug, der einer solchen Stellung angemessen ist. Auch ziert ihn ein Lächeln, das für ihn wirbt. Man merkt das bis in die Bedienung, so an der Art, in der der Maître und Madame Albertine aufwarten.»

Am 31. Mai 1944, also mehr als zwei Jahre später, hat Ernst Jünger in den «Strahlungen» noch einmal ein Bild Stülpnagels entworfen, das wert ist, der Nachwelt erhalten zu bleiben:

«Was Heinrich von Stülpnagel betrifft, der zur Unterscheidung von anderen Generalen dieses alten Soldatengeschlechtes auch als der ‚blonde Stülpnagel‘ bezeichnet wird, so trägt er fürstliche Züge, wie sie der prokonsularischen Stellung zukommen. Dazu gehört die Schätzung der Ruhe, der Musse, der Einwirkung auf einen kleinen geistigen Kreis. Das alles unterscheidet sich von dem Getriebe, das man sonst in höheren Stäben trifft. Sein vornehmer Charakter neigt der geistigen Wertung des Menschen zu. Sein Leben erinnert an das eines Wissenschaftlers. Er sucht den Umgang mit Mathematikern und Philosophen, und in der Geschichte fesselt ihn das alte Byzanz. Doch darf man sagen, dass er als Feldherr gut führte, als Staatsmann gut verhandelte und als Politiker nie den Blick für unsere Lage verloren hat. Das alles macht verständlich, dass er von Anfang an einer der grossen Gegenspieler Kniebolos (*Deckname für Hitler*) gewesen ist. Doch ist er müde, wie es mir vor allem aus einer seiner Gesten deutlich wird, die sich oft wiederholt: Er pflegt sich mit der linken Hand den Rücken zu streichen, als ob er ihn stützte oder seine Haltung aufrichtete. Dabei befällt ein sorgenvoller Ausdruck sein Gesicht.»

In der Tat: Heinrich von Stülpnagel ist von Anfang an einer der grossen Gegenspieler Hitlers gewesen. Durch Art, Herkunft und Bildung war er geradezu für diese Gegnerschaft vorbestimmt. Die Welt, die Erziehung, die Laufbahn, aus der er kam, verpflichteten ihn einer Weltanschauung, die sich zu der Hitlers wie Wasser zu Feuer verhalten musste. Diese innerste Differenz war von jeher da, musste jedoch umso stärker hervortreten, je mehr sich Hitler zum gewissenlosen Gewaltmenschen entwickelte, was allerdings erst in den letzten Jahren des Krieges vollkommen sichtbar wurde. Eine solche Erkenntnis führte Stülpnagel nach und nach über Kritik und passive Resistenz zur Obstruktion und zur Opposition und schliesslich bis zum aktiven Widerstand, für den er als Opfer fiel. Unter den Generalen des Dritten Reiches hatte Stülpnagel nicht viele seinesgleichen. Er war einer der letzten Gestalten ritterlicher Verfeinerung und fast noch klassischer Humanität.

Nun war General von Stülpnagel also seit März 1942 Militärbefehlshaber in Frankreich. Seine Berufung stand von Anfang an unter dem Zeichen der «Westlösung», jener politischen Konzeption, mit den Westmächten zu einer Vereinbarung zu kommen, wie er das in Übereinstimmung mit Bech schon im Herbst 1938 und dann 1939 mit Halder erstrebt hatte. Weder die Opposition um Beck noch die Fronde des Generalstabs unter Halder hatten diese Konzeption aus den Augen verloren. Aber es war in der Hauptsache seinem alten Chef Bech zuliebe, dass Stülpnagel auf die Stunde wartete, da er in Frankreich dafür gebraucht wurde. In den ersten Wochen seiner Tätigkeit in Paris stand ihm als Chef des Stabes noch Oberst i. G. Dr. Hans Speidel zur Seite, der aber bald als Chef des V. Korps an die Ostfront versetzt wurde. Speidel hatte im Übrigen im Sommer 1941 den Hauptmann Ernst Jünger in den Kommandostab des Militärbefehlshabers geholt – und nun übergab er Jünger förmlich dem Schutze Stülpnagels, da er wegen der Angriffe besorgt sein musste, die von bestimmten Seiten gegen den Autor der «Marmorklippen» geführt wurden. Diesen Schutz sagte Stülpnagel zu. Speidels Nachfolger als Chef des Stabes des Militärbefehlshabers in Frankreich wurde

Oberst i. G. Kossmann, im ersten Weltkrieg Fahnenjunker in Jüngers Infanteriekompanie.

Im Frühjahr 1944 trafen sich Kossmann und Speidel wieder. Sie waren sich bald darüber einig, dass sie auch ihre Oberbefehlshaber Rommel und Stülpnagel zusammenbringen mussten. Der Widerstand gegen Hitler und die politischen Pläne im Westen erhielten dadurch ganz neue Impulse.

Viertes Kapitel

DIE TAUFE

Speidel wurde am 20. April 1944 von General von Stülpnagel im Hotel Majestic, wo seine Dienststelle und die Führungsabteilung des Militärbefehlshabers lagen, besonders herzlich begrüßt. Vor zwei Jahren hatte er sich in demselben Zimmer als Oberst verabschiedet, um an die Ostfront zu gehen – nun kehrte er als Generalleutnant und Generalstabschef Rommels wieder zurück. Wieviel war seitdem geschehen! Stülpnagel und Speidel verstanden sich ohne viel Worte. Heute war «Führers Geburtstag», aber darüber sprach man nicht weiter. Die Lage im Osten war verzweifelt, und hier im Westen konnten die Alliierten landen, wann und wo es ihnen beliebte. Aber ein Lichtblick war da, wie Speidel Stülpnagel mitzuteilen vermochte: die grosse Lage wurde von Feldmarschall Rommel genau so realistisch beurteilt wie von ihm selber. Ja, Speidel konnte auch unter vier Augen berichten, dass der Feldmarschall Rommel scharfe Kritik an Hitler geübt hatte, sich also dem gleichen Standpunkt näherte wie Speidel und Stülpnagel. Mehr konnte Speidel an diesem 20. April noch nicht sagen.

Speidel sprach dann mit Kossmann, seinem Nachfolger als Chef des Stabes beim Militärbefehlshaber. Auch mit ihm war er sich weitgehend einig. Und auch ihm erzählte er von der Wandlung Rommels. Auf dieser Wandlung könne man aufbauen. Dann bat er Kossmann um Rat, wie man am besten eine Begegnung zwischen Rommel und Stülpnagel herbeiführe.

Speidel berichtete auch von den Sorgen, die Rommel als Oberbefehlshaber beschäftigten. Der Feldmarschall habe die letzten Monate

dazu benutzt, sich mit der Truppe und ihren Kommandeuren bekannt zu machen; er sei sehr viel unterwegs gewesen, um ein sachliches Bild zu gewinnen, wie man sich einer Landung erwehren könne. Was er gesehen habe, habe ihn pessimistisch gestimmt, wenn er das auch natürlich nicht öffentlich sagen könne.

Aber es sei nicht nur die drohende Niederlage, die den Feldmarschall zur Abkehr von Hitler veranlasse, sondern es seien in steigendem Masse auch politische und moralische Bedenken. In diesen Bedenken treffe er sich vollkommen mit Stülpnagel. Es sei also von höchster Wichtigkeit, eine Begegnung zwischen den beiden herbeizuführen. Aber im Interesse der Sache müsse sie möglichst unauffällig und, wenn es sein könne, unter vier Augen erfolgen. Kossmann versprach, für eine solche Begegnung zu sorgen.

Es gehört zu den merkwürdigen Sinnbildern, an denen die Geschichte des 20. Juli in Frankreich reich ist, dass sich dann Rommel und Stülpnagel bei einer Taufe getroffen haben. Oberst Kossmann hatte sie dazu eingeladen. Wie es eine glückliche Fügung wollte, hatte seine Frau, die als Rotkreuzschwester in Paris diente, vor Kurzem einen gesunden Jungen entbunden, und so bat er Rommel und Stülpnagel, die ja dienstlich nicht unmittelbar miteinander zu tun hatten, als Paten zur Taufe. Die Feier fand am 15. Mai 1944 in einem Landhaus in Mareil-Marly statt. Unauffällig und unbeobachtet traf man sich dort in einem kleinen, auserlesenen Kreise. Die heilige Handlung der Taufe vollzog Pfarrer Damrath von der Potsdamer Garnisonskirche, der zum Stab des Militärbefehlshabers gehörte und schon einmal die Aufmerksamkeit der Geheimen Staatspolizei auf sich gezogen hatte. Nach der Feier konnten sich Rommel und Stülpnagel ungestört unterhalten. Im Besitz der Familie Stülpnagel und Rommel sind Bilder von damals erhalten, die die Taufhandlung, Rommel und Stülpnagel im Gespräch im Hause und dann bei der Unterhaltung im Garten unter blühenden Kastanienbäumen zeigen. Bei dieser Gelegenheit ist der Grund zu der eigentlichen Konspiration im Westen gelegt worden.

Rommel und Stülpnagel kannten sich schon aus Dresden, wo sie beide an der Kriegsschule gelehrt hatten. Bei aller gegenseitigen persönlichen Schätzung waren ihre Anschauungen zu Beginn des Krieges doch stark auseinandergegangen. Aber an diesem 15. Mai merkten sie bald, dass sie in der grundsätzlichen Beurteilung der Lage ziemlich genau übereinstimmten. Als sich die beiden Herren am Abend von ihren Gastgebern verabschiedeten, waren sie sich in grossen Zügen einig. Beide wussten, dass es höchste Zeit sei, zu handeln. Stülpnagel hatte dabei keinen Zweifel gelassen, dass er sich selbstverständlich der Führung Rommels unterstelle, obwohl er älter war. Beide wollten den Krieg so rasch wie möglich beendigen, und es kam, wie Speidel in seinem Buch «Invasion 1944» schreibt, zu einer sehr umfanglichen Aussprache über «die notwendigen Massnahmen» für den Sturz des nationalsozialistischen Regimes.

Nach einem Überblick über die politischen und militärischen Gegebenheiten sind dann die theoretischen und praktischen Vorbereitungen im Einzelnen festgelegt worden. Man hoffte, dass es vielleicht noch möglich sein werde, vor der Invasion vollendete Tatsachen zu schaffen. Allerdings hatte das zur Voraussetzung, dass Hitler noch einmal vor der Landung der Alliierten nach Frankreich kommen werde – aber das schien doch selbstverständlich. Denn schliesslich war es noch immer so gewesen, dass sich der Feldherr und Oberste Befehlshaber wenigstens vor der Schlacht seinen Truppen gezeigt hatte, wenn er schon selbst nicht an dieser teilnahm oder teilnehmen konnte. Ausserdem musste sich Hitler doch endlich mit eigenen Augen von der Verteidigungsbereitschaft im Westen überzeugen, wo bald wichtige kriegerische Entscheidungen fallen mussten. Diese Voraussetzung Rommels schien im Übrigen umso begründeter, als bereits ein fertiger Gefechtsstand im Westen auf Hitler wartete: die noch aus der Zeit des geplanten «Seelöwen», der beabsichtigten Invasion in England, stammende Bunkeranlage ‚W H‘ bei Margival in der Nähe von Soissons war im letzten Jahr weiter ausgebaut, verstärkt und zur Aufnahme des Wehrmachtführungsstabes im Invasionsfall vorbereitet worden.

Immer zuerst die Front!

Trotz solcher politischen Pläne waren die kommenden Wochen von angestrenzter militärischer Tätigkeit erfüllt. Rommel, der Soldat und Heerführer mit dem sicheren politischen Takt und Instinkt, der sich in diesen Wochen noch weiter ausbildete – Rommel wusste nur zu genau, dass man sich unter allen Umständen gegen die Invasion werde behaupten müssen, weil man mit einem Geschlagenen nicht verhandelt, sondern ihm einfach diktiert. So war und blieb deshalb die Schlagkraft der Truppe für eine erfolgreiche Abwehr der Invasion Zentrum seines Denkens und Handelns.

Der Zeitpunkt des Staatsstreiches war unbestimmt, aber jeden Tag konnten die Alliierten landen. So machte der Feldmarschall alle Anstrengungen, die Abwehrbereitschaft in seinem Bereich zu stärken, wie jeder Soldat weiss, der damals im Westen stand. Immer neue Aushilfen wurden dazu erdacht, wie die bekannten «Rommel-Spargel» gegen mögliche Luftlandungen. Vielleicht gelang es, den anlandenden Feind wieder ins Meer zu werfen; auf alle Fälle aber musste er aufgehalten und zur Ader gelassen werden.

Jünger notierte in den «Strahlungen» unter dem 8. Mai:

«Vormittags besuchte mich Graf Podewils, der den Marschall Rommel auf einer seiner Besichtigungsfahrten begleitet hatte, die er in diesen Tagen längs der atlantischen Küste unternahm. In dem Bestreben, möglichst alle Kämpfer vor der Aktion zu sehen, liegt ein antiker Zug. Der Marschall will um das Ufer kämpfen: ‚Der Gegner muss auf dem Wasser untergehen‘. Damit hängt es zusammen, dass er die Reserven massiert. – Die Landung beschäftigt alle Sinne. Sowohl die deutsche Führung wie die Franzosen glauben, dass es in diesen Tagen dazu kommen wird.»

Das Oberkommando der Wehrmacht hatte auf Grund der Meldungen der Kriegsmarine die Landung für den 18. Mai erwartet. Der Tag ging jedoch ohne besondere Ereignisse vorüber. Nun konnte man aufatmen, so schien es; denn nach Meinung der Fachleute bei der

Marinegruppe West war nun die Invasion erst im August zu erwarten.

So schien viel wertvolle Zeit gewonnen. Rommel, der dem Marinégutachten vertraute, war auch entschlossen, die Zeit zu nützen, um in den Fragen des politischen Umsturzes mit seinen Partnern zu einer gemeinsamen Lösung zu kommen. Wohl war er sich mit der Stauffenberg-Gruppe darüber einig, dass das gegenwärtige Regime beseitigt und das Recht in Deutschland wieder zur Geltung gebracht werden müsse, was aber praktisch zu tun sei, darüber gingen die Ansichten noch immer sehr weit auseinander.

Rommel war gegen ein Attentat

Die Generalstabsopposition im Hauptquartier des Heeres trat um diese Zeit gleichfalls mit Rommel in Verbindung, nachdem sie Nachricht von seiner Wandlung erhalten. Sie entsandte eines ihrer besonnensten und ältesten Mitglieder, den Generalquartiermeister des Heeres, General der Artillerie Eduard Wagner, nach La Roche-Guyon. «Wagner kam», wie Speidel schreibt, «zur Koordinierung der notwendigen Massnahmen im Westen mit den Vorbereitungen des Oberkommandos des Heeres auf den Gefechtsstand der Heeresgruppe. Dabei unterrichtete er Rommel über die aktiven Widerstandskräfte im Oberkommando des Heeres, die ‚kalendermässigen‘ Vorbereitungen für eine Erhebung und erstmals über die früheren Anschläge versuche auf Hitler.»

Mit einer Erhebung gegen Hitler und sein Regime war Rommel grundsätzlich einverstanden. Er war ebenso einverstanden mit einer Abstimmung der schon getroffenen und noch zu treffenden Massnahmen. Aber: «Der Feldmarschall trat den Attentatsabsichten entgegen, da er Hitler nicht zum Märtyrer gemacht wissen wollte. Sein Gedankengang war, sich der Person Hitlers durch zuverlässige Panzerverbände zu bemächtigen und ihn vor ein deutsches Gericht zu stellen und wegen seiner Verbrechen am eigenen Volk und an der

Menschlichkeit zu verurteilen. Das Volk, das ihn gewählt hatte, sollte ihn auch richten.» So berichtet General Speidel.

Rommel wollte also die Rettung des Reiches in letzter Stunde. Er sah die unbedingte Notwendigkeit eines Staatsstreiches, aber er wünschte kein Attentat. Er wollte auch nicht, dass die politische Neugestaltung mit einem Mord oder Morden beginnen sollte. Allerdings sah er damals in seinem Befehlsbereich auch noch andere Möglichkeiten, Hitler auszuschalten und unschädlich zu machen, als etwa die «Extremisten» in der Heimat. In der Ablehnung des Attentats stimmte er mit seiner Umgebung, vor allem aber mit Jünger überein. Gerade in diesen Tagen hatte er dessen «Friedensschrift», die nach ihrem Abschluss im engsten Freundeskreis zirkulierte, mit dem grössten Anteil gelesen. Wie sehr er ihr zustimmte, kann Speidel bezeugen:

«Feldmarschall Rommel war von seinen (*Jüngers*) Gedanken, insbesondere den konstruktiven Aufbauplänen mit der Forderung der Vereinigten Staaten von Europa im Geiste christlicher Humanität, tief beeindruckt. Er sah die Veröffentlichung dieses historischen und menschlichen Dokuments auf breiter Basis zu gegebener Stunde vor. In dieser apokalyptischen Zeit mit ihren furchtbaren Belastungen hat der Jüngersche Aufruf mit einer fast mythischen Gewalt gewirkt und sich seine Organe geschaffen.»

Freilich darf man nicht vergessen, dass Rommel und Jünger in der Begründung der gleichen Ansichten voneinander ab wichen: Jünger lehnte das Attentat auf Grund philosophischer Erwägungen ab, denn er sah in Hitler den Exponenten eines bestimmten Zeitgeistes und hielt es für zwecklos, diesen Kopf zu beseitigen, wenn nicht gleichzeitig der Zeitgeist überwunden werden konnte, der sonst nur neue Köpfe hervortrieb. Rommel, der Soldat und Heerführer, war dagegen ein Mann der rechtlichen Praxis und sagte sich einfach, dass man einen Mord unter allen Umständen vermeiden müsse, wenn man wilens sei, einen neuen Rechtszustand herzustellen.

Zum fruchtbaren «Auskaufen» der inzwischen scheinbar gewonnenen Atempause gehörte auch, dass Rommel seinen Generalstabschef

Ende Mai 1944 noch einmal nach Freudenstadt geschickt hat. Dort sollte er sich unauffällig mit Dr. Strölin und Freiherrn von Neurath, dem früheren Reichsaussenminister, treffen. Neuraths aussenpolitische Erfahrungen wollte Rommel nach dem Zeugnis Speidels für die kommenden Ereignisse nützen.

Die drei schwäbischen Landsleute berieten die Lage nach allen Richtungen. Besonders wurde die Möglichkeit erörtert, wie man mit den westlichen Alliierten ins Gespräch kommen könne. Dr. Strölin betonte dabei, dass man noch eine anerkannte Persönlichkeit brauche, und zwar nicht allein für das Inland, sondern noch mehr für das Ausland, so dass man dort bereit sei, mit ihr zu verhandeln. Rommel sei die einzige deutsche Autorität, mit der auch die westlichen Alliierten verhandeln würden.

Nach seiner Rückkehr nach Frankreich hat Speidel den Inhalt dieser Besprechungen Rommel ausführlich vorgetragen. Er wurde darauf ermächtigt, die Verhandlungen und Besprechungen weiterzuführen. In Speidels Buch ist darüber vermerkt: «Der Feldmarschall billigte den Inhalt der Besprechungen und liess Freiherrn v. Neurath und Dr. Strölin mitteilen, dass die vorbereiteten Massnahmen eingeleitet seien und dass er ohne jeden persönlichen Anspruch zu jedem Einsatz bereit sei.» Wie Speidel ferner schreibt, ist bei dieser Gelegenheit auch ein Nachrichtenweg aus dem Reich nach dem Gefechtsstand Rommels festgelegt worden. Mit Hilfe dieser Verbindung sind von da an die Widerstandsgruppen miteinander in Fühlung gestanden, ohne dass sie entdeckt wurde. Sie war so geschickt getarnt, dass selbst Persönlichkeiten, denen Rommel sonst volles Vertrauen schenkte, wie der Verbindungsoffizier der Kriegsmarine in seinem Stabe, Vizeadmiral Ruge, nichts davon wussten.

Der Widerstand gegen Hitler, wie er damals von Rommel ausging, hatte in kurzer Zeit weite Kreise gezogen, und zwar sowohl in der Heimat wie im Westen. Er war keine Konspiration im engeren Sinne mehr, sondern bereits das Zusammenstreben verantwortlicher Patrioten zur Rettung nicht nur des deutschen, sondern des europäischen Vaterlandes. Ein bedeutender Autor wie Ernst Jünger hatte ihm die geistigen Leitbilder gegeben. Es war so weit, dass man im Westen

selbst unter den führenden Militärs im Wesentlichen mit offenen Karten spielen konnte. Allerdings geschah dies meist in Gesprächen, in denen sachgemässe Kritik an den Befehlen und Massnahmen des «Obersten Kriegsherrn» geübt und die bedenkliche Lage realistisch erörtert wurde, wie unter Gleichgesinnten üblich. Von ähnlichen «Lagebesprechungen» in Paris berichten auch die «Strahlungen» in jenen Monaten immer wieder.

Rommel und Stülpnagel sprachen mit dem Feldmarschall von Rundstedt und den Herren seines Stabes ganz offen, vor allem mit dem Chef des Stabes, General der Infanterie Blumentritt, wie mit dem Ersten Generalstabsoffizier, dem damaligen Oberst i. G. Bodo Zimmermann. Das war besonders am 20. Mai bei einer Zusammenkunft in La Roche-Guyon der Fall. Im Stab des Oberbefehlshabers West beurteilte man die Lage nicht anders als in den konspirativen Kreisen, nur mit dem Unterschied, dass der Feldmarschall von Rundstedt selbst daraus keine Folgerungen gezogen hatte. In seiner Vorstellungswelt war Hitler der Nachfolger seiner preussischen Monarchen. Nicht ganz mit Unrecht sagte der einzige wirklich Eingeweihte des Stabes Ob. West, der damalige Major d. R. Dr. Brink, von dem alten Feldmarschall Rundstedt, er sei «politisch ein Denkmal».

So war der Stab der Heeresgruppe B mit seinem Gefechtsstand auf dem Schloss von La Roche-Guyon in jenen Wochen vor der Invasion der eigentliche Träger der politischen wie der militärischen Aktivität im Westen. Demgegenüber hatten die Aktivisten im Stab des Militärbefehlshabers in Paris an Bedeutung verloren. «Beinahe täglich», so schreibt Speidel, «kamen führende Persönlichkeiten aus dem Reiche, um sich in der Oase des Rommelschen Stabes, fern von den Fängen der Gestapo, auszusprechen und Wege zu einer Rettung aus der immer hoffnungsloser werdenden Lage zu suchen. Unter ihnen waren Reichsminister Dr. Dorpmüller und der Hamburger Gauleiter Kauffmann. Zuschriften aus allen Schichten und Ständen des Volkes bestätigten die Überlegungen und bezeugten das grosse Vertrauen, das Rommel als Soldat und Mensch im Volk genoss.»

Auch der damalige Wehrmachtsbefehlshaber von Belgien und Nordfrankreich, General der Inf. Freiherr von Falkenhausen, gehörte zu den Eingeweihten, wie wir wissen. Mit General von Stülpnagel stand er in ständiger persönlicher Verbindung. Als Verbindungsoffizier fungierte ausserdem Oberstleutnant Hartog (gestorben 1945), den General von Falkenhausen dem Stabe des Militärbefehlshabers Frankreich attachiert hatte. In der Beurteilung der Lage waren sich die beiden Generale durchaus einig. Aber sie waren sich auch klar darüber, dass die Initiative von den höchsten Truppenführern im Westen ausgehen musste. Auch über das, was dann die Militärbefehlshaber zu veranlassen hatten, waren sie einer Meinung. Über seine Verbindung zu Rommel und Speidel schreibt General von Falkenhausen:

«Mit General Speidel war ich mir ganz einig. Es bedurfte nicht mehr vieler Worte. Feldmarschall Rommel, mir 1929/30 an der Infanterieschule unterstellt und gut bekannt, besuchte mich zum ersten Male in Brüssel im März 1944. Ich sondierte ihn vorsichtig. Damals hatte ich noch nicht den Eindruck, dass er für eine Aktion zu haben war. General Speidel hat wohl vor allem auf ihn eingewirkt. Am 1. Juni 1944 besuchte ich Rommel in La Roche-Guyon. Jetzt war er sehr aufgeschlossen und entschlossen. Auch bei dem anschliessenden, letzten Besuch bei Rundstedt in St. Germain gewann ich einen positiven Eindruck.»

Im Ganzen haben sich die Besprechungen und Beratungen im Stabe der Rommelschen Heeresgruppe wie mit Stülpnagel im Vergleich zu denen in Berlin nicht lange hinausgezogen. Man kam verhältnismässig rasch zu klaren Ergebnissen. Nach den Berichten Speidels waren bereits vor Beginn der Invasion bestimmte Gedanken festgelegt worden, und zwar in der Form eines «Mobilmachungskalenders». An der Konzeption war General von Stülpnagel wesentlich beteiligt. Speidel gibt folgendes Schema:

WESTEN

Festlegung der Voraussetzungen für einen Waffenstillstand mit den Generalen Eisenhower und Montgomery ohne Beteiligung Hit-

lers. Für die Verhandlungen waren in Aussicht genommen:
General der Inf. Karl Heinrich von Stülpnagel, Militärbefehlshaber
in Frankreich;
General der Panzertruppe Leo Freiherr Geyr von Schweppenburg,
Oberbefehlshaber der Panzertruppe West (früherer Militärattaché in
London);
Generalleutnant Dr. Hans Speidel,
Chef des Generalstabs der Heeresgruppe B;
Generalleutnant Gerd Graf von Schwerin,
Kommandeur der 116. Panzerdivision;
Vizeadmiral Friedrich Ruge,
Admiral der Kriegsmarine beim Stab der Heeresgruppe B; Oberst-
leutnant d. R. Dr. Caesar von Hofacker, Stab Militärbefehlshaber
Frankreich.

Verhandlungsgrundlagen:

Räumung der besetzten Westgebiete. Rückführung des Westtheeres hinter den Westwall. Übergabe der Verwaltung der besetzten Gebiete an die Alliierten. Sofortige Einstellung des feindlichen Bombenkrieges gegen die Heimat. . .

Aufruf an das deutsche Volk von allen Westsendern: Schonungslose Aufklärung über die wahre politische und militärische Lage und ihre Ursachen, weiter über die Verbrechen der Staatsführung Hitlers.

Unterrichtung der Truppe über die Notwendigkeit aller Massnahmen zur Rettung vor der Katastrophe.

HEIMAT

Festsetzung Adolf Hitlers, um ihn vor ein deutsches Gericht zur Aburteilung zu stellen. Ausführung durch die Widerstandskräfte im Oberkommando des Heeres, beziehungsweise durch heranzuführende Panzerverbände . . . Sturz der nationalsozialistischen Gewalt Herrschaft. Vorläufige Übernahme der Regierungsgewalt in

Deutschland durch die Widerstandskräfte aller Schichten und Stände unter Führung von Generaloberst Bede, Oberbürgermeister Dr. Gorderler und des früheren Hessischen Innenministers und Gewerkschaftsführers Leuschner. Keine Militärdiktatur . . . Versöhnung im Innern und keine Spaltung! Vorbereitung eines schöpferischen Friedens im Rahmen der «Vereinigten Staaten von Europa». Zusammenarbeit aller Aufbauwilligen.

OSTEN

Weiterführung des Kampfes; hierzu Halten einer verkürzten Ostfront in der ungefähren Linie: Donaumündung-Karpaten-Lemberg-Weichsel-Memel. Umgehende Räumung von Kurland und anderen «Festungen».

Dazu die abschliessende Bemerkung Speidels:

«Die Vorbereitungen sollten so beschleunigt werden, dass vor Beginn der Invasion gehandelt werden konnte. Für alle etwa notwendig werdenden Verhandlungen war eine festgefügte Westfront Vorbedingung. Ihr galt daher die unablässige Sorge aller.»

Fünftes Kapitel

DIE INVASION

Hitler kam vor der Invasion nicht nach Frankreich. Er kam nicht im April und er kam nicht im Mai, wie man erwartet und wie er wiederholt angekündigt hatte; er verschob seine Reise von einem Termin zum anderen. So kannte er den sagenhaften «Atlantikwall» nicht aus eigener Anschauung und hatte auch die Truppen niemals von Angesicht gesehen, die die kommenden Invasionsschlachten schlagen sollten. Er hat sich auch später niemals mit eigenen Augen von ihrem Zustand, ihrer Bewaffnung und Ausrüstung oder gar der feindlichen Waffenwirkung überzeugt – dieser seltsame «Feldherr» führte allein an Hand der Lagekarte in seinem Landhaus in Berchtesgaden oder später aus seinem Bunker im ostpreussischen Walde. Das war und ist allerdings ein einmaliger Fall in der Kriegsgeschichte. Auch die hohen Stäbe im Westen, die Hitler doch kannten, hatten damit nicht gerechnet.

So geschah das Unerwartete, dass vor der Invasion nicht in der vorgesehenen Art gehandelt werden konnte. Es bot sich keine Gelegenheit, Hitler in Frankreich festzusetzen, wie es Rommel ohne Zweifel geplant hat. Man stelle sich vor, was geschehen wäre, wenn der Feldmarschall hätte zugreifen und die Schuld des Regimes dem Volke hätte verkünden können. Aber es hat nicht sein sollen. Es ist durchaus möglich, dass seine dämonische «innere Stimme» Hitler vor der geplanten Reise nach dem Westen gewarnt hat. Wenn er sich in den letzten

Kriegsjahren nur noch ganz selten aus den ihn umhagenden dreifachen Sperrkreisen herauswagte, so hing das freilich auch mit seiner

fortschreitenden Krankheit zusammen und mit der argwöhnischen Art, in der ihn ein Mann wie Bormann jetzt bewachte.

So war es Anfang Juni 1944 geworden und Hitler war immer noch nicht gekommen. Dagegen landeten nun am 6. Juni die Alliierten an der normannischen Küste. Lange erwartet, landeten sie doch überraschend und noch dazu an einem schlecht befestigten Küstenstreifen. Die Voraussagen der Kriegsmarine sollten sich dabei als unzutreffend erweisen. Sowohl der Hinweis auf die Gezeiten wie auf den späteren Termin im August, als der angebliche «Stichtag» des 18. Mai ohne Landung vorübergegangen war, wie auch die These, dass der Feind unbedingt einen Hafen brauche und sich deshalb sein erster Angriff gegen den Raum eines Hafens richten werde – alles das ist nicht eingetroffen. Die Alliierten kamen am 6. Juni bei hohem Seegang und brachten ihre eigenen künstlichen Häfen mit, die sie von den natürlichen zunächst unabhängig machten. Um dieser Überraschungsmomente willen hatten sie auch den weiteren Weg über See wie zu Lande nach ihren späteren operativen Zielen im Herzen Deutschlands in Kauf genommen und die Landung in der Normandie einer solchen an der französischen Kanalküste vorgezogen, denn diese war am stärksten befestigt. So glückte den Alliierten die Überraschung, und damit war bereits der taktische Erfolg der Invasion gesichert, dem schon nach einigen Wochen der operative folgen sollte.

Schon in der zweiten Hälfte des Monats Juni entwickelte sich die Lage an der Landungsfront immer ernster. Der Oberbefehlshaber West, Feldmarschall von Rundstedt, richtete einen dringenden Appell an das Führerhauptquartier, dass eine der massgebenden Persönlichkeiten zur Aussprache nach dem Westen kommen sollte. Darauf erschien Hitler selbst. Er kam überraschend, nur von Jodl, dem Chef des Wehrmachtführungsstabes, einigen jüngeren Offizieren und einer kleinen Leibwache begleitet. Da bereits der Fall von Cherbourg bevorstand, hatte er sich zur Reise nach der Bunkeranlage bei Margival, nördlich Soissons, etwa 300 km hinter der Kampffront, entschlossen.

Rundstedt und Rommel mit ihren Generalstabschefs waren bestellt, um ihm Vortrag zu halten und sich zugleich dafür zu rechtfertigen, dass die Angloamerikaner landen und ihren Landekopf schnell zu einer operativen Basis ausweiten konnten. Bis Mitte Juni waren bereits über 600'000 Mann in dieser Basis an der normannischen Küste aufmarschiert. Speidel hat in der «Invasion 1944» in einem eigenen Kapitel «Die Besprechung bei Adolf Hitler in Margival am 17. Juni» diesen Tag und seine Ereignisse geschildert. General Blumentritt, Chef des Stabes bei Rundstedt, hat diese Schilderung bestätigt. Nach diesen Zeugen gaben die Feldmarschälle Hitler eine wahrheitsgetreue Beurteilung der Lage. Trotzdem konnten sie ihn nicht überzeugen, dass grosse Entschlüsse gefasst werden müssten – im Gegenteil, er versteifte sich auf die Behauptung, dass die neue V-Waffe, deren Einsatz soeben begonnen hatte, den Krieg entscheiden werde. Er unterbrach sogar die Besprechung und diktierte dem Vertreter des Reichspressechefs, der ihn begleitete – es war wohl der Standartenführer Lorenz – persönlich den Wortlaut der Verlautbarung für Presse und Rundfunk. Darüber kam man nicht weiter. Das von den beiden Feldmarschällen mit so grossen Erwartungen begonnene Gespräch lief sich in einem Monolog Hitlers fest.

Beim Oberkommando West machte man indessen lange Gesichter, als der Abhördienst am 16.6. um 12 Uhr mittags eine Erklärung des britischen Innenministers Morrison vor dem englischen Unterhaus in deutscher Übersetzung vorlegte. Sie lautete:

«Wie bereits seit einiger Zeit bekannt, trafen die Deutschen Vorbereitungen für den Einsatz ferngesteuerter Flugzeuge gegen Grossbritannien. Die Verwendung dieser neuen Waffe hat begonnen. Eine kleine Zahl dieser Flugzeuge wurde bei dem Angriff am Dienstag Morgen eingesetzt. Sie gingen auf einem weiten Gebiet nieder. Eine grössere Anzahl wurde gestern Nacht und heute Morgen eingesetzt. Die feindlichen Vorbereitungen sind natürlich nicht unbemerkt geblieben. Gegenmassnahmen sind bereits getroffen und werden noch weiterhin in voller Schärfe angewendet werden. Trotzdem werden die Angriffe wahrscheinlich andauern. Unsere bisherigen Informa-

tionen machen es nicht unwahrscheinlich, dass dieser neuen Entwicklung übertriebene Bedeutung beigemessen wird. Alle nötigen Schritte werden unternommen zur Vereitelung der feindlichen Versuche, Störangriffe zu fliegen, bei denen das Leben deutscher Flieger nicht aufs Spiel gesetzt wird.»

Im weiteren Verlauf des Tages hat Rommel noch einmal die Gelegenheit benutzt, im engsten Kreise Hitler nach der militärischen auch die politische Lage Deutschlands darzulegen, so wie sie damals der Einsichtige sehen musste. «Er sagte den Zusammenbruch der Invasionsfront, den nicht zu hemmenden Durchbruch nach Deutschland, den Zerfall der italienischen Front – Rom war am 5. Juni verlorengegangen – voraus und stellte auch das Halten der Ostfront in Zweifel. Aussenpolitisch wies er auf die völlige Isolierung Deutschlands hin, die im Widerspruch zur Propaganda zu einer tödlichen Schwächung führen müsse.» Selbstverständlich zog Rommel auch die Folgerung und forderte die baldige Beendigung des Krieges. Aber Hitler liess ihn nicht ausreden, sondern fuhr ungehalten mit den scharfen Worten dazwischen: «Kümmern Sie sich nicht um den Weitergang des Krieges, sondern um Ihre Invasionsfront.»

Man muss diese Szene in Erinnerung behalten, um die weiteren Ereignisse richtig zu verstehen. Sie hat jedenfalls Rommel zu der endgültigen Schlussfolgerung veranlasst, dass man diesen Mann, der sich offenbar nur noch mit mysteriösen Mixturen aufrechtzuerhalten vermochte, jetzt nicht mehr mit sachlichen Argumenten überzeugen und zu einem militärischen und politischen Einlenken bringen könne. So mag die Begegnung in ihm den Entschluss gestärkt haben, Gewalt anzuwenden, die er bisher hatte vermeiden wollen.

Die letzte Chance

Eine überraschende Chance schien sich noch einmal an diesem Tag für Rommel zu bieten. Er hatte nämlich mit aller Schärfe gesagt,

dass sich bisher noch niemand aus der Umgebung des Führers, vom Oberkommando der Wehrmacht, der Luftwaffe oder auch der Kriegsmarine an oder wenigstens hinter der Front habe sehen lassen. Das sass, wie man bald darauf merkte. Denn kurz vor der Rückfahrt wandte sich auf einmal Generalleutnant Schmudt, der Chef ad jutant Hitlers, an Speidel und sagte, er solle für den 19. Juni eine Fahrt Hitlers nach La Roche-Guyon oder einen anderen geeigneten Ort vorbereiten und Frontkommandeure der verschiedenen Dienststellungen und Waffengattungen dorthin bestellen. Der Führer werde dann persönlich mit ihnen sprechen.

Man kann sich denken, mit welcher Genugtuung Speidel diese Mitteilung hörte, mit welchem ingrimmigen Lächeln sie von Rommel aufgenommen wurde! Noch einmal schien sich also die Chance für eine Lösung zu bieten, wie sie von Anfang an den Widerstandskräften im Westen vorschwebte: Nicht Attentat, sondern Verhaftung! Dass man diese Chance wahrzunehmen gedachte, darauf mag auch hindeuten, dass Speidel auf der Rückfahrt über Paris Stülpnagel aufsuchte und ihn von den Besprechungen wie von der bevorstehenden «Frontfahrt» Hitlers unterrichtete. Es war ein Voralarm für den Militärbefehlshaber. Im Übrigen wurden die notwendigen Massnahmen unverzüglich getroffen. Es ist anzunehmen, dass am 19. Juni Hitler der Gefangene Rommels gewesen wäre . . .

Eine in der Kriegsgeschichte wirklich einmalige Groteske sollte indessen allen Plänen und Vorbereitungen rasch ein Ende bereiten: Hitler kam nicht, weder an die Front noch nach La Roche-Guyon. Als Speidel am nächsten Morgen bei Blumentritt anrief, erfuhr er zu seinem grenzenlosen Erstaunen, dass der Führer Wil schon wieder verlassen hatte. Den Grund konnte ihm Blumentritt freilich nicht sagen, aber man hat ihn dann bald erfahren. Die Ursache der plötzlichen Rückkehr Hitlers nach Berchtesgaden war: eine der längst noch nicht frontreifen Flügelbomben, die seit dem 15. Juni 23.40 Uhr – laut Kriegstagebuch Ob. West – nach England hinüberzogen, hatte plötzlich die Richtung geändert und war in der Nähe von Margival

niedergegangen. Es waren keine Schäden entstanden und auch in der Bunkerstadt keine Opfer zu beklagen. Trotzdem hatte sich Hitler, vielleicht von seiner Umgebung dazu gedrängt, daraufhin sofort entschlossen, seinen Aufenthalt im Westen abzubrechen und nach Berchtesgaden zurückzukehren. Allerdings ist es möglich, dass ihn auch andere Ahnungen dazu bestimmten, denn wenn sein Leben bedroht war, hatte er, wie man weiss, die Witterung eines Tieres.

Mit der plötzlichen Rückkehr des Führers nach Berchtesgaden war eine grosse Hoffnung begraben. Nun war es bis auf Weiteres nicht mehr möglich, eine politische Wende ohne Gewalttat herbeizuführen, die Personifikation des Nihilismus im Lande festzusetzen und danach ordentliche Gerichte ihres Amtes walten zu lassen. War nicht auch Mussolini im vergangenen Jahr ohne weitere Zwischenfälle verhaftet worden? Sollte nicht Antonescu nur wenig später mit denselben einfachen Mitteln entmachtet werden? Rommel hätte sich keine Vorwürfe zu machen brauchen, dabei eine so zweifelhafte Rolle zu spielen wie der italienische oder rumänische König, denn das göttliche Recht, das Lebensrecht seines Volkes und die europäische Ordnung standen auf seiner Seite. Dass – vielleicht! – ein solcher Staatsstreich gelungen wäre, zeigte im Übrigen bald darauf der «Probefall» in Paris, als der gesamte SD und die Gestapo widerstandslos verhaftet werden konnten. Das feste Zupacken war offenbar das einzige überzeugende Argument, dem sich die Gewalttäter beugten.

Die Flucht Adolf Hitlers aus Margival hatte ohne Zweifel eine starke psychologische Rückwirkung auf Rommel. Sie vertiefte die Kluft zwischen den beiden Männern noch weiter. Auch der Anblick, den Hitler bei der hastig eingenommenen Mittagsmahlzeit bot, wie seine Abhängigkeit von Mixturen, die er den Generalen vordemonstrierte, konnte den Feldmarschall sicher nicht in der Überzeugung bestärken, dass die oberste diktatorische Führung des Reiches im Kriege noch von einem im Vollbesitz seiner Kräfte befindlichen Manne wahrgenommen werde. Diese Erkenntnis hatte fast zwangsläufig eine stärkere Annäherung Rommels an die radikale Stauffen-

berg-Gruppe zur Folge. An demselben 17. Juni waren die Amerikaner auf der Halbinsel Cotentin bis zur Westküste durchgebrochen, ohne dass auf deutscher Seite irgendwelche grösseren Entschlüsse gefasst wurden.

Die Entwicklung der Lage drängte. Wenige Tage später war auch an der Ostfront der von den Eingeweihten befürchtete und von Rommel vorhergesehene Dambruch erfolgt.

So begibt sich der Feldmarschall in den nächsten Tagen auch mit ganz bestimmten internen Absichten an die Front. Er will nicht nur, wie stets, nach dem Rechten sehen und die Oberbefehlshaber und Kommandeure in ihrer soldatischen Widerstandskraft bestärken, er hat jetzt auch zwingende politische Gründe, mit ihnen unter vier Augen zu sprechen. Bei aller Diplomatie, die den «Wüstenfuchs» auszeichnet, kann er jetzt mit seiner Überzeugung nicht mehr hinter dem Berge halten. Er berichtet von der Begegnung in Margival und weist darauf hin, dass bei den gegebenen Umständen ein selbständiges Handeln im Westen notwendig werden könnte. Speidel schreibt, dass Generaloberst von Salmuth, der Oberbefehlshaber der 15., Generaloberst Dollmann als der 7. Armee und General der Panzertruppen Geyr von Schweppenburg als Oberbefehlshaber der Panzergruppe West mit der politischen und militärischen Lagebeurteilung des Feldmarschalls übereingestimmt und ihrem Vertrauen zu Rommel Ausdruck gegeben hätten: «Sie waren bereit, die Befehle des Feldmarschalls zu befolgen, auch wenn sie sich in Widerspruch zu Führerbefehlen setzten mussten.»

Ende Juni entsandte die Widerstandsgruppe im Oberkommando des Heeres einen der menschlich wertvollsten unter ihren Verschworenen nach Frankreich: es war der Oberst i. G. Eberhard Finckh, bisher Oberquartiermeister der Heeresgruppe Süd an der Ostfront, der in gleicher Eigenschaft nach dem Westen versetzt wurde. Am 25. Juni meldete er sich auf dem Gefechtsstand der Heeresgruppe B und hatte eine vertrauliche Unterredung mit Rommel. Bei dieser Gelegenheit erfuhr der Feldmarschall, dass Stauffenberg einen Anschlag auf Hitler vorbereite. Rommel erklärte auch Oberst Finckh gegenüber, dass er ein Attentat nicht billigen könne. Er halte weiterhin dar-

an fest, dass man Hitler verhaften und vor ein deutsches Gericht stellen müsse.

Mit vielen Frontkommandeuren war sich Rommel inzwischen vollkommen einig. So berichtet Speidel davon, dass Generalleutnant Gerhard Graf von Schwerin, der Kommandeur der 116. Panzerdivision, sich auch zum Einsatz «gegen innere Feinde» zur Verfügung stellte, nachdem er ein Memorandum über die militärische Lage eingereicht hatte. Auch der Kommandeur der 2. Panzerdivision, Freiherr von Lüttwitz, verhielt sich ähnlich. Die grosse Unbekannte war freilich immer noch das Verhalten der SS-Verbände, nachdem bis zum 1.7. bereits die Stäbe des I. und II. SS-Panzerkorps unter der Führung der kommandierenden Generale Sepp Dietrich und Hausser eingesetzt waren und ausserdem die 12., die 10. und 9. SS-Panzerdivision, die Leibstandarte, die 2. SS-Panzer- sowie die 17. SS-Panzergrenadierdivision in der Front standen, also zwei Korps mit vollen sechs Divisionen. (Die SS-Divisionen sind in der Reihenfolge aufgezählt, wie sie am 1. 7. an der Normandiefrent vom rechten zum linken Flügel eingesetzt waren.)

Es waren die kampfkraftigsten Verbände, über die Rommel damals verfügte.

Nach Blumentritts Bericht ist es Ende Juni zu einem erregten Ferngespräch zwischen dem Feldmarschall von Rundstedt und dem Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Feldmarschall Keitel, gekommen. Cherbourg war unterdessen gefallen und die Lage im Osten noch schlimmer als im Westen. Als Keitel verzweifelt fragte: «Was sollen wir denn machen?» erwiderte Rundstedt ingrimmig: «Was ihr machen sollt? Schluss sollt ihr machen mit dem Krieg, ihr Idioten!» Vierundzwanzig Stunden später berief Hitler Rundstedt und Rommel, ausserdem Feldmarschall Sperrle, den Oberbefehlshaber der Luftflotte 3 im Westen, und Admiral Krancke, den Oberbefehlshaber der Marinegruppe West, zu einer neuerlichen Besprechung nach Berchtesgaden. Er selbst mied also den Westen. Noch einmal schien sich den Feldmarschällen Gelegenheit zu bieten, per-

sönlich auf Hitler einzuwirken und ihn zu wirklich grossen Entschlüssen zu bestimmen, nachdem sie ihm am 29. Juni Vortrag halten sollten. Aber zu ihrer grenzenlosen Enttäuschung verlief diese Reise vollends wie das Hornberger Schiessen: sie konnten Hitler überhaupt nicht im kleineren Kreise sprechen und sollten offenbar selbst von ihm nur propagandistisch «bestrahlt» werden.

Auch ein Gespräch, das Rommel mit Keitel geführt hat und bei dem Keitel schliesslich zugeben musste: «Auch ich weiss, dass nichts mehr zu machen ist», – auch dieses Gespräch verlief ohne die geringste Wirkung. Das einzige Ereignis war, dass Hitler offenbar eine gemeinsame Front von Rommel und Rundstedt gegen sich feststellte und dann nach bewährten Rezepten handelte: als Rundstedt wieder in St. Germain war, musste er seine Ablösung erfahren. «Ende Juni 1944», so berichtet Blumentritt, «noch am Tage des Wiedereintreffens von Rundstedt in St. Germain, rief mich Keitel an und orientierte mich, dass sich der Führer ‚schweren Herzens‘ entschlossen habe, an Stelle von Rundstedts den Feldmarschall von Kluge zum Oberbefehlshaber West zu ernennen.» Feldmarschall von Kluge war nach seiner Genesung von einem schweren Autounfall von Hitler bereits seit längerer Zeit in Berchtesgaden bereitgehalten und entsprechend auf seine neue Aufgabe vorbereitet worden. Er kam durchaus als neuer «Paladin des Führers» nach Frankreich. Wieder hatten sich die personellen Voraussetzungen für einen Umsturz im Westen grundlegend geändert.

Am 3. Juli gab Rundstedt folgende lakonische Mitteilung an die ihm unterstellten Oberbefehlshaber:

«Ich habe am 3.7. um 20.00 Uhr den Oberbefehl an Feldmarschall von Kluge Übergeben.»

*gez. v. Rundstedt
Generalfeldmarschall*

Zu gleicher Zeit gab Kluge die Mitteilung heraus:

«Ich habe am 3.7. um 20.00 Uhr den Oberbefehl als Oberbefehlshaber West übernommen.»

*gez. v. Kluge
Generalfeldmar schall*

So stand man also im Westen vor neuen Verhältnissen, gerade, als man im Reich losschlagen wollte. Als Nachfolger Rundstedts kam eine in ihrer Art bedeutende militärische Persönlichkeit, ein militärischer Fachmann von vielen Meriten nach Frankreich. Aber es kam auch ein problematischer Charakter, der persönlich nicht immer wusste, was er wollte. Das sollte sich in den kommenden Wochen erweisen. An dieser Problematik ist letzten Endes der 20. Juli im Westen nach einem grossartigen Anlauf gescheitert. Aber sie kostete auch dem Feldmarschall Günther von Kluge selbst am 19. August das Leben.

Was zwischen dem 20.7. und dem 19.8. geschah, ist der Inhalt der weiteren Teile unseres Berichtes. Er wird vieles aufhellen, das bisher nur wenigen Eingeweihten bekannt war. Er schildert aber auch Dinge, die nur in der Diktatur möglich sind. Im Ganzen bringt er wohl die ungeheuerlichsten Kapitel der neueren deutschen Geschichte.

Sechstes Kapitel

KLUGE

Als Nachfolger Rundstedts kam, wie gesagt, eine in ihrer Art bedeutende militärische Persönlichkeit, aber auch ein problematischer Charakter als Oberbefehlshaber nach dem Westen. Nach Rommel, Rundstedt und Manstein gehörte Günther von Kluge, der «kluge Hans», wie er gerne genannt wurde, 1944 zu den bekanntesten Feldmarschällen des zweiten Weltkrieges, insgeheim aber auch einmal zu den Hoffnungen der deutschen Opposition gegen Hitler. Als Oberbefehlshaber der 4. Armee an der Ostfront und dann der Heeresgruppe Mitte war er Zeuge der schweren Führungsfehler Hitlers geworden und seitdem in kritischen Stunden davon überzeugt, dass die unbelehrbare Selbstherrlichkeit des Diktators eine militärische Katastrophe nach der anderen herbeiführen und schliesslich zum Untergang der deutschen Wehrmacht treiben werde. Das war das Motiv, das Kluge in den

Jahren 1942 und 1943 in die Opposition gedrängt hat. An der politischen Neugestaltung oder auch an einer moralischen Wiedergeburt der Deutschen hatte der Militär Kluge sehr viel weniger Interesse. Wie einseitig er im Grunde gewesen ist, sollte sein letzter Brief an Hitler vor seinem tragischen Ende beweisen.

Als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte an der Ostfront kam Kluge direkt mit der Opposition gegen Hitler in Berührung. Er verhielt sich ihr gegenüber zustimmend, wenn auch nicht ohne erhebliche Schwankungen – je nach der Lage. Aus zwei Erinnerungsbüchern von Kronzeugen ist man darüber ziemlich genau unterrichtet: aus den Aufzeichnungen von Hans Bernd Gisevius «Bis zum bitteren Ende» und aus dem Bericht Fabians von Schlabrendorff «Offi-

ziere gegen Hitler». Ausserdem sind dem Verfasser einige Briefe des Generalmajors a. D. von Gersdorff dienlich gewesen, der selbst zur oppositionellen Gruppe im Stab der Heeresgruppe Mitte gehört hat. Durch diese Zeugen kann die Haltung des Feldmarschalls von Kluge, bevor er nach dem Westen versetzt wurde, weitgehend geklärt werden.

Der «kluge Hans» war ohne Zweifel ein tapferer Soldat und galt als Meister der taktischen Aushilfen. In dieser Beziehung sah Hitler in Kluge nicht ganz mit Unrecht wohl eine Art Wahlverwandten. Aber Kluge war ein wirklicher militärischer Fachmann und sah deshalb mit grosser Schärfe die Führungsfehler, die von Hitler gemacht wurden. Wenn Lutz Koch in seinem Rommelbuch berichtet, «unsinnige Befehle Hitlers im Verlauf des russischen Winterfeldzugs 1941/42, die Tausenden deutscher Soldaten das Leben gekostet hatten, hatten in ihm einen solchen Hass auf den Diktator erzeugt, dass er ihn niedergeschossen oder sonstwie beseitigt haben würde, wenn Hitler zu jener Zeit seinen Weg gekreuzt hätte» – so ist das durchaus zu glauben.

Der Mensch Günther von Kluge war indessen nur mit einem schwankenden Charakter ausgestattet. Schlabrendorff hat ein eindringliches Bild dafür gefunden, wenn er ihn als «glimmenden Docht» bezeichnet. Genau genommen war der Feldmarschall sogar eine Leuchte mit zwei glimmenden Dochten, von denen immer gerade der hellauf brannte, den ein anderer Wille dazu anfachte oder höherschraubte. Dieser stärkere Wille ist bei der Heeresgruppe Mitte jahrelang der erste Generalstabsoffizier Hans Henning von Tresckow gewesen, den dabei der Ic Oberst von Gersdorff und Oberleutnant von Schlabrendorff nach Kräften unterstützten.

Solange diese drei Offiziere ihren Einfluss geltend machen konnten, galt Kluge als der am meisten oppositionelle Oberbefehlshaber an allen Fronten. Aber leider war diese Opposition mehr oder minder von dem persönlichen Einfluss Tresckows abhängig, wie Schlabrendorff im Einzelnen berichtet, der aus triftigem Grund dabei die Anmerkung macht: «Es ist nicht auszudenken, welche Wendung die Dinge genommen hätten, wenn Tresckow in der entscheidenden

Stunde am 20. Juli 1944 bei Kluge gewesen wäre. Ihm wäre es wahrscheinlich gelungen, Kluge auf die richtige Bahn zu zwingen und dort festzuhalten.»

In den Jahren 1942/43 hat Goerdeler den Feldmarschall von Kluge wenn nicht für den König, so doch für einen Turm oder Springer in seinem Schachspiel gegen Hitler gehalten. Er tat das gewiss nicht mit Unrecht und hat so auch den Weg an die Ostfront zu ihm gefunden. Der Bericht darüber, den wir bei Gisevius finden, gehört zur Charakteristik Kluges und darum auch zum Verständnis der kommenden Ereignisse im Westen. Gisevius schreibt:

«Typisch war ein Husarenstück Goerdelers, seine Reise nach Smolensk. Dort sass Kluge, flankiert von dem General v. Tresckow und dessen Schwager Fabian v. Schlabrendorff, der als Oberleutnant in den Stab der Heeresgruppe eingebaut war. Schlabrendorff stand seit 1938 mit Oster in Fühlung, desgleichen seit Langem mit Freiherrn von Guttenberg und Dr. von Dohnanyi. Juli 1942 machte er die Bekanntschaft Goerdelers und erbot sich, eine Besprechung mit Kluge und Tresckow zu vermitteln. Sofort begab sich Goerdeler auf grosse Fahrt. Die Firma Bosch musste dringende wirtschaftliche Interessen (*Goerdeler stand damals im Dienst der Firma Bosch in Stuttgart*) im Smolensker Walde wahrnehmen, während Oster die zur Reise nötigen Ausweise besorgte. Nur wer die Entfernungen kennt und die damaligen Verkehrsverhältnisse berücksichtigt, kann verstehen, welche Leistung für den Zivilisten Goerdeler allein schon darin lag, nach achttägiger Fahrt am Ziel einzutreffen.

Goerdeler hatte Glück. Kluge liess sich mehrfach sprechen. Er war einsichtig. Es kam zu festen Abreden. Was noch bedeutsamer war, er gewann Tresckow . . . Vielleicht hatten ihn erst endgültig die Polengreuel oder die Untaten des Russenkrieges aufgeschreckt. Jedenfalls kam Goerdeler zur rechten Stunde, den innerlich längst von Hitler Abgefallenen zur aktiven Teilnahme am Komplott herüberzuziehen. Mit der ihm eigenen Energie und Zielklarheit ist Tresckow darauf diesen Weg bis zu seinem Freitod am Morgen nach dem 20. Juli geschritten ..

Es ist interessant, dieser Darstellung von Gisevius die Schlabrendorffs gegenüberzustellen, der schreibt:

«Auf der Vorarbeit Tresckows aufbauend, brach Goerdeler bei Kluge das Eis und nahm ihn gewissermassen in Pflicht. Wenn Kluge auch später vielfach schwankte und häufig Einwendungen machte, um seinen Rückzug zu verschleiern, innerlich fühlte er sich doch als Spiessgeselle, als ein Mitverschworener. Goerdeler hatte es verstanden, Kluge beim Portepée zu fassen. Jedesmal, wenn Kluge sich ins entziehen wollte, genügte ein Griff Goerdelers, um ihn bei der Stange zu halten.»

Durch Angehörige von Kluges Stab ist bekanntlich auch am 13. März 1943 der erste «militärische» Attentatsversuch gegen Hitler erfolgt, indem man eine Zeitbombe in sein Flugzeug schmuggelte. Aber der Zünder versagte. An der Vorbereitung dieses Anschlags war auch der damalige Oberst i. G. von Gersdorff beteiligt, den Kluge besonders schätzte und später zum Chef des Stabes der 7. Armee in der Normandie gemacht hat.

Kurz vor dem Attentat hatte auch die Berliner Opposition einen Putschversuch geplant, über den Gisevius ausführlich berichtet. Auch Kluge war damals daran beteiligt. Nach diesem Plan sollten die Oberbefehlshaber im Osten Hitler als dem Oberbefehlshaber des Heeres den Gehorsam aufkündigen und Rundstedt im Westen sich anschliessen, nachdem sich die verantwortungslose und dilettantische Führung Hitlers bei Stalingrad so erschreckend erwiesen hatte. Aber Hitler witterte Unrat und hatte wieder einmal einen seiner grossen, hellen Momente, vielleicht den letzten in «seinem» Kriege. Jedenfalls gab er im Februar 1943 dem Feldmarschall von Manstein im Süden der Ostfront die Operationsfreiheit, die dieser dringend erbeten hatte, und zwar in einer persönlichen Unterredung in Saporoschje – welche Operationsfreiheit bald darauf zu dem Sieg bei Charkow und zur Wiederherstellung der Lage im Süden der Ostfront geführt hat. Aber auch Kluge bekam als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte das, was er wollte: durch die ihm genehmigte «Büffelbewegung» wurde seine Front auf eine taktisch günstige Linie zurückgenommen und das Ausscheiden von Reserven ermöglicht. Seit-

dem konnte Kluge wenigstens wieder über die notwendigsten «Feuerwehren» verfügen, so dass die Mittelfront im Grossen und Ganzen bis zum 22. Juni 1944 gehalten werden konnte. Der geplante Putsch, der in der Hauptsache aus militärischen Motiven erfolgte, war durch die Zugeständnisse Hitlers und durch die operativen Erfolge bei Charkow gegenstandslos geworden. Das hat der «Zivilist» Gisevius, der den Frontereignissen fernstand, nicht ganz richtig gesehen. Er sah wohl auch nicht, wie übrigens auch viele andere, dass es damals noch einen zweiten Hitler gab, der sich unter Umständen überzeugen lassen und scheinbar sehr grosszügig geben konnte. Diese zur Schau getragene Einsicht und grosszügige Klugheit war sogar besonders gefährlich, weil Hitler gerade dadurch manchen ihm Widerstrebenden gewann und damit in die geschlossene Front seiner Gegner einbrach.

Nach Gisevius schrieb daraufhin im Juli 1943 Goerdeler folgenden Brief an Kluge:

«Angesichts dieses nun offenbar werdenden nationalen Unglücks, in das uns eine wahnsinnige, göttliches und menschliches Recht missachtende Führung gebracht hat, erlaube ich mir, eine letzte Bitte an Sie zu richten. Sie können gewiss sein, dass es die letzte sein wird. Nunmehr ist die Stunde gekommen, in der wir auch über unser persönliches Geschick endgültig zu entscheiden haben . . . Wissen Sie angesichts der furchtbaren, sich immer mehr beschleunigenden Zerstörung deutscher Städte noch ein Mittel, um einen Sieg zu erringen, der erstens ermöglicht, Russland endgültig von Europa fernzuhalten, zweitens die USA und das englische Weltreich dazu zu zwingen, diese Angriffe aufzugeben und schliesslich Frieden zu machen? Das ist doch politisch und militärisch die Frage, die vor uns steht. Wenn es diesen Sieg gibt, dann muss man seine Möglichkeit dem deutschen Volk nicht mit der Lüge, sondern mit der Wahrheit, die dann doch vorhanden sein muss, klarmachen. Wenn es aber den Sieg nicht gibt, dann ist die Fortsetzung des Krieges ein glattes Verbrechen, weil es für ein Volk niemals ein heroisches Ende, sondern immer nur ein Weiterleben gibt.

Ich habe erneut festgestellt und übernehme dafür die Verantwortung, dass die Möglichkeit noch vorhanden ist, zu einem für uns günstigen Friedensschluss zu kommen, wenn wir Deutschen uns selbst wieder verhandlungsfähig machen. Dass mit Verbrechern und Narren kein Staatsmann dieser Welt verhandeln kann, weil er nicht leichtfertig das Geschick seines Volkes Narrenhänden anvertrauen kann, ist doch selbstverständlich. Das sagt uns ja unser eigenes Gewissen. Natürlich sind die Möglichkeiten schwieriger zu verwirklichen als vor einem Jahr. Sie sind auch nur auszunutzen, wenn der Politiker noch eine gewisse zeitliche Bewegungsfreiheit hat, wenn er also nicht wie 1918 von heute auf morgen vor das militärische ‚Wir können nicht mehr!‘ gestellt wird. Wird diese zweite, vom Militär abhängige Voraussetzung erfüllt, so können wir mit Ruhe, mit verständigem Handeln, den Krieg sofort in der Luft und allmählich auch im Lande abbremsen. Wer dem deutschen Volke heute verkünden kann, dass der Krieg in der Luft beendet ist, der hat das Volk hinter sich, und es wird niemand wagen, gegen ihn seine Stimme zu erheben oder einen Finger zu rühren. So liegen die Dinge und nicht ein Jota anders.

Ich werde Ihnen nicht mehr lästig werden; ich habe nur noch eine Antwort von Ihnen zu erbitten und weiss, welche Bedeutung es hat, wenn Sie mir die Antwort verweigern.»

Nach Gisevius hat sich Kluge daraufhin ausgeschwiegen. Aber nach Schlabrendorff, der es in diesem Fall besser wissen muss, weil er ja selber dem Stabe Kluges angehörte, wurde der für den Feldmarschall bestimmte Brief nach vielen Beratungen *nicht* abgesandt. Kluge kann aber doch von seinem Inhalt etwas erfahren haben, denn nach Gisevius streckte er beim nächsten Zusammentreffen mit den Oppositionellen im November 1943 Goerdeler treuherzig die Hand hin und sagte: «Sie haben recht gehabt!»

Dieses Novembertreffen war eine regelrechte «Stabsbesprechung» der Opposition im Berliner Hause des Generals Olbricht, des Chefs des allgemeinen Heeresamtes. An ihr haben ausser diesem, Goerdeler und Kluge auch noch Generaloberst Beck und Tresckow teilgenommen. Um diese Zeit war auch Fritz von der Schulenburg

aus dem Westen zurückgekehrt und hatte von dem Aufbau der oppositionellen Zellen unter der Führung der Generale Stülpnagel und Falkenhausen berichten können. Aber zu entscheidenden Entschlüssen ist es auch damals nicht gekommen. Es trat vielmehr jene Stagnation ein, die einen Mann wie Stülpnagel tief beeindruckte, wie wir wissen. Die Haltung der Generalität brachte Hauptmann Kaiser damals auf die Formel: «Der eine will handeln, wenn er Befehl erhält, der andere befehlen, wenn gehandelt ist.»

Bald nach dieser Besprechung erlitt der Feldmarschall von Kluge auf der Fahrt von Orscha nach Minsk einen schweren Autounfall. Er musste sich einer längeren Lazarettbehandlung unterziehen und war erst im kommenden Frühjahr wiederhergestellt. An seine Stelle trat als Oberbefehlshaber Mitte der Feldmarschall Busch, der zu den Hitleranhängern gehört hat. Als Kluge Anfang Juni 1944 endlich wieder voll dienstfähig war, wurde er ins Führerhauptquartier berufen – und damit begann seine eigentliche Tragödie. Denn nun war es Hitler, der den anderen Docht anfachen und den Feldmarschall hörig machen konnte. Im Übrigen war Kluge auch deshalb in der Hand des Diktators, weil er dessen «Sonderdotation» in Höhe von 250'000 RM angenommen hatte. Ähnliche Dotationen hatten, meist in Form von Landgütern, auch schon früher Heerführer von ihren Souveränen erhalten, jedoch erst *nach* gewonnenem Kriege – und Hitler war eben kein legitimer Souverän. Seine Geldgeschenke solcher Art waren darum immer von einem fatalen Beigeschmack begleitet, weil die Absicht, den Beschenkten irgendwie zu kaufen, ja sogar in gewisser Beziehung zu kompromittieren, bei der scheinbar grosszügigen Geste mit durchschimmerte. Man kann Schlabrendorff, der darüber berichtet, durchaus Glauben schenken, dass es Kluge selbst bei dieser Sonderzuwendung offenbar nicht ganz wohl war.

So standen also die Dinge, als der Feldmarschall Anfang Juli 1944 als Nachfolger Rundstedts zum Oberbefehlshaber im Westen berufen wurde. Nun war es Hitler, der den anderen, für ihn glimmenden Docht neu zu entfachen gewusst hatte. Seine Suggestionskraft wirkte

in jenen Wochen, in denen sich Kluge im Berchtesgadener Hauptquartier aufhielt. Offensichtlich konnte ihn Hitler davon überzeugen, dass im Westen nur taktische Fehler der dortigen Oberbefehlshaber die Landung der Alliierten hatten gelingen lassen, und dass er, der Feldmarschall Günther von Kluge, der richtige Mann sei, die Folgen dieser Fehler auszumerzen und mit der richtigen Taktik vielleicht sogar die Alliierten wieder ins Meer zu werfen. Auch die neue V-Waffe, die in der Nacht vom 15. auf 16. Juni England zu beschossen begonnen hatte, wird Hitler phantasievoll ins Treffen geführt haben.

In Berchtesgaden ist oft von der Invasion und den Gründen der alliierten Erfolge gesprochen worden. Hitler hatte darüber seine ganz persönliche Meinung. So sagte er zum Beispiel: «Die Invasion ist nur durch ein paar dumme Zufälle gelungen. So hat man mich zum Beispiel nicht rechtzeitig geweckt, und der Feldmarschall Rommel war gerade bei einer Geburtstagsfeier zu Hause. Im Übrigen ist auch von den Oberbefehlshabern im Westen nicht energisch genug geführt worden.»

Das war Kluge neu. Er fragte: «Auch von Rommel?»

«Ja», erwiderte Hitler, «der Feldmarschall Rommel ist ein grosser, begeisternder Führer im Siege, aber bei den geringsten Schwierigkeiten wird er ein kompletter Pessimist. Er hat auch keine Ausdauer.» Wie Kluge feststellen konnte, war man darüber im Wehrmachtsführungsstab einer Meinung. Allen voran nickte Feldmarschall Keitel immer beflissen, wenn Rommel so kritisiert wurde. Auch bei Jodl hatte er durchaus keine erste Nummer.

Hitler spielte in Berchtesgaden seine Trumpfkarten Kluge gegenüber weiter aus, sobald er spürte, dass seine Reden und Argumente den Feldmarschall stärker beeindruckten. Er sprach davon so überzeugend und anscheinend sachverständig, dass man ihm einfach glauben musste. Zum Schluss kam dann das Stichwort, als er sagte: «Herr Feldmarschall, ich glaube, Sie sind der Mann, der imstande ist, die Lage im Westen zu bereinigen. Sie müssen dort den Oberbefehl übernehmen. Herr von Rundstedt ist ohnedies nicht mehr der Jüngste und sehr von Rheumatismus geplagt, wie Sie wissen. Sie

sollten ihn ablösen. Wenn Sie im Westen sind, dann tun Sie mir den Gefallen und sehen Sie auch unserem Freund Rommel auf die Finger. Er muss Ihnen gehorchen.»

So war der Feldmarschall von Kluge in einer seltsamen Umkehrung jetzt nicht mehr eine Figur der Opposition, sondern ganz und gar der «Paladin» seines Führers, als er am 3.7. in Frankreich eintraf.

Drei Tage nach der Übernahme des Oberkommandos im Westen erschien Kluge bei Rommel auf dem Gefechtsstand der Heeresgruppe. Die Umstände dieser ersten Begegnung der beiden Heerführer, die ihre Rollen als «Paladine des Führers» so seltsam vertauscht hatten, sind von Speidel als Augenzeuge dramatisch geschildert worden. Aus Kluge, bei dem immer derjenige recht hatte, der zuletzt mit ihm gesprochen, redete jetzt nicht mehr der General von Tresckow, sondern Hitler. Er machte Rommel heftige Vorwürfe und erklärte ihm, dass er nicht mehr das volle Vertrauen Hitlers besitze, denn er, Rommel, beurteile die Lage zu pessimistisch. Dann forderte Kluge von Rommel, dass dieser bedingungslos gehorche. In der Folge kam es zu so erregten Auseinandersetzungen zwischen dem jüngeren und dem älteren Feldmarschall, dass Kluge General Speidel und den Ia, den Ersten Generalstabsoffizier der Heeresgruppe, Oberst von Tempelhoff, aufforderte, das Arbeitszimmer Speidels im alten Normamenturm, in dem die Unterredung stattfand, zu verlassen. Kluge war auf die tatsächliche Lage im Westen nicht eingegangen. Man kann begreifen, dass diese Aussprache Rommel tief verstimmt hat.

Aber zu dieser Verstimmung über die offensichtliche militärische Besserwisserei Kluges kam noch ein anderer Anlass der Unzufriedenheit Rommels. «Rommel war tief verbittert», schreibt Speidel, «da er nach den vertraulichen Unterrichtungen der berechtigten Auffassung gewesen, dass Kluge – seit Jahren mit den Widerstandskräften in Deutschland in Verbindung – den Fragen der Rettung des Reiches aus den Händen der Vernichter mehr aufgeschlossen sei. Jetzt

war er als Sprecher Hitlers erschienen und hatte sich ohne örtliche Frontkenntnisse blindlings im ‚Berchtesgadener Stil‘ geäußert.»

Die «Spritze», die Kluge in Berchtesgaden von Hitler erhalten hatte, sollte indessen nicht lange vorhalten, das muss zu seiner Ehre, aber auch zur Kennzeichnung seines Charakters gesagt sein. Auch im Westen war und blieb er ein Mann der Front und von demselben glühenden taktischen Interesse wie immer. Es trieb ihn zu den Kommandeuren und Truppen, und da hat sich der erfahrene Soldat schnell ein neues, richtiges Urteil gebildet. Dieses Urteil aber war das genaue Gegenteil von den Illusionen, die er aus Berchtesgaden mitbrachte. So hatte der militärische Fachmann in Kluge bald wieder die Oberhand gewonnen. Aber auch der gerecht denkende Soldat siegte «im klugen Hans» gegenüber Rommel. «Er nahm alle Vorwürfe zurück und entschuldigte sein Verhalten mit der falschen Unterrichtung durch Hitler und Keitel. Er bemerkte, dass Hitler trotz aller Meldungen, Berichte, Ferngespräche, Vorträge, die Lage nicht sehen wolle, wie sie sei, in Wunschbildern lebe und, wenn diese verblassten, Sündenböcke suche: Eine Quintessenz aus der Osterfahrgung.» (Speidel, Invasion.)

Nach diesen Erlebnissen mit Kluge wusste aber Rommel, dass er an Kluge wohl kaum einen zuverlässigen Bundesgenossen für seine besonderen Pläne gefunden hatte. Umso mehr war es notwendig, sich enger mit der Berliner Opposition zu verbinden, ja so eng wie nur möglich. Die grundsätzliche Differenz in der Frage «Attentat oder nicht» blieb aber bestehen.

So ist am 9. Juli Caesar von Hofacker als Abgesandter Stülpnagels und zugleich als dessen Verbindungsmann nach Berlin in La Roche-Guyon mit offenen Armen aufgenommen worden. Er kam zugleich als der Vetter des Grafen Stauffenberg, der seit dem 1. Juli Chef des Stabes des Ersatzheeres war, da er wegen seiner in Afrika erlittenen schweren Verletzungen – er hatte ein Auge, die rechte Hand und zwei Finger der Linken verloren – an der Front nicht mehr verwendet werden konnte.

Oberstleutnant von Hofacker kam in erster Linie zu Rommel, um einen genauen Lagebericht zu erbitten. Er tat es im Auftrag seines

Befehlshabers, der ihn an Beck weitergeben wollte, und hat einen solchen Bericht auch erhalten; denn es war notwendig, dass man auch in Berlin über die tatsächliche Lage Bescheid wusste, die nach dem grundsätzlichen Führerbefehl Nr. 1 vom 13. Januar 1940 selbst eine hohe Kommandobehörde nicht mehr erfahren durfte. Danach kam die Beredsamkeit Hofackers Rommel gegenüber zum Zuge: an Hand einer Denkschrift schilderte er die verzweifelte Lage des Reiches im Grossen, um dann entschieden auf die unbedingte Notwendigkeit sofortigen Handelns hinzuweisen. Er schloss, wie Speidel schreibt, mit dem eindringlichen Appell aller Widerstandskräfte an den Feldmarschall Rommel, den Krieg im Westen so schnell wie möglich und selbständig zu beenden.

«Es war ein Appell zum Aufstand, der sich die Auffassung der Berliner Widerstandskräfte zu eigen machte, dass die Alliierten niemals mit Hitler oder einem seiner ‚Paladine‘ . . . verhandelten und dass deshalb diese Führer zugleich mit dem System beseitigt werden müssten.»

Dann stellte Hofacker die Frage, wie lange die Invasionsfront noch gehalten werden könne, und erhielt die klare Antwort von Rommel: «Maximal 14 Tage bis drei Wochen, dann ist mit dem Durchbruch zu rechnen. Wir haben ihm nichts mehr entgegenzustellen.»

Es war am 9. Juli, als Rommel dies zu Hofacker sagte. Der endgültige Durchbruch der Amerikaner bei Avranches, der den Einsturz der gesamten Westfront innerhalb eines Monats zur Folge hatte, ereignete sich am 1. August: man sieht daraus, wie richtig im Stab der Heeresgruppe die Lage beurteilt wurde; man sah die nahe Katastrophe bereits voraus.

Hofacker hatte fast eine Stunde *allein* mit Rommel gesprochen. Nach diesem Zusammentreffen in La Roche-Guyon sollte Hofacker auch bei Kluge Vortrag halten. Selbstverständlich hatte er von Rommel den Auftrag, gerade diesen Schwankenden «festzumachen». Aber zu diesem Vortrag ist es nicht mehr gekommen, denn Kluge war in diesen ersten Wochen seines neues Oberbefehls fast ständig unterwegs und häufig an der Front.

Vielleicht ist er aber auch dem Besuch aus dem Wege gegangen, da er ahnen mochte, dass dieser ihn vor eine Gewissensentscheidung stellen werde.

Als Oberstleutnant von Hofacker am Abend des 9. Juli nach der Unterredung mit Rommel nach Paris zurückkam, war er hochgestimmt und voll Hoffnung. Gleich nach seiner Rückkehr erzählte er den Mitverschworenen in freudigster Erregung, wie Freiherr von Teuchert berichtet. Nach einleitender Fühlungnahme sei er gleich aufs Ganze gegangen und habe die Karten in aller Offenheit aufgedeckt. Die Wirkung war über alles Erwarten günstig. Rommel sei kaum zu halten gewesen, er wollte am liebsten gleich losschlagen.

«Was diese Nachricht für uns bedeutete», schreibt Teuchert weiter, «kann man sich vielleicht auch heute noch nicht vorstellen. Nach all dem entnervenden Warten schien jetzt endgültig festzustehen, dass die Zeit der Worte vorbei sei. Hofacker bat mich, umgehend den Entwurf eines Schreibens von Rommel an das alliierte Hauptquartier zu beschaffen. Es sollte von der Absicht Kenntnis geben, die Feindseligkeiten auf eigene Faust einzustellen, keine Bedingungen enthalten, nur in der Form der Bitte um ehrenvolle Behandlung nach der Kapitulation nachsuchen, desgleichen um Geheimhaltung, bis die Möglichkeit der Ausführung gekommen wäre. Noch am gleichen Abend wurde das Schreiben fertiggestellt – von Bargatzky ausgezeichnet formuliert.» Die Weisung für die Abfassung des Schreibens, das Rommel an Montgomery richten wollte, ist ein Zeichen dafür, wie aussichtslos Rommel damals bereits die Lage im Westen beurteilte – und wie recht er damit gehabt hat, wie sich drei Wochen später zeigen sollte.

Wie aber sollte das Schreiben über die Linien gelangen? Auch dafür schien sich in diesen Tagen eine günstige Gelegenheit zu bieten. Bei dem Fall von Cherbourg waren mehrere Rotekreuzschwestern*) in amerikanische Hände gefallen. Das Alliierte Ober-

*) Nach dem KTB Ob. West acht Rotekreuzschwestern aus dem Luftwaffenlazarett Cherbourg.

kommando hatte auf dem Funkweg den Austausch dieser Schwestern gegen Schwerverwundete angeboten und dafür eine zweistündige Waffenruhe im Abschnitt der 2. Panzerdivision des Generalleutnant Freiherrn von Lüttwitz vorgeschlagen. Dieses Angebot wurde angenommen. Daraufhin beantragte SS-Obergruppenführer Hausser vom AOK 7, den Amerikanern einen Dankfunktpruch zu schicken, da sie die Schwestern gut behandelt hatten, wie diese übereinstimmend aussagten. Diesem Antrag ist zwar nicht stattgegeben worden, aber er wird zum Anlass, beim Wehrmachtsführungsstab einen weiteren Austausch von Schwerverwundeten mit den Alliierten anzuregen. Die Angelegenheit ist indessen im Sande verlaufen, weil das ewig wache Misstrauen Hitlers Unrat witterte und er grundsätzlich jede Humanität als Schwäche verurteilte. «Dieser Vorgang hatte im Besonderen Grimm und das Misstrauen Hitlers geweckt», schreibt Speidel. So fand sich keine Gelegenheit, anlässlich eines Austausches von Schwerverwundeten auch einen Sanitätsoffizier mit dem von Bargatzky entworfenen Schreiben über die Linien zu schicken. Vielleicht hätte ein solches Schreiben den Ereignissen im Westen eine neue Wendung gegeben. Aber auch das hat nicht sein sollen. Ein merkwürdiger Unstern stand über allen Versuchen, den dämonischen Bannkreis zu durchbrechen, den Hitler nicht nur um sich, sondern um seinen ganzen Machtbereich gezogen hatte.

Gerade in diesen Tagen aber war in Feldmarschall Kluge eine Wandlung vorgegangen, die auch neue Entschlüsse zeitigte. Am 12. Juli fuhr er mit seinem Chef des Generalstabs, General Blumentritt, nach La Roche-Guyon, nachdem er sich die Lage hatte vortragen lassen. Die Besprechung, die dann am Abend stattfand, ist bezeichnend für die Entwicklung, die Kluge inzwischen durchlaufen hatte, wie für die Beurteilung der Pläne Rommels. Nicht umsonst schreibt Speidel, aus dem Saulus Kluge, wie er von Berchtesgaden kam, sei inzwischen wieder ein Paulus geworden. «Die Aussprache über die operativen und taktischen Ereignisse ergab jetzt endgültige und völlige Übereinstimmung der beiden Oberbefehlshaber. Von Kluge erbat

noch einmal eine endgültige Feststellung, wie lange die Invasionsfront bei der absinkenden Kampfkraft und dem Fehlen jeglicher Reserven noch gehalten werden könne. Rommel erklärte sich zu einer Befragung aller Armeeführer und der Mehrzahl der kommandierenden Generale bereit und schlug vor, das Ergebnis an Hitler zu melden und ultimative Forderungen damit zu verbinden. Er äusserte dann seine Gedanken, was bei der zu erwartenden Ablehnung Hitlers getan werden müsse.»

So ist kein Zweifel, dass sich Kluge wieder der Opposition gegen Hitler näherte, der er so lange zugehörte. Rommel war auf alle Fälle zum Handeln entschlossen, das heisst zum selbständigen Handeln im Westen, zu Verhandlungen mit den Alliierten. Denn er sah, dass es sinnlos war, weiterzukämpfen. Auch der Militär Kluge konnte sich dem Ernst der Lage nicht länger verschliessen. Das geht auch einwandfrei aus einem Telefongespräch hervor, das er nach dem KTB Ob. West am 13. Juli, also einen Tag nach der Besprechung mit Rommel, in der Zeit von 18.28 Uhr bis 18.40 Uhr mit dem Chef des Wehrmachtsführungsstabes, Generaloberst Jodl, geführt hat:

v. *Kluge*: «Können Sie mich verstehen?»

Jodl: «Es ist schlechte Verständigung.»

w. *Kluge*: «Ich kann Sie sehr gut verstehen.»

(Es wird eine andere Leitung genommen.)

Jodl: «Jetzt verstehe ich zur Not.»

x. *Kluge*: «Folgendes möchte ich sagen: Ich habe nicht ohne Grund den Antrag gestellt, die Panzerdivision aus dem Süden herauszuholen. ich kenne den Grund des Führers, sie nicht woanders einzusetzen.»

Jodl: «Der Süden ist sehr schwach.»

y. *Kluge*: «Ich bin mir darüber klar. Aber die Lage ist so gespannt, vor allen Dingen auf dem äussersten Westflügel. ich muss deshalb alles heranzuführen, was ich nur kann, sonst erleben wir hier einen ungeheuren Kladderadatsch. *Ich weiss nicht, ob dort der Ernst der Lage erkannt ist.* Gestern sprach ich mit Rommel, und es wurde die gespannte Lage auf dem äussersten Westflügel besonders betont. An der Front des 84. Korps ist es ähnlich. Der Verbrauch an Kräften

in den Grosskampftagen ist ungeheuer. Ich muss die Panzerdivisionen einmal rausholen, sonst werden sie mir zerrieben und es ist nichts mehr da . . .»

Jodl: «Es kommen noch vier Divisionen in den nächsten Tagen.»

v. *Kluge:* «Gewiss, aber keine vollwertigen Divisionen, denn sie waren noch nicht in vorderster Linie eingesetzt. Ich brauche auch Panzer und nicht nur Infanterie! Die Infanterie des 84. Korps ist nicht in der Lage zu halten, wenn dahinter nicht als Korsettstange Panzer stehen. In einem Funkspruch des General Meindl (*Komm. General des 11. Fallschirm-Korps*) kommt auch zum Ausdruck, dass die starre Kampfführung, die wir befohlen haben, einen grossen Kräftebedarf bedingt, den er kaum noch aushalten kann. Ich bin mir darüber klar, und deshalb der Antrag, die Panzerdivision herauszuholen. Ich bitte, dies der Führung hier zuzubilligen. Wenn ein Loch entsteht, muss ich in der Lage sein, es zu flicken. Wollen Sie das bitte dem Führer sagen . . .

Ich betone noch einmal ohne Schwarzseherei, dass ich die Lage als sehr ernst ansehe.

Morgen werde ich mit Sepp Dietrich sprechen. Wollen Sie also bitte dem Führer sagen, damit er weiss, wie ich darüber denke.»

Jodl: «Ich werde das machen.»



Es war übrigens das letzte Ferngespräch, das Kluge mit Berchtesgaden geführt hat: am 14. Juli zog Hitler mit seinem Stab nach der «Wolfsschanze» bei Rastenburg in Ostpreussen.

Täglich fuhr Rommel in diesen heissen Tagen an die Front und besprach sich mit den Oberbefehlshabern, kommandierenden Generalen und höheren Kommandeuren. Er sprach mit dem einen offener, mit dem anderen diplomatischer, um die wahre Meinung aller zu erfahren. Aber fast alle dachten das gleiche über den Ernst der Lage,

und die meisten waren sich klar darüber, dass es der Starrsinn, die Ideenlosigkeit und die Selbstherrlichkeit des Obersten Befehlshabers waren, die die Fronttruppen in die gegenwärtige Lage gebracht hatten.

Auch der Oberbefehlshaber der 7. Armee, SS-Oberstgruppenführer Hausser, sah als alter Soldat und Generalstabsoffizier zu klar, als dass er sich über die Lage und die Auswirkung bestimmter Führerbefehle Illusionen gemacht hätte. Und Sepp Dietrich, der Kommandierende General des I. SS-Panzerkorps vor Caen, der bald darauf die Führung der neugebildeten 5. Panzerarmee übernehmen sollte? Auch er wurde in diesen Wochen rebellisch. Speidel berichtet: «Sepp Dietrich hatte bei einem Besuch auf dem Gefechtsstand der Heeresgruppe sowohl dem Oberbefehlshaber als auch dem Chef des Generalstabs seinen Unwillen über die höchste Führung bekundet und ‚selbständige Massnahmen im Fall eines Zerreißens der Front‘ gefordert.» Und Speidel kann als Kronzeuge hinzusetzen: «Die am Feind gebundenen, tapfer kämpfenden Verbände der Waffen-SS waren fest in der Hand ihrer Führung, die – um der Gerechtigkeit willen sei es ausgesprochen – vom SD und seinen Methoden deutlich abrückte.»

Auf Grund dieser Überzeugung, die er in vielen Frontfahrten gewonnen hatte, konnte Rommel jenen bekannten Lagebericht verfassen, der als sein «Ultimatum» an Hitler schon in die Geschichte eingegangen ist. Er war in der Tat die an die oberste Instanz gerichtete letzte Mahnung eines vielfach erprobten Frontsoldaten und Heerführers, dem der politische Sinn nicht mangelte, in militärischen wie in politischen Dingen endlich Vernunft anzunehmen. Leider war es auch die letzte Lagebeurteilung des Feldmarschalls als Heerführer in seinem Leben überhaupt.

Nach Speidel hat diese Denkschrift drei Schreibmaschinenseiten umfasst und ist als KR-Blitzfernschreiben (Höchster Grad der Dringlichkeit und Geheimhaltung) weitergegangen. Sie stellte fest, dass die Lage in der Normandie von Tag zu Tag schwieriger werde und sich einer gefährlichen Krise nähere. Dann wurde auf die schweren Verluste hingewiesen, die bei der gewaltigen Materialüberlegenheit und Luftherrschaft des Feindes nach dem KTB. Ob. West bereits

97'000 Mann, darunter 2'350 Offiziere mit 28 Generalen und 545 Kommandeuren ausmachten. Nur 6'000 Mann Ersatz hatte die Normandiefrent bisher erhalten. Für die 225 verlorenen Panzer waren bisher nur ganze 17 geliefert worden. Der Nachschub sei völlig unzureichend, die neu eintreffenden Divisionen von höchst unterschiedlichem Kampfwert, ohne Fronterfahrung, teilweise auch ungenügend ausgerüstet. Der feindliche Druck werde dagegen immer stärker. «Unter diesen Umständen», hiess es weiter in der Denkschrift, «muss damit gerechnet werden, dass es dem Feind in absehbarer Zeit – 14 Tage bis drei Wochen – gelingt, die dünne eigene Front, vor allem bei der 7. Armee, zu durchbrechen und in die Weite des französischen Raumes durchzustossen. Die Folgen werden unabsehbar sein. – Die Truppe kämpft allerorts heldenmütig, jedoch der ungleiche Kampf neigt dem Ende entgegen.»

Zu dieser Denkschrift schrieb der Feldmarschall Rommel dann noch mit eigener Hand: «Ich muss Sie bitten, die politischen Folgerungen aus dieser Lage unverzüglich zu ziehen. Ich fühle mich verpflichtet, als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe dies klar auszusprechen . . . Rommel, Generalfeldmarschall.» Auf Speidels Rat wurde das Wort «politisch» gestrichen. Es hätte Hitler nur unnütz herausgefordert.

Hier ist eine nicht uninteressante Feststellung zu machen: in den Anlagen zum KTB Ob. West fehlt die Anlage Nr. 661 im Anschluss an die Tagesmeldung vom 15. Juli. Es ist anzunehmen, dass es sich bei diesem Schriftstück, das aus dem sonst sehr vollständigen und sachlichen Kriegstagebuch Ob. West entfernt wurde, um jene Denkschrift Rommels gehandelt hat. Sie ist, offenbar auf Anordnung Kluges, zunächst überhaupt nicht weitergegeben worden. Nach dem 20. Juli mag sie den massgebenden Offizieren vom Stab Ob. West vollends so bedenklich erschienen sein, dass man sie aus dem Kriegstagebuch herausnahm. Auch das Original des Fernschreibens, das Rommel mit seinem Namen gezeichnet hatte, verfiel der Vernichtung, als General Speidel Anfang September 1944 verhaftet wurde. Ein unersetzliches Dokument für die Vorgeschichte des 20. Juli ist damit verloren.

Aber am 17. Juli griff eine Hand aus den Wolken. Sie tat es beinahe buchstäblich, indem sie sich zweier englischer Jäger bediente, die in der Nähe von Livarot hinter der Normandiefront aus dem Himmel herabstiessen und den Kraftwagen Rommels angriffen. Der Fahrer des Wagens erhielt einen Treffer in die linke Schulter, während Rommel durch Splitter verletzt wurde.

Durch den furchtbaren Schlag und Schock verlor dann der Fahrer die Herrschaft über das dahinrasende Fahrzeug, so dass es auf die linke Strassenseite geworfen, dort aber von Büschen aufgefangen wurde. Rommel, der schon die Türklinke zum Herauspringen erfasst hatte, wurde nach vorwärts herausgeschleudert (nach der Bekundung des Ordonanzoffiziers, Hauptmann Lang) und stürzte mit Wucht auf das Strassenpflaster. Dabei hat er, ausser einer schweren Gehirnerschütterung, einen Bruch der linken Schläfe erlitten; die Schädelbasis war zweimal, der linke Bachenknochen einmal gebrochen, das linke Auge stark in Mitleidenschaft gezogen. Er war schwer verletzt.

Die Erhebung im Westen hatte kurz vor der «direkten Aktion» nicht nur den wichtigsten Heer- und Truppenführer, sondern zugleich die Persönlichkeit verloren, die als einzige vielleicht noch das Geschick des deutschen Volkes und damit auch Europas hätte wenden können.

«Auch das noch!» rief Stülpnagel aus, als er am 18. Juli von der schweren Verletzung Rommels erfahren hatte. Sein Stab hat ihn niemals so niedergeschlagen gesehen wie an diesem Tage. Ahnte er damals schon, was dieser «Ausfall» für die Sache bedeuten würde, der man sich auf Leben und Tod verschworen hatte? Nun hing das deutsche Schicksal an dem Verhalten des Feldmarschalls von Kluge.

Die neuerliche Antipathie Kluges der obersten Führung gegenüber kam in dem Ferngespräch zum Ausdruck, das er in der Mittagsstunde des nächsten Tages mit Keitel führte. Es ist mitgeschrieben worden und im genauen Wortlaut erhalten.

Keitel: «Gestern hat der Führer noch mit (*seinem Chef ad jutant en*) Schmundt und mir gesprochen wegen Ihrer Heeresgruppe.

Der Führer lässt bitten, dass Sie selbst den Oberbefehl über die Normandiefrent in eigene Hand nehmen.»

v. Kluge: «Ich selbst bin dazu bereit. Bin gerade aus Mittelfrankreich zurückgekommen und habe bereits alles hier besprochen. Ich siedle heute Abend noch über. Da ich etwas näher an der Front sein möchte, gehe ich zum Stab Rommel. Da bleibe ich. Ich halte dauernd eine unmittelbare Verbindung mit meinem hiesigen Stab. Das Schwergewicht muss ich aber zum Stab Rommel hinlegen. Es entwickelt sich hier zweifellos eine Art Krise. Ich möchte dem Schwerpunkt näher sein. Bei den ungeheueren Schwierigkeiten bei Bewegungen auf dem Gefechtsfeld ist jeder Kilometer, den ich näher bin, von Vorteil. Wie es augenblicklich ist, braucht man das Dreifache an Zeit, wenn man irgendwohin will, als unter normalen Umständen, wenn man nicht gerade vom Wetter begünstigt ist. Und das ist leider augenblicklich nicht der Fall. Ich begeben mich persönlich vorn hin zum Stabe Rommel, bleibe dort und regiere von dort aus. Das lässt sich machen.»

Keitel: «Der Führer hält es für richtig, dass der Stab Rommel voll ausgenützt wird als vorgeschobener Gefechtsstand.»

w. Kluge: «Das kann nur einer machen, der die Verhältnisse selbst klar kennt, und das muss man mir selber überlassen. Ich muss selbst auf das Gefechtsfeld, und ich tue das auch. Ich habe mich entschlossen, dass ich morgen früh alle hier verantwortlichen Führer unmittelbar hinter der Front sprechen will. Es ist eine erhebliche Angelegenheit und nicht, wie man sich das sonst so vorstellt.

Wie ich das mache, muss mir selbst überlassen bleiben. Das wird sich schon einschaukeln.»

Keitel: «Der Führer hat mir den Auftrag gegeben, Ihnen zu sagen, dass eine eventuelle Übergabe, die man erörtert hatte, (*nämlich, Übergabe des Oberkommandos der Heeresgruppe an die Waffen-SS*) seiner Auffassung nach nicht das Richtige sei.»

x. Kluge: «Das geht auch nicht. Das gibt eine grosse Schweinerei. Ich wollte bitten, dass das verhindert wird.»

Keitel: «Der Führer hat das abgelehnt und es bleibt auch dabei.»

v. Kluge: «Es ist alles klar.»

Keitel: «Hals- und Beinbruch. Und sehen Sie sich vor.»

Klang das nicht wie eine, vielleicht auch unbewusste Warnung Keitels? Es war der 19. Juli 1944.

Zweiter Teil

DER 20. JULI IN PARIS

Siebttes Kapitel

«ÜBUNG ABGELAUFEN»

Paris, 20. Juli 1944

Die Nacht in Paris war wieder drückend gewesen, und nun lastete schon am frühen Morgen erneut eine schwüle Hitze über den Strassen. Oberst im Generalstab Eberhard Finckh hatte sehr unruhig geschlafen und erwachte in seinem Hotelzimmer mit einer bleiernen Schwere in allen Gliedern. Er war erst seit Kurzem in Frankreich und litt deshalb besonders unter dem feuchtwarmen Klima. Für eine Weile noch einmal die Augen schliessend, dachte er an die Ukraine, an Ostgalizien, das er erst vor wenigen Wochen verlassen hatte. Auch dort war es heiss, glühend heiss schon im Frühsommer, aber der Himmel wölbte sich rein und trocken in einem tiefen Leuchten über dem weiten Lande.

Hier und heute lag aber noch etwas anderes in der Luft, das sich im Thermometer nicht anzeigte. Der Oberst erhob sich und warf einen prüfenden Blick auf den Wandkalender: man schrieb Donnerstag, den 20. Juli 1944. Finckh strich sich über die Stirn und die schon erheblich ergrauten Schläfen, wie um dunkle Gedanken fortzuschleichen; dann machte er sich in gesammelter Eile fertig.

Es war noch zeitig, noch nicht einmal acht Uhr morgens nach deutscher Sommerzeit, als er sein Quartier verliess, um die nahe Dienststelle aufzusuchen. Der breitschulterige, untersetzte, etwas füllige Oberst, der mit seiner Hornbrille mehr wie ein jovialer Landpfarrer aussah, ging an der Tempelfront der Madeleine vorüber, überquerte den Boulevard des Malesherbes und betrat gleich darauf das grosse Bürogebäude an der Rue du Surène, das den Stab des

Oberquartiermeisters beherbergte. Er selbst war der Chef dieser wichtigen Abteilung im Oberkommando West.

Die Ventilatoren und Fahrstühle summten und surrten. Der Oberst liess sich in die zweite Etage fahren und ging, für die Ehrenbezeugungen der Vorübergehenden dankend, an den zahlreichen Türen vorbei, an denen die seltsamsten Abkürzungen standen. Dabei lächelte er ein wenig sarkastisch. Jahrelang hatte beim Oberquartiermeister West tiefer Etappenfrieden geherrscht, aber schon seit dem zeitigen Frühjahr, als die schweren Luftangriffe der Alliierten begannen, und dann vollends seit dem 6. Juni, war dies endgültig vorüber. Seit Anfang Mai mit immer zunehmender Spannung erwartet und dennoch an diesem Tage ganz überraschend, waren die Briten und Amerikaner vor kaum sieben Wochen an der normannischen Küste gelandet – und schon nach einer halben Woche war nicht mehr die Rede davon, sie einfach wieder ins Meer zu werfen, wie Hitler kategorisch befohlen und das Oberkommando der Wehrmacht fast wie selbstverständlich erwartet hatte; die Invasoren hatten im Gegenteil unter dem Schutz ihrer Schiffsgeschütze und eines gewaltigen Luftschirms die Landeköpfe rasch ausgeweitet und so vereinigt, dass sie sich bald eine tiefe Operationsbasis geschaffen hatten. Von Woche zu Woche füllten sie sich immer mehr mit Material und Reserven. Keine deutsche Luftwaffe und Kriegsmarine waren mehr da, um dies zu verhindern, ja auch nur nennenswert zu stören. Wie und wann würde das enden?

Der Oberst Eberhard Finckh wäre kein Schwabe gewesen, wenn er nach seinem Eintreffen in Frankreich sich nicht kopfüber in seine neue Aufgabe gestürzt und wie ein Berserker gearbeitet hätte. Aber das war auch dringend vonnöten, um den Nachschub nur einigermaßen wieder in Ordnung zu bringen; denn schon seit Monaten gab es drückende Sorgen speziell für den Oberquartiermeister im Westen: die Alliierten hatten mit ihren Luftangriffen immer heftiger zugeschlagen und systematisch die Brücken über die untere Seine und Marne zerstört, eine nach der anderen. Zwischen dem westlichen Nord- und Mittelfrankreich waren die Verbindungen unterbrochen.

Die Verschiebebahnhöfe und Verkehrsknotenpunkte wurden planmässig zerschlagen, meistens am helle Tage. Immer schwieriger gestaltete sich die deutsche Versorgung. Aber das war noch ein Kinderspiel gegenüber der Strassenjagd, die mit dem Tage der Invasion gegen all die Verbindungswege einsetzte, auf denen man die Fronttruppen versorgen sollte.

Auch heute sass der Oberst sorgenvoll über den Morgenmeldungen, nachdem er sein Dienstzimmer betreten hatte. Mit jedem Tag wuchs die Summe der deutschen Totalverluste an rollendem Material und Transportraum. Wie sollte man da noch die schwerringende Front versorgen? Schon jetzt flossen Sprit, Munition, Gerät und Ersatzteile nur noch als dünnes Rinnsal nach vorne. Wenn es so weiterging, musste auch dieses Rinnsal demnächst versiegen. Was dann? In höchster Not war der Oberst als neuer Oberquartiermeister von der Ostfront herbeigeholt worden. Wenn überhaupt jemand, so war er auf Grund seiner Erfahrung und langen Bewährung der Einzige, der in dieser verzweifelten Lage vielleicht noch helfen konnte.

Die Gedanken Finckhs durchliefen noch einmal die letzten Jahre, während er die Meldungen durchstudierte. Bilder von Katastrophen, von denen die Heimat nichts wusste, kaum ahnte, zogen an seinem inneren Blick vorüber. Er war einmal Oberquartiermeister der unglückseligen 6. Armee gewesen. Damals vor Stalingrad hatte er dringend gewarnt, sich allein auf die Luftversorgung zu verlassen, und den schleunigsten Rückzug und dann den Ausbruch empfohlen. Aber man hatte ihm ja an oberster Stelle nicht glauben wollen. Trotzdem hatte er noch das Letzte versucht und persönlich zugegriffen, um die eingeschlossene Armee mit dem Nötigsten zu versehen. Dank des besonderen Vertrauens des Feldmarschalls von Manstein, des neuen Oberbefehlshabers im Süden der Ostfront, wurde er dann zum Oberquartiermeister der Heeresgruppe Süd berufen. Im Jahre 1943 und in den ersten Monaten 1944 hatten seine Leistungen in der Ukraine gezeigt, wie sehr er dieses Vertrauen verdiente. Noch in scheinbar verzweifelten Lagen wusste er Aushilfen zu finden, weil er Phantasie besass und ein Herz für die Truppe – vom Vater, dem Landarzt aus

dem Schwabennest Kupferzell, hatte er dies geerbt. Überhaupt war die ganze Familie Finckh, der auch ein Mann wie Ludwig Finck, der Dichter, entstammte, mit Herz und Einbildungskraft gesegnet. Das war nun ein Glück für die Truppe. Denn mit dem üblichen Schema, den erlernten Mitteln der Truppen Versorgung, wie sie im Frieden auf der Kriegsakademie gelehrt und auch noch erfolgreich in den Blitzfeldzügen verwandt wurden – damit konnte man seit 1943 nicht mehr viel anfangen. Die Schwierigkeiten des Nachschubs waren seitdem nicht mehr mit akademischen Mitteln zu meistern. In der Reichswehrzeit war der junge Oberleutnant des Artillerieregiments in Ulm, das damals der Oberst Ludwig Beck kommandierte, der spätere Generalstabschef, bei der Wehrkreisprüfung, die ihm den Weg zur Kriegsakademie und dann in den Generalstab eröffnen sollte, zunächst einmal durchgefallen – aber jetzt, seit dem Jahre 1943, galt dieser selbe Finckh als das As der Asse unter den deutschen Quartiermeistern. Deshalb hatte man ihn nach dem Westen gerufen. Der Generalquartiermeister Wagner, der vorher bei Rommel gewesen war, hatte allerdings dafür auch noch besondere Gründe.

Tatsächlich war Finckh nicht vergeblich gerufen worden. Schon in den wenigen Wochen, die er in Frankreich wirkte, hatte sich die Truppenversorgung erheblich gebessert. Es gelang ihm vor allem, die Seineschiffahrt für den Nachschub zur Normandiefront nutzbar zu machen. Die deutsche Abwehrkraft hatte sich in der Folge immerhin so verstärkt, dass die Alliierten nicht in dem Masse vorankamen, wie sie nach ihren Plänen erwarteten. Aber trotz dieser Leistung, trotz des heldenhaften Kampfes der Truppe, wurde die Frage immer brennender: wie lange würde die Front noch halten?

Wie war denn die wirkliche Lage in Frankreich, mit nüchternen, sachkundigen Augen betrachtet? Man brauchte darüber nicht viele Worte zu machen. Diesen Krieg konnte man militärisch nicht mehr glücklich zu Ende bringen, geschweige denn gewinnen. Das wusste jeder gewissenhafte Offizier bei den hohen Stäben, die Einblick hatten, wenn auch das Oberkommando der Wehrmacht auf Hitlers Be-

fehl jede wirkliche Orientierung über die wahre Kriegslage verweigerte. Die Truppe selbst konnte das freilich nicht wissen. Seit dem Führerbefehl Nr. 1 vom 13. Januar 1940, der die innere Geheimhaltung befahl und jeden Verstoss dagegen mit drakonischen Strafen bedrohte – seit diesem Führerbefehl fehlte jedes Mittel, die Truppe über die tatsächliche Lage aufzuklären.

Finckh sah, dass sich die Lage weiter verschlechtert hatte. In der Nacht zum 19. Juli war auch St. Lö, der bisherige Eckpfeiler der deutschen Front an der Vire, nach verzweifelm Kampf den übermächtigen Amerikanern in die Hände gefallen. Damit beherrschte der Feind die wichtigste Strassenspinne auf dem westlichen Flügel der Normandiefront. Und wie stand es ostwärts in dem weiten Bogen, der sich um Caen, die alte, nun in Trümmer geschlagene Normandiestadt herumzog? Auch diese Front rutschte und bröckelte täglich weiter unter den furchtbaren Hammerschlägen der Engländer und Kanadier. Dort tobte die Materialschlacht noch schlimmer als 1917 in Flandern. Und täglich landeten neue, frische, glänzend ausgerüstete Truppen der Alliierten, wurde noch mehr Kriegsmaterial an Land gebracht. Was hatte das deutsche Westheer im fünften Kriegsjahr dem noch entgegenzusetzen? «Beutewaffen und Führerbefehle», dachte der Oberst sarkastisch.

Die Referenten kamen zu ihrem Oberquartiermeister zum Vortrag. Sie schienen den Ernst der Lage noch besonders unterstreichen zu wollen, jeder auf seine Weise, denn allesamt hatten sie schwere Sorgen. Manche von ihnen waren in diesen Wochen kaum aus den Kleidern gekommen und kannten Paris nur noch vom Hörensagen. Nach dem Versorgungszentrum Bayeux waren in rascher Folge Carentan, Stadt und Hafen von Cherbourg und schliesslich Caen und St. Lö verlorengegangen und damit unersetzliche Nachschublager. Der Oberst Finckh beugte sich über die Lagekarte von gestern Abend, die man ihm vorlegte: von der Ornemündung zog sich die vorderste deutsche Linie im weiten Bogen um Caen nach Westen, ging südlich des Städtchens Caumont bis an die Vire dicht südlich

St. Lö und gewann dann schliesslich bei Lessay die atlantische Küste. An dieser Front von etwa 250 Kilometer Länge hatte der Oberquartiermeister West die 7. Armee mit etwa zehn Divisionen und zum Teil dezimierten Kampfgruppen sowie die Panzergruppe zu versorgen, zu der jetzt neben einem Infanteriekorps das I. und II. Panzerkorps der Waffen-SS sowie das 47. Panzerkorps gehörten. Hier, auf dem Ostflügel der Normandiefrent, lagen die Verhältnisse etwas besser.

Das Telefon summte inzwischen fast ununterbrochen. Es waren immer die gleichen Hilferufe, die aus der schwarzen Muschel herausklangen: schickt uns sofort Munition, Sprit, Geräte und Ersatzteile! «Hier ischt Finckh», meldete sich der Oberst unverdrossen und unverfälscht schwäbisch. Es klang unendlich beruhigend. Was auch kam, er nahm es mit äusserem Gleichmut zur Kenntnis; nur gelegentlich mahlten die Backenknochen oder entfuhr ihm – ganz selten! – ein gehöriges Donnerwetter. Das wusste man ja, dass es mit jedem Tag schlimmer wurde, aber noch gab es Aushilfen, vorerst. In 10 bis 14 Tagen jedoch – da war, wie von Rommel vorausgesagt, ein Riss in der deutschen Westfront so gut wie sicher, den man dann nicht mehr flicken konnte. Auch der Oberquartiermeister West konnte sich das ausrechnen. Die Verlustmeldungen, die er täglich bekam, die hohe Zahl der Toten, in den Lazaretten Eingelieferten und Verstorbenen, die wachsende Summe der Vermissten – das sprach eine Sprache, die niemand mehr überhören konnte. Nur ein Zehntel der «Abgänge» an der Front konnte durch Nachersatz wieder aufgefüllt werden – und was war das schon für ein Nachersatz! Finckh ballte die Hände. Es war der letzte Augenblick, wenn in Berlin etwas geschehen sollte, die letzte Möglichkeit einer Wende!

Der erste Anruf

Es war noch zeitig am Vormittag, da wurde der Oberst Finckh persönlich aus Zossen verlangt. Der Anruf kam von der Dienststelle des Generalquartiermeisters Wagner. «Hier ischt Finckh», klang es

wieder am Telefon, aber mit einem anderen Unterton als sonst. In der Leitung merkte man eine Sekunde Stille. Dann hörte Finckh einen Satz, von einer ihm unbekanntem Stimme gesprochen, in dem das nicht eben seltene Wort «Übung» vorkam. Wieder war Stille; es knackte, der Anruf war beendet. Bei dem kleinen Wort Übung hatte der Oberst einen feinen Stich in der Brust gefühlt wie von einer scharfen Pinzette. Er legte auf, behielt jedoch noch den Hörer nachsinnend in der Hand. Dann nahm er ihn gleich wieder ab und sagte nach dem Vorzimmer durch, dass er jetzt nicht mehr gestört sein wollte: «Lasst mich eine Viertelstunde in Ruhe; ich habe dringend zu arbeiten.»

Finckh erhob sich und ging ein paarmal hin und her, nach seiner Gewohnheit die Hände auf dem Rücken. Da war also das Stichwort «Übung» durchgegeben worden; das musste er erst verarbeiten. Heute kam es bereits zum dritten Male innerhalb vierzehn Tagen. Schon am 6. und 11. Juli war es gegeben worden, aber dann folgte nichts weiter. Vorgestern hatte es Oberstleutnant von Hofacker von Neuem angekündigt und diesmal das entscheidende Nachwort «abgelaufen» in sichere Aussicht gestellt, als er mit Finckh darüber gesprochen hatte. Hofacker aber musste es wissen, denn er kam ja geradewegs aus Berlin, nachdem er dort acht oder neun Tage mit Beck und Stauffenberg verhandelt hatte. Heute sollte der Schlag also fallen, endgültig und unwiderruflich! Oberst Graf Stauffenberg hatte es Beck versprochen. Noch vor Antritt seines neuen Kommandos im Westen hatte Finckh mit diesem Stauffenberg, der so schwer kriegsverletzt war, eine vertrauliche Unterredung, nachdem sie sich schon von Ulm her kannten und gegenseitig besonders schätzten. Und nun war Stauffenberg mit der schwarzen Binde vor seinem ausgeschossenen linken Auge und mit dem künstlichen rechten Arm – nun war er wohl schon auf dem Fluge nach Ostpreussen. Hofacker hatte von diesen Plänen berichtet. Um die Mittagszeit musste der Schlag in der «Wolfsschanze» fallen.

Oberst Finckh ging an den Panzerschrank in seinem Dienstzimmer, wo die Geheimakten und Verschlussachen lagen. Da war ein eigenes Fach, aus dem er jetzt Papiere herausnahm. Noch im Stehen

vertiefte er sich in ihre Lektüre. Wie für «Walküre», den Fall innerer Unruhen im Reiche, so gab es auch in Paris eine Aktion ähnlicher Art, die man planmässig vorbereitet und schon geübt hatte. Sie war jederzeit schnell in Gang zu setzen. Und dieser Fall war heute endlich gegeben, heute, am 20. Juli 1944. Ja, so weit war alles in Ordnung. Finckh ging zum Telefon und verlangte den Oberstleutnant von Hofacker im Majestic. «Alles bereit für die Übung?» fragte er nur, als sich dieser gemeldet hatte. «Selbstverständlich», antwortete der Landsmann am anderen Ende der Leitung – und dann war mit einem «Danke» und «Auf Wiedersehen» das Telefongespräch schon wieder zu Ende. In Paris musste man kurz und allgemein telefonieren, denn man wusste ja niemals, wer da noch mithörte. Überall gab es Spitzel.

Der Oberst setzte sich wieder an seinen Schreibtisch und überlegte eine Weile. Auch beim Militärbefehlshaber hatte man also das Stichwort erhalten und Lauerstellung bezogen. Man wusste längst bis in die Einzelheiten, was «im Fall des Falles» geschehen sollte. Auch in Paris musste ein Schlag fallen, und zwar auf der Stelle. Was aber den Oberquartiermeister betraf, so hatte er nur zu warten, dass auch das zweite Stichwort durchkam. Dann musste er seinem Generalstabschef eine bestimmte Meldung machen und dafür sorgen, dass sie an den Oberbefehlshaber weitergegeben wurde. Das war zunächst alles, was er zu tun hatte, während der Militärbefehlshaber handelte. Das Weitere stand in den Sternen.

Finckh verschloss die Papiere wieder und ging zurück an den Schreibtisch, um seine tägliche Stabsarbeit fortzusetzen. Er zwang sich, seine abschweifenden Gedanken wieder zu sammeln. Jetzt am Vormittag musste man sich noch auf lange Stunden des Wartens gefasst machen, vielleicht auch auf ein vergebliches Warten. In den ersten Nachmittagsstunden würde wohl die Entscheidung fallen, die Meldung ausgelöst werden, die er nach St. Germain überbringen musste. Dann kamen morgen und übermorgen vielleicht jene ungewöhnlichen Aufgaben des Oberquartiermeisters, für die schon die ausgearbeiteten Pläne bereitlagen; dann kam die Frage der Räumung

Frankreichs, ja der ganzen besetzten Gebiete im Westen. Mit dieser grosszügigen Räumung der Länder, die man doch nicht mehr halten konnte, sollte die neue politische Ära beginnen. In solchen Räumungen aber hatte Finckh vom Osten her Erfahrung. Nichts sollte dabei zerstört, nur deutsches Eigentum mitgenommen werden, darüber war man sich einig.

Für einen Augenblick versank der Oberst von Neuem in schwermütiges Nachsinnen. Seit drei Tagen fehlte der führende Kopf im Westen, eben der Feldmarschall Erwin Rommel. Er lag im Lazarett und war ausgefallen. War das nicht ein bedenkliches Vorzeichen, wie Ernst Jünger gemeint hatte?

Es war höchste Zeit, dass im Reich der Schlag gegen Hitler erfolgte. Aber welcher Schlag? Finckh sträubte sich immer noch gegen ein Attentat, wie sich auch Rommel immer dagegen gesträubt hatte; auch ihm sagte eine innere Stimme, dass man Hitler nicht zum Märtyrer machen dürfe. Doch was blieb noch übrig? Es war eine grässliche Zeit, in der der Mensch immer gerade das tun musste, was er nicht wollte, in der der Verstand anders entscheiden sollte als das Gewissen.

So ging der Vormittag schnell vorüber. Auf der Dienststelle O.Qu. West geschah nichts Aussergewöhnliches. Zwischen den Telefonaufnahmen und Vorträgen der Referenten, den Besprechungen und Befehlen, die er entwarf und diktierte, den zahllosen, für allen möglichen Kleinkram zu leistenden Unterschriften. – «Geht mir mit dem Papierkrieg endlich zum Teufel!» – schweiften die Gedanken des Obersten zu den anderen hohen Kommandobehörden und einverständigen Kameraden. Wie würde sich der Feldmarschall von Kluge verhalten, der seit gestern auch den Oberbefehl über die Rommelsche Heeresgruppe mit übernommen hatte? Finckh war in dieser Beziehung einigermaßen skeptisch gegenüber dem «klugen Hans». Dabei wusste er doch, dass Kluge sich schon 1943 nach Stalingrad hatte von Hitler lossagen wollen; ja der damalige Oberbefehlshaber Mitte im Osten hatte seinen Vertrauten, den Oberst i. G. von Gersdorff nach Saporoschje geschickt, um Manstein zu einem gemeinsamen Handeln, zu

einer Aufkündigung des Gehorsams sämtlicher Feldmarschälle Hitler gegenüber zu gewinnen. Da Hitler aber gerade damals vernünftig einzulocken schien, war es eben zu keiner solchen Aktion gekommen. Durch den ersten Generalstabsoffizier seiner damaligen Heeresgruppe, den Obersten Schulze-Büttger, Becks früheren Adjutanten, hatte Finckh dann erfahren, wie Kluge in diesen Monaten hin- und herschwankte und die Angelegenheit darum im Sande verlaufen musste. Würde er nun den Absprung finden, wenn es jetzt auf ihn ankam? Nicht ohne Beklemmung sah der Oberst dem weiteren Tagesverlauf entgegen.

Die Meldung in St. Germain

Etwa nach 2 Uhr nachmittags kam der erwartete Anruf. Er kam wieder aus Zossen. «Also doch!» sagte Finckh vor sich hin, als er den Hörer abnahm und sich meldete wie gewöhnlich. Aber das Herz schlug ihm doch ein wenig schneller.

«Abgelaufen» und noch einmal «Abgelaufen», hörte er jetzt, eintönig und wieder von einer unbekanntenen Stimme gesprochen. Dann war es still und rauschte. Langsam legte der Oberst den Hörer wieder auf die Gabel. Also doch! Es ging los. Die Uhr Hitlers war abgelaufen! Konnte man das schon fassen und durfte man sich darüber freuen? Wenn alles in Ordnung ging, dann war jetzt im Reich das Alarmwort «Walküre» ausgegeben, der Staatsstreich allenthalben im Gange und sichere Truppen marschierten. Dann musste Berlin noch heute in die Hand der Widerstandskämpfer fallen. Wenn man nur einen Tag weiter wäre! Nach dem «Mobilmachungskalender» war bis morgen alles entschieden. Die Hitlerzeit ging zu Ende, um einer neuen Periode der deutschen Freiheit Platz zu machen. Dass dem doch so wäre! Mit einem Stossgebet erhob sich der Oberst Finckh, nachdem er seinen Wagen bestellt hatte. Sein Ziel war nun das Hauptquartier des Oberkommandos West.

Es ist keine Weltreise nach St. Germain von der Rue de Surène. Die Fahrt geht durch Stadtteile und Vororte wie an Befestigungen

vorüber, die seit dem Siebziger Krieg Franzosen und Deutschen fast in gleicher Weise bekannt sind: am Bois de Boulogne über Neuilly, an dem mächtigen alten Fort Mont Valerien mit dem roten, weithin sichtbaren Turm vorbei, führt die Strasse unter alten Alleebäumen über Malmaison weiter die Seine entlang, bis man unterhalb Marly nach einer S-Kurve St. Germain-en-Laye erreicht. Gleich am Eingang der steingrauen Stadt auf dem Hügel erstreckt sich linker Hand der alten Kaserne das Viertel mit den bescheidenen Landhäusern, in denen die Führungsabteilung hauste, der Chef des Generalstabs, die erste und dritte Generalstabsabteilung und Adjutantur mit ihren Stäben und Unterstäben. Hier patroullierten deutsche Posten mit umgehängter Maschinenpistole. Auch die grauen Betonbunker, die über die Gartenmauer sahen oder unter den Laubbäumen hervorlugten, verrieten das Hauptquartier einer hohen Kommandobehörde. Es war im Übrigen ringsum durch Stacheldrahtverhaue gesperrt und zur Verteidigung eingerichtet, die Gartenmauern da und dort durch drohende Scharfenstände verstärkt. Nach einer kurzen Kontrolle an einem Schlagbaum konnte der Oberst mit seinem Wagen passieren.

Gleich darauf hielt er vor einem halb im Garten versteckten Landhaus. Hier waren die Geschäftszimmer des Chefs des Generalstabs Ob. West, des Generals der Inf. Günther Blumentritt, dem Finckh die Meldung bringen sollte. Er stieg aus und sah sich noch eine Sekunde um, bevor er in den Garten hineinging. Der kleine Villenkomplex auf der anderen Seite der Strasse hinter den langen Mauern umfasste auch das Landhaus des Oberbefehlshabers, das lange Zeit Rundstedt und nach ihm für einige kurze Wochen Kluge bewohnt hatte; nun schien es mit geschlossenen Fensterläden zu schlafen. Die Sonne brütete. Finckh warf einen prüfenden Blick hinüber. Es wäre ihm heute das liebste gewesen, wenn in dieser Villa noch der Feldmarschall von Witzleben gesessen hätte, der in Berlin, wie er wusste, wieder an wichtigster Stelle zum Zuge kommen sollte.

Der Oberst betrat das Vorzimmer des Chefs und liess sich melden. Er wurde sogleich gebeten, hereinzukommen. Ein grosser, dunkler,

jovial wirkender General kam ihm entgegen und begrüßte ihn kameradschaftlich; das war Blumentritt, schon fast zwei Jahre Chef im Westen. Durch den Kneifer, den er trug, erinnerte er etwas an Generaloberst Halder, war aber massiger und grösser.

Dass auch General Blumentritt Bayer war, merkte man an dem Tonfall der ersten Worte: «Was gibts, lieber Finckh?» Es war nichts Aussergewöhnliches, dass sich der Oberquartiermeister schon am frühen Nachmittag meldete; so schien auch Blumentritt nur einen der üblichen Vorträge über den jetzt so vordringlichen Nachschub zu erwarten. Nach einer auffordernden Geste setzte man sich. Ausser dem Generalstabschef war im Augenblick noch sein persönlicher Ordonanzoffizier, der schon bejahrte Hauptmann d. R. Beckenbach, mit in dem mässig grossen Zimmer. Es war etwa nach drei Uhr nachmittags.

In dieser Stunde begann das Drama des 20. Juli 1944 in Frankreich wie die Tragödie des Obersten Finckh. Hier aber sollten die Ereignisse ganz anders verlaufen als in Berlin und im Reich.

Finckh hat sich nicht mit langen Einleitungen aufgehalten. «Herr General», meldete er dienstlich, «in Berlin hat ein Gestapoputsch stattgefunden. Attentat auf den Führer. Der Führer ist tot. Witzleben, Beck, Goerdeler haben eine provisorische Regierung gebildet.»

Für einen Augenblick herrschte Totenstille in dem dämmrigen Zimmer mit den halbgeschlossenen Läden. Es war nichts zu hören als ein leises Vogelgezwitscher aus dem Garten.

Dann räusperte sich Blumentritt. Es war die ungeheuerlichste Meldung, die er in seinem gewiss bewegten Soldatenleben erhalten hatte, von einer geschichtlichen Bedeutung ohnegleichen. Es dauerte einen Augenblick, bis er sie verarbeitet und sich wieder gefasst hatte. Seine Miene blieb unverändert. Aber Finckh, der den Blick unverwandt auf ihn gerichtet hielt, fühlte, wie er bewegt war. Auch der Generalstabschef des Oberkommandos West atmete sichtlich auf, wie von der Last eines schweren Alldrucks befreit.

Aber er unterliess es, auf den Tod Hitlers überhaupt einzugehen, der ihm so plötzlich und unter merkwürdigen Umständen gemeldet wurde. Er war kein Schauspieler. So fragte er auch nicht weiter nach den Einzelheiten des Putsches. «Es ist begrüssenswert», sagte er nur, «dass die genannten Männer das Steuer ergriffen haben. Sie werden bestimmt wegen eines Friedens Fühlung nehmen.»

Fühlung nehmen wegen eines Friedens! Ein verpöntes, im Munde eines hohen Offiziers absolut defaitistisches Wort war da auf einmal gefallen. Hauptmann Beckenbach machte eine überraschte Bewegung. Der General aber versank einen Augenblick in nachdenkliches Schweigen, um dann zu fragen: «Finckh, woher haben Sie diese Nachricht?» «Vom Militärbefehlshaber», war die Antwort. Einen Augenblick lang hatte der Oberst damit gezögert. Der General nickte; er hatte keinen Anlass, an der Wahrheit dieser Antwort zu zweifeln. Finckh atmete auf. Wenn der Chef des Generalstabs Ob. West selbst vom Frieden sprach, dann war er wohl einigermassen im Bilde. Dann kam man auch weiter.

«Bitte ein Gespräch nach La Roche-Guyon», sagte Blumentritt zu seinem Ordonnanzoffizier. Hauptmann Beckenbach liess die Verbindung, und zwar die schnellste, von der Fernsprechzentrale herstellen: «Führungsblitz». Dann reichte er dem Chef den Hörer, als die Heeresgruppe am Apparat war. Blumentritt verlangte den Feldmarschall von Kluge. Nach wenigen Augenblicken meldete sich eine Stimme in der Leitung, wie Finckh und Beckenbach hören konnten. Aber es war nicht der Feldmarschall selbst, sondern der Chef des Stabes, Generalleutnant Dr. Hans Speidel. «Grüss Gott, Speidel», sagte Blumentritt, «kann ich den Feldmarschall sprechen?» Nein, das war im Augenblick leider nicht möglich, denn Kluge war an die Front gefahren und würde wohl erst am späten Nachmittag wieder zurückkommen. Es handle sich da um eine wichtige Besprechung; er sei bei der Panzergruppe.

Was sollte bis dahin geschehen? Blumentritt musste wenigstens General Speidel unterrichten, damit dieser Bescheid wusste. Aber am Telefon konnte man nur in Andeutungen sprechen, da man ja niemals

wusste, ob nicht auch die Leitungen der Obersten Kommandobehörden abgehört wurden; man hatte Beweise. «In Berlin ist etwas passiert» und «tot» – viel mehr konnte und wollte Blumentritt Speidel nicht sagen. Er sagte es auch nur halblaut, doch mit Nachdruck. Sein Partner auf der anderen Seite der Leitung schien anfangs nicht zu verstehen und fragte noch einmal zurück. Wieder war es einen Augenblick still im Zimmer. Blumentritt überlegte. Dann sagte er, dass er persönlich hinüberkommen werde.

Das Gespräch mit La Roche-Guyon hatte, wie die meisten, die bisher in dieser Sache geführt wurden, nur kurz gedauert. Und doch waren unabsehbare Ereignisse in Gang gesetzt.

Dann sassen sich der Chef und sein Oberquartiermeister noch eine Weile gegenüber. Aber sie redeten nicht mehr von dem Berliner Putsch und von dem Attenat auf Hitler. Wie in stillschweigender Übereinkunft sprachen sie von der Versorgung, den lebenswichtigen Fragen des Nachschubs. Die beiden Männer schätzten sich gegenseitig und wussten, was sie voneinander zu halten hatten, aber es war doch besser, jetzt nur von dienstlichen Dingen zu sprechen und nicht von dem Umsturz im Reiche. Der Krieg ging weiter, und die Front brauchte Nachschub. Wie man sich zu den Berliner Ereignissen verhielt, das musste der Oberbefehlshaber entscheiden. Da blieb nichts übrig, als abzuwarten, bis er zurückkehrte.

Finckh erhob sich. Man hatte sich dienstlich ausgesprochen, der Chef die Pläne und Vorschläge seines Oberquartiermeisters gebilligt. Was aber die Hauptsache betraf – da durfte man nicht drängeln und keine sofortigen Entscheidungen verlangen; das hätte die Pferde nur scheu gemacht. Die Mission des Obersten Finckh in St. Germain war fürs erste beendet. Andere, in ihrer Art vordringliche Aufgaben warteten auf ihn in Paris. Finckh verabschiedete sich von dem Chef, der ihm freundlich die Hand schüttelte und ihm sagte, dass er anrufen werde, wenn er den Feldmarschall von Kluge gesprochen habe. In seinem Händedruck lag ein stillschweigendes Einverständnis. «Mein Gott», dachte der Oberst, als er die kleine Freitreppe vor dem Land-

haus hinunterging, «wenn jetzt der Rommel noch in La Roche-Guyon sässe!»

Finckh hat mit seinem Stossseufzer recht behalten. Kluge und Rommel – Welch ein Unterschied! Auf dem Schloss an den Grenzen der Normandie sollte es sich am Abend des 20. Juli 1944 noch in erschreckender Weise zeigen.

Achtes Kapitel

DIE FRONT BRÖCKELT

An demselben Nachmittag des 20. Juli 1944 dröhnte im Raum von Caen die Höllenorgel der Materialschlacht mit allen Registern. Zwischen Troarn an den Niederungen der Dives und dem Ornetal südwestlich von Caen ging ein glühender Vorhang von Stahl und Eisen auf die deutsche Hauptkampflinie hernieder.

In einer infernalischen Viertelstunde warfen zweitausendreihundert zwei- und viermotorige Bomber der Alliierten 7'800 Tonnen Bomben auf die Erdlöcher, Artillerie- und Panzerbereitstellungen der Deutschen, während die britischen Batterien den Abschnitt mit über hunderttausend Granaten behämmerten. Diese Zahlen wusste man unterdessen aus aufgefangenen und entschlüsselten Funkmeldungen der Engländer auch beim Oberkommando.

Ein eigentlicher Grosskampf war indessen noch gar nicht im Gange. Es war lediglich ein Zermürbungsbombardement, dem nur örtlich abtastende Teilangriffe folgten. Die britische Führung wollte offenbar feststellen, ob der deutsche Widerstand schon gebrochen sei oder der Feuerhagel am nächsten Tag noch weiter gesteigert werden müsse. Auf der Seite der Alliierten war das ja keine Frage des Nachschubs und der Materialreserven. In der Tat hatte selbst dieser Feuerorkan die deutsche Front noch immer nicht zerschlagen, weil die Stellungen nur dünn besetzt und ihre Widerstandsnester mit den schweren Waffen und teilweise eingegrabenen Panzern stark nach der Tiefe gegliedert waren. Sie boten keine so dankbaren Flächenziele wie die dicht besiedelten deutschen Städte. So gingen trotz dieses Infernos am späten Nachmittag nur die blutgetränkte Höhe 72

und einige Dorftrümmer verloren; eine gepanzerte Kampfgruppe nahm sie im Gegenangriff am Abend wieder. Der 20. Juli war an der Westfront kein Grosskampftag erster Ordnung.

Der Oberbefehlshaber West, Generalfeldmarschall von Kluge, war auch heute wieder zur Front gefahren. Seit der Übernahme des Oberkommandos am 3. Juli tat er dies beinahe täglich, wenn seine vielseitigen Aufgaben es zuliessen. Erst am gestrigen Nachmittag hatte er den Gefechtsstand Rommels im Schloss von La Roche-Guyon bezogen und gleichzeitig auch den Oberbefehl über dessen Heeresgruppe mit übernommen. Es war gerade noch abgebogen worden, dass auf Betreiben bestimmter Kreise um Himmler vom Oberkommando der Wehrmacht ein hoher SS-Führer zum Nachfolger Rommels ernannt wurde. Wenn Hitler nicht zustimmte, so hatte das wohl auch seinen Grund darin, dass er keinen SS-Führer mit einer möglichen Niederlage im Westen belastet wissen wollte. Im Heere selbst hatte man gegen hohe SS-Generale begründete Vorbehalte. Es gab unter ihnen tapfere Männer neben ausgesprochenen Landsknechten, aber keiner von diesen «Revolutionsgeneralen», die zum Teil eine phantastisch schnelle Karriere gemacht hatten, besass die militärische Qualifikation zum wirklichen Heerführer in diesem technischen Zeitalter. Gerade die Haudegen und Draufgänger hatten von ihren Truppen immer wieder hohe Blutopfer gefordert, die erfahrene Heeresgenerale, die in langen Kriegs- und Friedensjahren in ihre hohe Verantwortung hineingewachsen waren, in der Regel vermieden.

Kluges Erwachen

Seit dem 19. Juli war also Feldmarschall von Kluge mit einem doppelten Oberbefehl belastet. Er trug die Verantwortung praktisch allein – sowohl in allen taktischen, die Normandieschlacht betreffenden, wie in den grossen operativen Fragen der Gesamtverteidigung im Westen. Allerdings war ihm von Hitler weder in den einen noch in den anderen irgendwelche Freiheit gelassen.

Jede wichtigere Entscheidung wurde nicht an der Front und angesichts der persönlich bekannten Lage, sondern im fernen Ostpreussen auf Grund der Lagekarte getroffen. Selbst aus einem Feldmarschall und Oberbefehlshaber hatte die Diktatur einen Funktionär und blossen Befehlsempfänger gemacht. Nicht mit einem Schlag, sondern allmählich, und darum kaum nach aussen hin in Erscheinung tretend, war das gekommen. Nicht selten empörte sich die Fronttruppe gegen die Generäle, wenn unsinnige Befehle kamen, aber wie oft stammten diese Befehle gar nicht von diesen, sondern unmittelbar von Hitler!

Innerhalb einer Woche erlebte der «kluge Hans», der ein so ausgezeichnete Militär war, ein fürchterliches Erwachen aus allen Berchtesgadener Illusionen. Die versprochene Hilfe kam nicht, weder zu Lande noch in den Lüften. Sie konnte auch gar nicht kommen, nachdem die Russen am 22. Juni mit ihrer Grossoffensive im Osten begonnen hatten, genau drei Jahre nach dem dortigen Kriegsbeginn. Nach wenigen Tagen war Kluges frühere Heeresgruppe Mitte von russischen Panzermassen durchstossen und in der Masse zerschlagen, jetzt, einige Wochen später, nahezu aufgerieben. Mitte Juli näherten sich die Bolschewiken schon unaufhaltsam der ostpreussischen Grenze. Der Generalstab des Heeres hatte vor dieser Entwicklung gewarnt, aber Hitler die Warnungen in den Wind geschlagen; nun war auch Generaloberst Zeitzier ausgefallen, nachdem er einen schweren Nervenzusammenbruch erlitten. Diese Ereignisse entfernten Kluge in schnellem Tempo wieder von Hitler.

Und was war hier im Westen? Die Invasion wurde von alliierter Seite mit einer so haushohen Übermacht vorbereitet und durchgeführt, dass sie einfach gelingen musste. Dazu hatte der Oberbefehlshaber West auf diesem sogenannten OKW-Kriegsschauplatz nie freie Hand für seine Entschlüsse. Dem Namen nach hiess er zwar Oberbefehlshaber, aber in Wirklichkeit war er eben nur der Befehlsempfänger Hitlers. Das hiess man im OKW «straffe Führung». So konnte das Oberkommando West über keine einzige Division, geschweige denn eine Armee nach freiem Ermessen verfügen. Und Hitler selbst besass nicht mehr die Kraft zu grossen Entschlüssen oder

gar eigenen operativen Ideen. Er war ausgeleert, erschöpft, in Ideenlosigkeit erstarrt. Es war keine Rede davon, dass man die Alliierten wieder ins Meer werfen konnte; es gab nur die einzige Frage, wie Kluge Mitte Juli erkannte: Wie lange noch? Wie lange konnte man die Einschliessungsfront noch halten und den Durchbruch des Gegners verhindern? Vierzehn Tage nach Übernahme des Oberbefehls hatte der Feldmarschall Kluge genau dieselbe Ansicht von der wirklichen Lage wie der «Pessimist» Rommel.

Schon Mitte Juli meldete sich der heimliche Rebell wieder in Kluge. Derselbe Aufrührer, der sich im Jahre 1943 nach Stalingrad hatte von Hitler lossagen wollen, der Goerdeler in Smolensk empfang, seinen Abgesandten von Gersdorff zu Manstein schickte und der noch im Herbst vergangenen Jahres mit Generaloberst Bech «hochverräterische» Gespräche geführt hatte, – derselbe Aufrührer gewann jetzt wieder die Oberhand in Kluge. Auch in anderer Beziehung näherte er sich dem Standpunkt Rommels. Wollte sich dieser nicht auch von Hitler lossagen? Er hatte jedenfalls unter vier Augen Andeutungen gemacht, dass es wohl bald keinen anderen Ausweg mehr gebe. Aber wie schwer war das Meutern für einen Preussen! Da hatten es die Süddeutschen leichter, die doch in anderer Freiheit auf wuchsen. Und ausserdem: wie würden sich die nichtsahnenden Fronttruppen und ihre Kommandeure, wie die Waffen-SS verhalten? Sie kannten doch Kluge kaum als Oberbefehlshaber und Menschen. Am 15. Juli hatte sich Rommel bereit erklärt, mit den Frontgeneralen zu sprechen und auf den Busch zu klopfen. Als er am 17. Juli von Sepp Dietrich zurückkam, war er von den englischen Tieffliegern abgeschossen worden.

«Sehen Sie sich vor!» Mit dieser Warnung hatte das Telefongespräch Kluges mit Keitel am 19. Juli geendet. Kluge hat sich in der Tat vorgesehen, wenn auch auf eine andere Weise, als Keitel meinte. Aber sein Schicksal war schon bestimmt, als er noch einmal dem Rufe Hitlers gefolgt ist. Von dem Tage an, da er in La Roche-Guyon einzog, überstürzten sich die Ereignisse. Und wie in vergangenen Wochen, so zeigte sich an diesem einzigen Tag wie in einem Brenn-

spiegel das Schwanken seines Charakters. Dabei hatte er sich in der Frontbesprechung am gleichen Tage noch einmal davon überzeugt, dass es «so nicht weitergehen könne».

Die Besprechung am 20. Juli

Gemäss der Ankündigung an Keitel versammelte Kluge am 20. Juli die führenden Generale der ostwärtigen Normandiefrent zu einer Besprechung. Auch der neue Oberbefehlshaber der 7. Armee, SS-Oberstgruppenführer Hausser, wurde hinzugezogen. Der Feldmarschall wollte sich offenbar noch einmal Klarheit über die Lage verschaffen und über die Möglichkeit, die Front noch einige Zeit zu halten. Seinem Wesen entsprechend, war es eine rein militärische, vorwiegend taktische Besprechung. Denn Kluge war und blieb nun einmal der taktische Fachmann, der hochgezüchtete Spezialist, wie ihn dieses technische Zeitalter in allen Berufen hervorbringt. Dieses hochentwickelte Spezialistentum aber ging auch bei ihm auf Kosten des Überblicks und der Ausbildung seines Charakters.

Die Besprechung dauerte von 9 Uhr vormittags bis in die Nachmittagsstunden, eine kleine Mittagspause mit eingerechnet. Man musste sich in einem dichten Wald ostwärts St. Pierre-Dives verstecken und genau wie die Truppe «scheues Kaninchen» spielen. Wo waren die schönen Zeiten, da man sich bei solchem Anlass in einem hübschen Chateau versammelte! Aber wer konnte sich das noch leisten? Noch war es in frischer Erinnerung, dass ein alliierter Bombenangriff den Stab der Panzergruppe West fast völlig vernichtet hatte, nachdem Partisanen oder Agenten dessen Gefechtsstand ausgekundschaftet hatten. Im französischen Hinterland wimmelte es ja von Burschen, die dauernd mit der anderen Seite funkten. So konferierten an diesem 20. Juli Heer- und Truppenführer der deutschen Westfront im Schatten eines französischen Forstes unter den bescheidensten Umständen. Es waren drei Oberbefehlshaber: Feldmarschall von Kluge,

Oberstgruppenführer Hausser vom AOK 7 und General Eberbach von der Panzergruppe, dazu drei weitere Generale: SS-Obergruppenführer Sepp Dietrich vom I. SS-Panzerkorps, General von Obstfelder vom 86. Armeekorps und Generalleutnant Gause, früher Chef bei Rommel in Afrika, jetzt Chef des Stabes der Panzergruppe. Ausserdem war etwa ein halbes Dutzend von Generalstabsoffizieren der höheren Kommandobehörden zugegen.

Es war die letzte grosse Besprechung der Frontgenerale vor der Katastrophe in Frankreich. Keiner der Anwesenden ahnte etwas von den Ereignissen in Ostpreussen und Berlin, die sich am gleichen Tag vorbereiteten und dann so verhängnisvoll abliefen. Keiner war da, der etwa direkt zu den Verschwörern gehört hat. Und doch lag auch hier trotz des schattenspendenden Waldes eine drückende Schwüle und dumpfe Beklemmung über allen Versammelten. Jeder fühlte, dass man über kurz oder lang der Niederlage entgegenging. Aber noch klammerte man sich nach Menschenart an die Hoffnung auf eine unerwartete Wende.

Es ist «amtlich» im Kriegstagebuch aufgezeichnet, was damals besprochen wurde. Der Pessimismus der Generale hielt nicht mehr hinter dem Berge. So stellte zum Beispiel Sepp Dietrich fest, dass das Material an Panzern und Fahrzeugen sich zusehends verschlechterte, die Verbindung mit der taktischen Luftwaffe überhaupt kaum mehr klappte. General Eberbach brachte zur Sprache, dass die gesamte Panzergruppe für ihre 40'000 Mann Verluste bisher nur ganze 2 300 Mann an Nachersatz habe erhalten können. Nach eingehender Aussprache stand fest, dass man dunklen Tagen entgegengehe. Was bedeutete da schon die Änderung einer Taktik? Es fehlten einfach die Kräfte und Mittel gegenüber dem immer stärker werdenden Gegner! Die SS-Panzer-Division «Hitlerjugend», die sich bei Caen so tapfer geschlagen, aber auch fast verblutet hatte, war auf ein einziges Infanterie-Bataillon und 20 Panzer zusammengeschrumpft. Das stand nicht auf der sauber gezeichneten Lagekarte im Führerhauptquartier! «Insgesamt ist mit den bisher zur Verfügung stehenden Kräften durch eine Änderung des Kampfverfahrens eine Lösung der

Schwierigkeiten *nicht* herbeizuführen. *Grosszügige Massnahmen* wie zum Beispiel völlige Entblössung der Mittelmeer- und Biskaya-Front werden wahrscheinlich in Betracht gezogen werden müssen» – hatte es sogar im offiziellen Bericht geheissen.

Überhaupt, dieses Führerhauptquartier! Selbstverständlich wurde nicht allgemein darüber gesprochen, aber von Mann zu Mann war die Kritik an dem Obersten Befehlshaber dafür umso schärfer. Vor allem Sepp Dietrich machte aus seinem Herzen keine Mördergrube und schimpfte gewaltig über «die da hinten». Er konnte sich das leisten. Die Bedenken der anderen Generale wurden sehr viel zurückhaltender geäussert, aber trafen nicht minder ins Schwarze. Warum standen noch immer drei Armeen untätig in Frankreich, die nur «paketweise» Kräfte abgaben, während die Truppen hier ausbrannten? Wo blieb der alte, erprobte Grundsatz: «Klotzen, nicht Kleckern»? Warum konnte man sich «da hinten» nicht zu grossen, ganzen Massnahmen entschliessen? Jedes Flickwerk, so wie es in den letzten Wochen betrieben wurde, war doch nur sinnlose Kräftevergeudung. Wenn man jetzt nicht aufs Ganze ging, musste die Front bald wie ein verschlissenes Hemd zerreißen. Dass eine solche Führung Wahnsinn war, konnte man jederzeit von Sepp Dietrich erfahren.

Es war immer viel, was Hitler von seinen Soldaten verlangte. Aber seit Jahr und Tag hatte er jeden Massstab verloren. War es nicht schon vollendeter Nonsens, was er da vor wenigen Tagen befohlen hatte? In einem Nachtangriff, schmal, ganz zusammengefasst, tief gegliedert, doch ohne jede Artillerie-Vorbereitung, sollte die Masse des I. und II. SS-Panzerkorps überraschend die britische Front durchbrechen und möglichst in einem Zug an Caen vorbei bis zum Meere durchstossen. Wie es wörtlich hiess, war das Ziel dieser verwegenen Operation, «die Masse der 2. englischen Armee abzusplintern und die im Raume von Caen stehenden britischen Kräfte zu vernichten.» Natürlich war es niemals dazu gekommen. Nein, das waren nicht jene ungewöhnlichen Pläne, die der Kühnheit des Feldherrn Ehre machen, sondern unmögliche, am grünen Tisch ausgeheckte Gehirnspinne. An diesem 20. Juli 1944 wurden dicht hinter der rollenden

und rauchenden Normandiefrent unter vier Augen unmissverständliche Worte darüber gewechselt.

So war auch Kluge pessimistischer Stimmung, als er am Nachmittag seinen Wagen bestieg, um wieder auf seinen Gefechtsstand zurückzukehren. Seinem Ic, der ihn begleitete. Oberstleutnant i. G. Meyer-Detring, gab er das auch zu erkennen. Vor allem war es die Schwäche der 7. Armee gegenüber den Amerikanern, ihr Mangel an jeder operativen Reserve, die ihn mit steigender Sorge erfüllte. Dann begann die Flucht vor den feindlichen Jabos, die alle Strassen bejagten. Kluge ahnte nicht, dass zugleich mit diesem 20. Juli noch eine andere Jagd auf hohe deutsche Offiziere beginnen würde. Auch er selbst sollte dieser Jagd zum Opfer fallen. Es sollte nichts helfen, dass er sich vorsah, vielleicht allzusehr vorsah. Die Rache und das abgründige Misstrauen Hitlers trafen auch jene, die von den feindlichen Jagdfliegern verschont wurden.

Kluge hat sich die Frontbesprechung vom 20. Juli im Übrigen nicht zur Warnung dienen lassen. Er konnte nicht über seinen eigenen Schatten springen. Wie er seit 1943, wie er in den letzten Wochen persönlich immer wieder geschwankt hatte, so drängte sich all sein Schwanken in diesen einen Tag noch einmal zusammen. Hatte er nicht gemerkt, wie auch die Befehlshaber im Westen von sich aus meuterten, und warum zog er daraus nicht die Konsequenzen? Warum hatte er sich nach dem Ausfall Rommels nicht das Einverständnis dieser Männer für ein selbständiges Handeln gesichert? Der rationalistische Militär Günther von Kluge merkte nicht, dass ihm der Himmel mit dieser Besprechung noch eine letzte Chance geboten hatte.

Und General Speidel?

Was war unterdessen mit Generalleutnant Speidel, dem anderen Generalstabschef Kluges? Bis zum 17. Juli waren O.B. und Chef in La Roche-Guyon einer Meinung im Verfolgen der gleichen Ziele. Aber seit gestern hatte sich das geändert. In diesen wenigen Stunden,

seit Kluge da war, hatte Speidel noch nicht die Karten aufdecken und Rommels ganze Pläne enthüllen können. Wie ein Keulenschlag hatte ihn darum die Nachricht vom angeblichen Tode Hitlers getroffen, als Blumentritt telefonierte. Dazu kam sie völlig unvorbereitet. Denn Hofacker hatte nichts von sich hören lassen, nicht das geringste, als er vorgestern aus Berlin wieder zurückkehrte.

Jedenfalls war der 20. Juli für La Roche-Guyon ein recht unglücklicher Zeitpunkt. Der Oberbefehlshaber war neu; sein Verhalten in diesen Wochen hatte nicht eben dazu ermutigt, ihn ins volle Vertrauen zu ziehen und in den ganzen Umfang der Rommelschen Pläne einzuweihen – ausserdem, und das war schliesslich das Wichtigste jetzt und hier: die Front musste unter allen Umständen gehalten werden, wenn man mit einiger Aussicht Verhandlungen mit den Westalliierten beginnen wollte. Der diplomatisch und politisch begabte Dr. Hans Speidel wusste nur viel zu gut, dass die Formel von Casablanca bedingungslose Kapitulation von Deutschland verlangte; Friedensfühler der Widerstandskräfte waren, wie ihm bekannt war, bisher auf keine Gegenliebe gestossen – aber gerade darum musste den Gegnern gezeigt werden, dass sich der deutsche Soldat noch wehrte und sich die Formel des «Unconditional Surrender» nicht lohne, da man den Frieden leichter und unter Schonung des abendländischen Erbes haben könne. Wenn die Front aber zusammenbrach, dann bestand keine Aussicht mehr auf Verhandlungen.

So war der Blick des Generalstabschefs der Heeresgruppe gerade an diesem Tage nach vorne gerichtet. Es musste alles getan werden, um die wankende Front zu stützen. Auch eine neue deutsche Regierung musste sich auf die Truppe verlassen können, wenn man zu einem einigermaßen erträglichen Frieden kommen wollte. Von hier aus gesehen, war der Anruf, waren die erregenden, noch unbestimmten Nachrichten aus Berlin zu einem gefährlichen Zeitpunkt gekommen. Aber dagegen war nichts zu machen. Merkwürdig, wie der Einbruch des Totalitarismus auch jede Möglichkeit einer freien Entscheidung zwangsläufig aufhob oder beschränkte. Sowohl in Berlin

wie hier an der Westfront stand man unter dem Zwang der Ereignisse, die in jedem Fall anders waren, als man hoffte und wünschte.

Was war eigentlich in Berlin? General Speidel hütete sich, in dieser Sache zu telefonieren. Es blieb nichts übrig, als auf die Ankunft von Blumentritt zu warten, der wohl Näheres wissen musste, und auf die Rückkehr des Feldmarschalls. Aber bis dahin schlichen die Stunden. Speidel seufzte. Auch er dachte jetzt in einer schmerzlichen Intensität an Rommel. Dieser Mann mit der Volkstümlichkeit, dem gesunden Menschenverstand des Schwaben und dem Ansehen auch auf der anderen Seite – er war der einzige, der die verworrene Lage meistern konnte. Generaloberst Beck in Ehren – aber mit Rommel fehlte der Kopf und das Herz der Befreiung, wenn sie nun in Ostpreussen einen Anschlag gemacht und in Berlin das Signal zur Erhebung gegeben hatten. Umso notwendiger war es nun, dass um der deutschen Freiheit willen die Front gehalten werden musste. Damit sie noch einige Zeit unter einer vernünftigen, sachgemässen und erfahrenen obersten militärischen Führung gehalten werden konnte – freilich auch darum musste dieser unmögliche «Feldherr» fallen.

Speidel war in den vorangegangenen Monaten der Vertraute Rommels und nicht nur sein Chef des Stabes und «Erster Führungshelfe» gewesen. Er wusste von all diesen Gedanken und Plänen. Er war es auch, der sie vom Tag seines Eintreffens im Westen am 15. April an geteilt, vielleicht auch geklärt und weitergetrieben hatte. Er hatte die Verbindung mit seinem alten Befehlshaber Karl Heinrich von Stülpnagel vermittelt, mit seinem alten Freund und Landsmann Eberhard Finckh gesprochen. Am 9. Juli war Hofacker, der Sohn des Divisionskommandeurs Rommels aus dem ersten Weltkrieg, als der Verbindungsmann der Berliner Gruppe um Beck und Stauffenberg auf dem Gefechtsstand gewesen und hatte fast eine Stunde allein mit Rommel gesprochen. Dann war der Oberstleutnant mit allseitigem Einverständnis ins Reich gefahren, um die verschiedenen Pläne zu koordinieren. Als er am 18. Juli wieder nach dem Westen zurückkehrte, war Rommel schwer verwundet. Wenn Hofacker dann keine

Nachricht gegeben hatte, so wohl deshalb, weil man im Stab der Heeresgruppe den Anschlag gegen Hitler nicht billigte.

Und jetzt? Die innere Spannung war ungeheuer. Aber auch Speidel wusste noch nicht, dass sie noch immer stärker werden würde, als sich die Sonne neigte.

Was war in Berlin geschehen? Speidel wusste nichts Näheres, er konnte höchstens vermuten. Praktisch waren ihm die Hände gebunden. Er konnte nur anordnen, die deutschen und ausländischen Sender laufend zu überwachen und abzuhören. Wenn besondere Nachrichten durchkämen, sollten sie mitgeschrieben und der genaue Wortlaut sogleich vorgelegt werden. Bis der Feldmarschall von Kluge von seiner Frontfahrt zurückkam, meldete man indessen nur «K. b. E.» – das heisst, keine besonderen Ereignisse.

Neuntes Kapitel

ALARM IM MAJESTIC

Auch in dem grossen Hotel Majestic an der Avenue Kleber in Paris lastete an diesem Donnerstag drückende Schwüle. Hier lagen bekanntlich die Dienststellen des deutschen Militärbefehlshabers in Frankreich, und zwar der Führungsstab und ein Teil des Verwaltungsstabes in einstmals sehr eleganten, nun zum Teil schon verwohnten Räumen. Vier lange Jahre war der Dienst in dem mächtigen Hotelblock fast friedensmässig gelaufen, und beinahe friedensmässig verlief auch der grösste Teil des schwülen 20. Juli 1944. Nichts deutete darauf hin, dass hier bald ungeheuerliche Dinge geschehen, unvorstellbare Tragödien sich ereignen sollten. Man kam und ging scheinbar wie alle Tage.

Und doch wusste etwa ein Dutzend Personen schon seit dem Morgen, dass Ausserordentliches bevorstand. Oberstleutnant von Hofacker hatte die Ankündigung schon am 18. Juli mitgebracht, als er aus Berlin und dem Reiche zurückkehrte, und das Stichwort «Übung», das am Vormittag ankam, gab nun die Bestätigung. In aller Heimlichkeit hatten sich die Männer des Widerstandes noch einmal untereinander verständigt. Den Tag, der so drückend heraufdämmerte, hat keiner der Überlebenden vergessen.

Schon zu einem sehr frühen Zeitpunkt des Krieges hatte es im Stab des Militärbefehlshabers eine rege Opposition gegen Hitler gegeben. Aber jahrelang war sie auf persönliche Gespräche, sachliche und moralische Distanzierung beschränkt geblieben, die sich vor allem um das durchdringende Urteil des Hauptmanns Ernst Jünger kristallisierte, des bekannten Autors.

Die ersten Ansätze zu einem Widerstand hatten sich in jener «Georgsrunde» gebildet, die sich seit dem Herbst 1941 regelmässig im Hotel Georg V., dem Quartier General Speidels, versammelte. Ausser Speidel und Jünger gehörten unter anderem zu diesem Kreis eine Reihe von Schriftstellern wie Gerhard Nebel und Clemens Graf Podewils, beide in militärischen Diensten im Westen, und der junge Ordonnanzoffizier im Stabe des Militärbefehlshabers, Oberleutnant Grüninger. Als Gäste haben ausserdem häufig namhafte Publizisten, Künstler oder geistig interessierte Soldaten, die in Paris waren oder nach Paris kamen, an der «Georgsrunde» teilgenommen, so Dolf Sternberger, damals Redakteur der Frankfurter Zeitung, der spätere Herausgeber der «Wandlung», oder Friedrich Sieburg, der bekannte Verfasser des Buches «Herrgott in Frankreich» und anderer Frankreich-Werke. Keiner von diesen Männern war indessen unmittelbar am 20. Juli 1944 beteiligt.

Es hatte dann noch bekanntlich bis zum Sommer 1943 gedauert, bis ein paar Offiziere und Beamte vom Stab des Militärbefehlshabers förmlich für die Widerstandsbewegung gewonnen wurden. Und nun war heute Vormittag das Stichwort «Übung» gekommen. Da war es unmöglich, dass sich General von Stülpnagel versagte. Das wäre ganz und gar gegen seine Auffassung von Kameradschaft und gegebenem Wort gewesen.

Letzte Vorbereitungen

Am Abend des 19. Juli hatte sich die kleine Gruppe der Pariser Widerstandskräfte ohne den Militärbefehlshaber noch einmal zu einer Besprechung versammelt. Durch Hofacker wusste sie, dass der Schlag morgen fallen müsse. Sie bestand immer noch aus nur wenigen Männern: aus dem Oberstleutnant, diesem feurigen Patrioten als ihrem erklärten Oberhaupt, aus Freiherrn von Teuchert, dem gebürtigen Franken und Verwaltungsfachmann von grossen Kenntnissen, aus dem erprobten Juristen Walter Bargatzky sowie aus den ihnen kameradschaftlich verbundenen Kriegsverwaltungsräten Dr. Horst

und Dr. Thierfelder, die gleichfalls zum Verwaltungsstab des Militärbefehlshabers gehörten. Darüber hinaus gab es noch einige Eingeweihte, wie den Chef der Militärverwaltung, Dr. Michel, und ein paar Sonderbeauftragte vom Kreise der Deutschen Botschaft, die Hofacker persönlich nahestanden. Nach dessen Rückkehr aus Berlin hatte Stülpnagel auch den herzkranken und darum nicht frontverwendungsfähigen Oberst i. G. von Linstow, den Chef des Stabes, mit ins Vertrauen gezogen. Auch der Nachrichtenführer beim Militärbefehlshaber, General Oberhäuser, der Rundfunkbeauftragte Frankreich, Dr. Bofinger, gleichfalls Schwabe, wie sein Mitarbeiter Dr. Buchheit, waren in grossen Zügen im Bilde. Auf besonderen Wunsch Stülpnagels sollte dieser kleine Zirkel von Eingeweihten genügen, um keine Überflüssigen zu gefährden und die Geheimhaltung im engsten Kreise zu sichern.

Am Vorabend des entscheidenden Tages besprach man sich also noch einmal. Alle Vorbereitungen waren getroffen. Hofacker berichtete, dass der Schlag schon am 11. und dann am 15. Juli hätte fallen sollen, sich aber jedesmal unerwartete Hindernisse ergeben hätten. Einmal fehlten Himmler und Göring, die auch «mit hochgehen» sollten, und dann hatte Hitler vorzeitig den Raum verlassen, in dem die Lagebesprechung stattfand. Jedesmal trug Graf Stauffenberg die Bombe bereits in der Aktentasche. Beim zweitenmal musste er sich gefallen lassen, dass ihm Keitel in seinem manchmal etwas läppischen Eifer noch wichtige Papiere in diese Mappe stopfte. Dann war Hitler nach Ostpreussen übergesiedelt – und nun sollte morgen endgültig und unwiderruflich die Bombe explodieren. Es war, wie man befürchtete, der letzte noch mögliche Zeitpunkt vor der endgültigen Niederlage.

Caesar von Hofacker verbrachte nach der Besprechung noch eine Stunde bei seinem Freund Teuchert. Man sass auf dessen Zimmer im Hotel Raphael, das auch das Stabskasino des Militärbefehlshabers beherbergte, gegenüber dem Majestic. Hofacker zeigte keine Spur vor Erregung, war aber von ungewöhnlichem Ernst und sagte zu Teuchert: «Die Aussichten auf einen Erfolg betragen nur 5 bis 10

Prozent. Aber trotzdem muss es nun endlich geschehen. Wir können auch nicht darauf Rücksicht nehmen, ob alle geleisteten Schwüre noch vor dem Henker gehalten werden. Denn wenn die Sache misslingt, dann ist uns der Henker sicher.»

Im Majestic

So sah etwa ein Dutzend Personen vom Stab des Militärbefehlshabers mit untergründiger Spannung den Morgen des 20. Juli heraufdämmern. Nach aussen hin gingen sie wie immer zum Dienst und nach aussen hin war ihnen nichts anzumerken; sie vermieden es auch, einander am Vormittag aufzusuchen. Die üblichen Dienststunden erschienen ihnen aber viel länger als sonst und dehnten sich unerträglich. In Berlin und in Ostpreussen konnte man handeln; in Paris aber musste zunächst noch abgewartet werden. Ob das Attentat heute gelang? Erst wenn die Nacht durchkam, konnte auch in Paris der erste Schlag da^n, den man lange und sorgfältig vorbereitet hatte.

r Besonders dem General von Stülpnagel wurde der Vormittag zu einer harten Geduldprobe, von der seine nächste Umgebung freilich nichts merkte. Er schien ruhig und ausgeglichen wie immer. Nur einen Augenblick runzelte er die Stirne, als seine Vorzimmerdame und Chefsekretärin, die Gräfin Podewils, eine Stunde Urlaub für den frühen Nachmittag erbat, da sie dringend zum Zahnarzt müsse. Aber dann nickte er zustimmend. Mittags ass er auch heute im kleinen Kreise im Raphael, wie er gerne zu tun pflegte. Zu seiner Tischrunde gehörte unter anderem auch Wilhelm Weniger, der Universitätsprofessor, den er als Verfasser des Buches «Goethe und die Generale» besonders schätzte. Aber weder Weniger noch die übrigen Gäste waren davon unterrichtet, was sich im Reiche ereignen sollte. Doch fiel ihnen auf, dass Stülpnagel aussergewöhnlich zerstreut war. So wollte das gewohnte angeregte Rund- und Tischgespräch an diesem Mittag des 20. Juli nicht zustande kommen, denn der General war als launiger und geistvoller Gesprächspartner bekannt, besonders, wenn ihm

gute Weine die Zunge lösten. Aber davon war heute durchaus keine Rede. Worauf wartete er, dass er immer wieder auf seine Armbanduhr blickte und dann in Schweigen verfiel? Ziemlich unvermittelt stand er schon gegen 14 Uhr auf, sich mit dringenden Dienstgeschäften entschuldigend. Kurz darauf sah Weniger den General von Stülpnagel zum letzten Male in seinem Leben. Ganz gegen seine sonstige Gewohnheit ging der Militärbefehlshaber auf dem Dachgarten des Raphael hin und her, sich mit der Hand in der Seite stützend, die Augen zu Boden geschlagen. Er hatte keinen Blick für das einzigartige Panorama, in dem sich die Seinestadt darbot. Aber der Abschiedsgruss, den er Weniger zurief, schien diesem besonders herzlich. Weniger hat ihn nicht mehr vergessen.

Nachmittags, gegen 15 Uhr, stieg die Spannung bei allen Eingeweihten im Stab des Militärbefehlshabers aufs Höchste. Noch immer war keine weitere Nachricht durchgekommen. So machte man eben Dienst wie an allen anderen Tagen. Um 16 Uhr hatte Teuchert noch eine unaufschiebbare Besprechung mit ^pssmnten der französischen Flüchtlingsfürsorge; aber wie schwer war egl nun, sich auf die Franzosen zu konzentrieren!

Die Konferenz hatte eben begonnen, da wurde Teuchert aus seinem Zimmer herausgerufen. Hofacker stand vor der Tür; seine Augen leuchteten. Teuchert wusste sofort: der Schlag ist gefallen und auch gelungen! Und wirklich, Hofacker stiess ausser Atem hervor: «Hitler ist tot, vielleicht auch Göring und Himmler. Es hat eine gewaltige Explosion gegeben.» Hofacker hatte persönlich eben mit Stauffenberg telefoniert. Der Graf war vor Kurzem mit dem Flugzeug von Ostpreussen kommend in Staaken gelandet und in die Bendlerstrasse zurückgekehrt. Er berichtete triumphierend: «Der Staatsstreich ist im Gange. In Berlin besetzt man eben das Regierungsviertel.»

Teuchert hielt es nicht länger auf dem Gange. Er fasste die beiden Hände Hofackers und schüttelte sie, dann eilte er, um die Nachricht Walter Bargatzky zu überbringen. Er lief durch die langen Korridore zu dessen Dienstzimmer. Unterwegs kam ihm ein Mann in Zivil entgegen, der wie üblich die Hand hob und mit «Heil Hitler» grüsste. Da

löste sich Teucherts Spannung in einem hemmungslosen Gelächter. Der Zivilist blieb stehen, wie zu Tode erschrocken; wahrscheinlich dachte er: da ist einer verrückt geworden. Da kam auch schon Bargatzky entgegen. Man brauchte ihm gar nichts zu sagen. Die beiden Männer fassten sich an den Schultern; ein unbeschreiblicher Druck war von ihnen gewichen. Es war ja noch gar nicht zu fassen – ein anderes, besseres Deutschland, ein neuer Rechtsstaat, schien an diesem Nachmittag wieder aus verschütteten Tiefen zu steigen.

Nicht anders erging es dem Militärbefehlshaber Heinrich von Stülpnagel, als er das Stichwort «Abgelaufen» erhielt. Er nahm sich jedoch keine Zeit für seine Gefühle, sondern handelte auf der Stelle. Schon wenige Minuten danach füllte sich sein Vorzimmer, in dem sonst eine gemessene Ruhe herrschte, mit den Männern, die mit ihm im Vertrauen standen. Hofacker kam als erster zu Stülpnagel, doch begnügte man sich, einen festen Händedruck und wenige Worte auszutauschen. Man war sich ja klar, was nun weiter geschehen musste, und so verließ Hofacker gleich darauf wieder das Zimmer des Militärbefehlshabers. Er sollte schon in den nächsten Tagen nach Vichy gehen, um dort als neuer Botschafter mit Marschall Pétain zu verhandeln.

Stülpnagel telefonierte mit seinem Vorzimmer. Er verlangte die nächsten Mitarbeiter, den Chef des Stabes Oberst von Linstow, den höheren Nachrichtenführer General Oberhäuser und den Chef der Militärverwaltung, Ministerialdirektor Dr. Michel. Sie wurden von seinem persönlichen Ordonnanzoffizier, Oberleutnant Dr. Baumgart, im Zivilberuf Professor für Kunstgeschichte, telefonisch herbeigerufen. Es eilte, deshalb kamen die Herren rasch nacheinander und blieben nur immer wenige Augenblicke im Zimmer Stülpnagels. Dort wurde ihnen das Stichwort gegeben, und dann wussten sie, was sie zu tun hatten. Die Aktion war sorgfältig vorbereitet. Nur Oberst von Linstow kam und ging mehrere Male.

«Was ist da los?» fragte sich Dr. Baumgart. Er konnte sich diese Unruhe zunächst nicht erklären. Wer aus dem Zimmer des Oberbefehlshabers kam, zeigte eine ernste, erschütterte Miene.

Und schon wieder summt das Telefon. Stülpnagel befahl, dass der Kommandant von Gross-Paris, Generalleutnant von Boineburg-Lengsfeld, sich sofort bei ihm melden sollte. Inzwischen kam auch die Gräfin Podewils zurück und sah befremdet auf diesen Wirbel. Für einen Augenblick erschien dann der Militärbefehlshaber selbst unter der Tür und sagte wie zur Erklärung: «Gauleiter Sauckel macht uns viel Ärger. Er will jetzt den ganzen Jahrgang 24 in Frankreich einziehen und zum Arbeitseinsatz nach Deutschland bringen lassen. Offenbar weiss er nicht, wie es in der Normandie steht.» Aber es handelte sich ja gar nicht um Sauckel, wenn dessen unsinnige Absichten auch stimmten. Die Gräfin sollte dies schon nach kurzer Zeit merken, auch wenn Stülpnagel sie nicht eingeweiht hatte, um sie nicht zu gefährden. Sie erinnerte sich nun an einige Andeutungen Speidels, und vollends erkannte sie die Zusammenhänge, als der Kommandant von Gross-Paris und sein Chef des Stabes, Oberst von Unger, erschienen und zu Stülpnagel hineingingen. Da war also der Staatsstreich endlich im Gange, von dem man schon so lange sprach, und hatte auch auf Paris übergegriffen. Es war hohe Zeit, höchste Zeit, wenn er noch glücken sollte – das wusste die Gräfin von ihrem Bruder, dem Kriegsberichter im Stabe Rommels. Zwischen den Telefonaten sandte sie ein Stossgebet zum Himmel, dass das Unternehmen glückte. Sie wusste um diese Zeit noch nichts vom angeblichen Tod des «Führers».

Der entscheidende Befehl

In der Tat: General von Stülpnagel, der Militärbefehlshaber in Frankreich, hatte den Rubikon überschritten. Er sagte sich los von Hitler und machte mit Generaloberst Beck, dem neuen Haupt des Reiches in der Berliner Bendlerstrasse, auf Gedeih und Verderb gemeinsame Sache. Das wurde klar, als der Pariser Kommandant und sein Stabschef zu ihm hineinkamen. Stülpnagel stand am Schreibtisch und sagte ungefähr dasselbe wie Finckh zu Blumentritt – «In Berlin hat ein Gestapoputsch stattgefunden. Attentat auf den Füh-

rer.» Aber dann setzte er hinzu: «Der Pariser SD ist sofort zu verhaften, auch die obersten SS-Führer sind festzunehmen. Bei Widerstand ist von der Schusswaffe Gebrauch zu machen.» Der General und der Oberst schlugen die Hacken zusammen; sie hatten verstanden. Dann übergab Stülpnagel ihnen noch eine Planskizze aller SS- und SD-Unterkünfte nach dem Stande der letzten Tage. «Alles klar?» «Ja-wohl!», sagten der General und der Oberst wie aus einem Munde. Die neue «Revolution von oben» rollte. Heinrich von Stülpnagel hatte ihre Maschinerie in Paris soeben in Gang gesetzt.

Unterdessen war es nach 18 Uhr geworden. Als Stülpnagel wieder allein war, geschah es wohl, dass er von Berlin aus angerufen wurde. Der Anruf erreichte ihn direkt, also nicht über das Vorzimmer. Das war offenbar mit dem Nachrichtenfürher vereinbart, um eventuelle Zeugen auszuschliessen. Wie der Leiter des Nachrichtendienstes ansagte, kam der Anruf von Generaloberst Fromm, dem Befehlshaber des Ersatzheeres. Aber als Stülpnagel abhob, vernahm er eine andere, ihm viel vertrautere Stimme. Nicht Fromm sprach da am anderen Ende der Leitung, sondern Beck, der Generaloberst, als Chef des Generalstabes des Heeres lange Zeit nächster und höchster Vorgesetzter von Stülpnagel.

«Stülpnagel», sagte Beck, «Sie wissen ja um die jüngsten Ereignisse.»

«Ja, gewiss.»

«Dann habe ich nur zu fragen, ob Sie sich mir anschliessen.» Stülpnagel zögerte keine Sekunde. «Herr Generaloberst», sagte er nur, «ich habe darauf gewartet.»

Darauf Beck: «Der Schlag ist gefallen. Aber wir haben noch keine genaueren Nachrichten. Machen Sie auf alle Fälle mit?»

«Auf alle Fälle. Ich habe bereits befohlen, den gesamten SD zu verhaften. Es wird nicht lange dauern, bis die verantwortlichen SS-Führer sitzen. Die Truppen hier wie ihre Führer sind zuverlässig.»

(Wir folgen hier – mit einigen notwendigen Richtigstellungen – dem einzig überlebenden Augen- und Ohrenzeugen der Ereignisse

in der Bendlerstrasse, Hans Bernd Gisevius, nach seinem Buch «Bis zum bitteren Ende».)

Beck in Berlin schien von diesen Nachrichten befriedigt. Gewissenhaft, wie er war, verschwieg er aber durchaus nicht, dass sich die Lage im Führerhauptquartier noch nicht geklärt hatte und man noch Schwierigkeiten erwarten musste. Zum Abschluss sagte er eindringlich: «Was auch kommt, die Würfel sind gefallen; es gibt nur noch ein Vorwärts.»

«Dafür stehe ich ein», erklärte Stülpnagel. Er sagte es einfach und ohne Pathos. Bis zum letzten Atemzug hat er sich an diese Worte gehalten.

Dann kam noch eine Frage von Beck, und zwar die entscheidende: «Was wird Kluge machen?» Ja, das konnte auch Stülpnagel nicht mit Sicherheit sagen. Deshalb meinte er: «Es wird das Beste sein, Herr Generaloberst, wenn Sie selbst mit ihm sprechen. Ich lasse das Gespräch umlegen und Sie mit seinem Hauptquartier verbinden.»

Beck war damit einverstanden. Die beiden Männer, von denen jetzt das deutsche Schicksal im Reich wie in Frankreich abhing, verabschiedeten sich herzlich. Sie hatten zum letztenmal in diesem Leben miteinander gesprochen: Generaloberst Ludwig Beck, dieser letzte Vertreter des klassischen Generalstabs mit allen Licht- und Schattenseiten, der so scharfsinnig zu urteilen und unzulänglich zu putschen wusste, sollte bereits die Mitternacht dieses tragischen Tages nicht mehr erleben; er musste sich selbst erschiessen, nachdem ihm Generaloberst Fromm, dessen Namen Beck bei seinen Telefonanrufen gebrauchte, die Waffe in die Hand gedrückt hatte. Nur wenige Stunden lang konnte der designierte Staatschef eines erneuerten Deutschen Reiches in der Berliner Bendlerstrasse seines Amtes walten.

Kurz darauf, etwa um 18.15 Uhr, kam ein Anruf von General Speidel. Er sprach nur ganz kurz mit seinem früheren Oberbefehlshaber. «Der Herr Feldmarschall von Kluge», so etwa sagte er nur dienstlich, «bittet den Herrn General, mit seinem Chef des Generalstabs bis gegen 20 Uhr auf den Gefechtsstand der Heeresgruppe zu kommen. Wichtige Besprechung.» «Danke, ich werde da sein», er-

widerte Stülpnagel. Er wusste wohl, worum es sich handelte: Beck hatte inzwischen sicher mit Kluge gesprochen. Mit einiger Hoffnung sah nun der Militärbefehlshaber den nächsten Stunden entgegen.

Im Vorzimmer kamen inzwischen die Telefone nicht mehr zur Ruhe. Der 20. Juli ist überhaupt eine Rebellion gewesen, die leider in der Hauptsache nur über den Fernsprecher gemacht wurde, und zwar im Reiche noch mehr als in Frankreich. Die meisten Dinge wurden dadurch entschieden. Auch der Alarm an das Pariser Sicherungsregiment Nr. 1, das in der École Militaire am Eiffelturm lag, ist vom Majestic aus telefonisch gegeben worden; General von Boineburg hatte darum gebeten, bevor er zu seinem Hauptquartier im Hotel Meurice wieder zurückkehrte. Gräfin Podewils rief in der École Militaire an, um dem Regimentskommandeur zu bestellen, dass er sofort auf die Kommandantur kommen sollte. Oberstleutnant von Kraewel hatte indessen bereits nichtsahnend seine Dienststelle verlassen: wie die meisten Soldaten in Paris, so wusste auch er noch kein Wort von dem Anschlag auf Hitler und von den Ereignissen in Berlin. Es musste erst lange nach ihm gesucht werden.

Oberstleutnant von Kraewel war dazu bestimmt, die Verhaftungsaktion zu leiten, ohne dass ihm dies bekannt war. General von Boineburg wusste, dass er sich politisch wie soldatisch auf ihn verlassen konnte. Vorbereitend hatte General von Stülpnagel schon vor längerer Zeit mit dem Kommandanten gesprochen und ihm «die kommenden Dinge» angedeutet. Schon damals hatte Boineburg die Wahl unter seinen Regimentskommandeuren getroffen. Aber durch diesen Entschluss sollte sich nun die Aktion gegen die Gestapo in Paris zunächst unerwartet verzögern.

Inzwischen leerte sich allmählich das Majestic. Der tägliche Dienst war beendet. Was sich in den Räumen des Militärbefehlshabers ereignet hatte, war nicht über das Vorzimmer hinausgedrungen. Auch die Eingeweihten schwiegen. Selbst der Hauptmann Ernst Jünger, der so lange mit der Opposition sympathisierte und sie moralisch weitertrieb, dagegen ein Attentat von seiner philosophischen Schau her ablehnte, wurde nicht unterrichtet.

Wie er so verliessen auch solche Offiziere und Beamte die Dienststelle, die schon auf den vorbereiteten Listen standen und dazu bestimmt waren, nach dem Umbruch zu wichtigen Aufgaben verwandt zu werden. Nicht einmal diejenigen wurden verständigt, die als Besitzer der Standgerichte ausersehen waren. Und doch sollten diese Gerichte nach den vorliegenden Plänen unmittelbar im Anschluss an die Verhaftung der Gestapo-Leute zusammentreten, um die Schuldigen von den Anständigen zu sondern und diejenigen abzuurteilen, die das Recht mit Füßen getreten hatten. Freilich wusste man, dass SD und Gestapo nicht nur aus schwarzen Schafen bestanden. So sollte auch keine kollektive Rachejustiz geübt, nur das Recht wiederhergestellt werden. Geistige Direktiven dazu hatte Ernst Jünger gegeben. Aber es war auch der Wille Stülpnagels, dass das Richteramt schnell und unerbittlich die Schuldigen treffen sollte, die mit ihren Schandtaten das deutsche Ansehen besudelt und die Ehre dessen, der eine deutsche Uniform trug, mit Schande bedeckt hatten.

Gegen 19 Uhr lag das Majestic auch an diesem geschichtlichen Tage wieder in Ruhe. Selbst in den Räumen des Oberbefehlshabers war es inzwischen still geworden. In den verschiedenen Abteilungen des Stabes hatten wie üblich einzelne Offiziere und Beamte mit dem Nachtdienst begonnen. Auch die Gräfin Podewils war in ihre Wohnung gegangen, nachdem sie von der Fahrbereitschaft noch zwei Wagen bestellt hatte, die Stülpnagel brauchte. Vom Majestic her gesehen schien dieser Tag wie jeder andere.

Kurz nach 19 Uhr präsentierten am Hauptportal an der Rue Kléber die Doppelposten. Der Militärbefehlshaber trat durch die grosse Glastüre, von drei Offizieren begleitet. Man stieg in die bereitstehenden Wagen, an deren Schlag die Fahrer standen und grüssten. «Nach La Roche-Guyon», sagte Stülpnagel. Dann warf er einen Blick auf Stadtplan und Strassenkarte, die man ihm reichte. Er wusste, dass in den nächsten Stunden hier in Paris seine Truppen zufassen würden. Aber er wusste noch nicht, was sich sonst ereignen und wie sich vor allem der Oberbefehlshaber West, Feldmarschall von Kluge, entscheiden werde.

Zehntes Kapitel

DER OBERBEFEHLSHABER SCHWANKT

Das Schloss La Roche-Guyon an der Seine hat eine uralte Geschichte. In normannischen Zeiten hatte es einmal die Grenzen der Normandie gegen das Paris der französischen Könige bewacht, dann war es zum zweiten Stammsitz der Herzöge von La Roche-Foucauld geworden und gehörte mit deren Besitz zu dem einheitlich gewachsenen Frankreich. Immer war es eine der Stätten, an denen Geschichte gemacht und politisches Schicksal entschieden wurde. So auch am 20. Juli 1944.

Schon Ernst Jünger war von diesem geschichtlichen Ort beeindruckt und merkwürdig angezogen worden, als er im Frühjahr 1943 aus dem Kaukasus wieder nach Frankreich zurückkehrte. Er besuchte ihn damals mit Dr. Baumgart, dem Ordonnanzoffizier Stülpnagels. In seinem zweiten Pariser Tagebuch hat er auch Schloss und Landschaft in dichterischen Visionen beschrieben. Er ist es wohl auch gewesen, der Rommel direkt oder indirekt darauf aufmerksam machte, als dieser von Fontainebleau aus einen für den Invasionsfall geeigneten Gefechtsstand suchte.

So wurde La Roche-Guyon an der Seine, etwa auf halbem Weg zwischen Paris und Rouen, im Frühjahr 1944 Hauptquartier des Generalstabs der Rommelschen Heeresgruppe. Die Schlacht in der Normandie war damals noch nicht im Gange. Aber im Gang waren bereits jene Gespräche in der nächsten Umgebung Rommels, die unter strenger Geheimhaltung geführt wurden, weil sie auf eine Loslösung von Hitler hinausliefen. Auch das mochte die Wahl des abseits gele-

genen Schlosses unter den hohen Kreidefelsen bestimmen. Es war nur auf einer einzigen Strasse zu erreichen und, bewehrt mit Türmen und Mauern, eine abgeschlossene Welt für sich, in die so leicht kein Spitzel einzudringen vermochte. Ausserdem boten die zahlreichen Höhlen der Kreidefelsen, die unmittelbar hinter dem Schloss wie riesige Mauern oder auch Orgelpfeifen emporsteigen, einen natürlichen Schutz gegen die schweren alliierten Bombenangriffe, die man erwartete.

An Stelle des schwerverwundeten Rommel hatte der Feldmarschall Günther von Kluge erst gestern dieses Normannenschloss an der Seine bezogen. Nun, einen Tag später, am Nachmittag des 20. Juli, kehrte er staubbedeckt und in Schweiss gebadet von seiner Frontbesprechung dorthin zurück. Seine Gedanken waren noch mehr oder minder damit beschäftigt. Denn in der Zwischenzeit hatte, wie schon gesagt, sein Generalstabschef Speidel noch keine Gelegenheit finden können, sich mit Kluge über die Absichten Rommels auszusprechen oder gar seinen neuen Oberbefehlshaber für dessen Pläne zu gewinnen. Ausserdem war, wie wir wissen, General Speidel selbst nicht darüber im Bilde, was sich am 20. Juli im Reiche ereignen sollte. So hatte Kluge nicht die geringste Ahnung von dem, was inzwischen geschehen war, als er auf seinen Gefechtsstand zurückkehrte; noch weniger ahnte er, dass die alten Gemächer am gleichen Abend noch zum Schauplatz einer deutschen Tragödie werden sollten, die unabsehbare Folgen zeitigte.

Nach der Rückkehr gönnte sich der Feldmarschall gemäss seiner Pflichtauffassung nicht die geringste Ruhe. Kaum dass er sich gereinigt, den Rock gewechselt und eine kleine Erfrischung zu sich genommen hatte, betrat er schon wieder den Saal mit den alten kostbaren Möbeln und Bildern, der vorher schon Rommel gedient hatte und auch ihm jetzt als Arbeitszimmer diente. Sein Ordonnanzoffizier legte ihm die neuesten Meldungen vor, aber da war noch keine von dem Attentat auf Hitler darunter. Dann erkundigte sich Kluge durch einen kurzen Anruf bei Speidel, was sich in den letzten Stunden ereignet und wie sich die Lage an der Front inzwischen weiter entwickelt habe.

Speidel berichtete: bei Caen hatte ein neuer Angriff der Briten begonnen, noch als der Feldmarschall unterwegs war. Starke Panzeransammlungen waren gemeldet. Neben vier Infanteriewurden dort drei Panzerdivisionen und weitere zwei bis drei Panzerbrigaden angenommen. Mit einer neuen Grossoffensive musste man in den kommenden Tagen rechnen. Kluge sagte nichts weiter zu dieser Meldung; er hatte nichts anderes erwartet.

«Sonst noch was?»

«Ja», sagte Speidel. General Blumentritt habe angerufen, so gegen 15.30 Uhr. Attentat auf den Führer und Nachricht, dass der Führer tot sei. Genaueres habe er bisher nicht in Erfahrung bringen können; auch eine Bestätigung fehle. Es sei aber anzunehmen, dass Blumentritt mehr wisse. «Ich habe ihn deshalb gebeten, hierherzukommen und persönlich zu berichten; er muss bald da sein», berichtete Speidel.

«Und sonst keine Nachrichten von anderer Seite?»

«Nein.» Speidel hatte angeordnet, die deutschen und ausländischen Radiostationen laufend abzuhören. Bisher jedoch war noch nichts durchgekommen.

«Danke». Das war alles, was Kluge im Augenblick dazu sagte. Er gab mit keinem Wort zu erkennen, was ihn beim Empfang dieser ungeheuerlichen Nachricht bewegte. Aber er sollte gleich darauf auf die entscheidende Probe gestellt werden.

Als Heerführer im Westen und Osten von grosser Erfahrung, wusste Kluge auf dem Kampffeld wie auf dem Gefechtsstand immer sehr rasch, was zu tun war. Aber in jenen anderen Augenblicken, die eine persönliche Entscheidung ausserhalb des militärischen Fachgebietes von ihm verlangten, zeigte sich eben die mangelnde Sicherheit seines Charakters. Da erlag er häufig augenblicklichen Eindrücken und Einflüssen, wie sich immer wieder zeigen sollte.

Bekanntlich hatte dieses Schwanken Kluges bereits seinen alten la im Osten, den Obersten von Tresckow, zur Verzweiflung gebracht, nachdem er Kluge für den Widerstand gegen Hitler gewonnen zu haben glaubte – und nun beherrschte es wiederum den späten Nachmittag des 20. Juli.

Das seltsame Wechselspiel der Ansichten Kluges begann schon unmittelbar nach seiner Rückkehr nach La Roche-Guyon. Nach dem Gespräch mit Speidel müssen nur wenige Augenblicke vergangen sein, als der Fernsprecher schon wieder schrillte. Kluge wurde persönlich aus Berlin verlangt, und zwar von Generaloberst Fromm, wie der Leiter des Nachrichtendienstes meldete. Es war das Gespräch, das Stülpnagel von Paris aus hatte umlegen lassen. Nichtsahnend erhielt der Feldmarschall die Verbindung. Am anderen Ende der Leitung sprach aber nicht Fromm, sondern Generaloberst a. D. Beck, der seinen Namen nicht nannte. Kluge muss ihn aber an der Stimme erkannt haben. Beck schilderte die Massnahmen, die in Berlin wie im Reiche getroffen waren, und berichtete, dass auch aus der Provinz günstige Nachrichten vorlägen. Kluge nahm dies offenbar ohne Stellungnahme zur Kenntnis. Dann sagte Beck eindringlich: «Kluge, geben Sie das Signal zum allgemeinen Abfall, indem Sie sich offen der Berliner Aktion anschliessen.»

Aber Kluge wollte zunächst Genaueres wissen.

Noch während dieses Ferngesprächs ist wohl ein Ordonnanzoffizier des Stabes hereingekommen, um eine Meldung zu überbringen. Es war die Nachricht des Grossdeutschen Rundfunks, etwa um 18.30 Uhr durchgegeben; sie brachte die offizielle Botschaft von dem Attentat auf Hitler und sie behauptete, dass der Führer so gut wie unverletzt geblieben sei; er habe nur leichte Prellungen und Verbrennungen erlitten. Kluge verzog keine Miene, als er diese Meldung gelesen hatte.

Aber von Generaloberst Beck wollte er nun doch nähere Einzelheiten erfahren: «Wie ist im Hauptquartier wirklich die Lage?» sagte er, auf die Rundfunkbotschaft verweisend, die er soeben erhalten hatte. Darauf Beck: «Ist das letzten Endes nicht gleichgültig, wenn wir entschlossen sind, zu handeln?»

«Ja, aber . . .»

«Kluge, ich frage Sie hiermit ganz klar: Billigen Sie die hiesige Aktion und unterstellen Sie sich mir?»

Kluge verwies erneut auf die Rundfunkbotschaft. Er als aktiver Soldat und Oberbefehlshaber West müsse doch erst einmal wissen,

was wirklich los sei. Daraufhin wurde Generaloberst Beck noch dringlicher:

«Kluge, damit kein Zweifel aufkommt. . . ich erinnere Sie an unsere letzten Gespräche und Abmachungen und frage: Unterstellen Sie sich mir eindeutig?»

Ja, Kluge erinnerte sich selbstverständlich dieser Gespräche. Aber das Attentat war offensichtlich missglückt und damit eine unerwartete Situation entstanden. Er sagte: «Ich muss mich erst mit meinen hiesigen Herren beraten, so wie die Lage ist. In einer halben Stunde rufe ich wieder an.» (Wir folgen hier mit einigen Berichtigungen weiter der Darstellung von Gisevius in seinem Buch «Bis zum bitteren Ende».)

Das Gespräch mit Beck war zu Ende. Aber Kluge hat nicht mehr in Berlin angerufen. Er tat das, was er als Militär unter allen Umständen auch auf dem Gefechtsfeld getan hätte: er klärte erst einmal die Lage. Und dann sah er keinen Anlass mehr, sich Beck und den augenblicklichen Herren der Bendlerstrasse zu unterstellen. Er hat sich genau entgegengesetzt zu Stülpnagel verhalten.

Auch Falkenhausen ..

Bald nach dem Gespräch mit Generaloberst Beck ist Kluge von Neuem angerufen worden. Diesmal war General von Falkenhausen am Apparat. «Ach Gott, auch noch Falkenhausen!» mochte Kluge denken. Der General, bis vor wenigen Tagen noch Militärbefehlshaber in Belgien und Nordfrankreich, war auf Drängen Bormanns abgesetzt und durch Gauleiter Grohé ersetzt worden, der eine reine Zivilverwaltung in Belgien einrichten sollte. Der General blieb aber vorerst noch in Belgien. Auf seinem Landsitz in Seneffe, etwa 40 Kilometer südlich von Brüssel, hatte er gegen 19 Uhr telefonisch von dem Attentat erfahren, doch nur die Tatsache, dass es missglückt sei. Auch er gehörte zu der Opposition und den Eingeweihten, wie wir wissen, und stand deshalb über seinen Verbindungsoffizier mit Ge-

neral von Stülpnagel inständiger Verbindung. Auch er wollte sich anschliessen, wenn es zu einer selbständigen Aktion im Westen kommen sollte, wie er Rommel persönlich erklärt hatte. Aber jetzt war ihm jede Befehlsgewalt genommen.

Falkenhausen war gleichfalls von Berlin aus angerufen worden. Angeblich wollte ihn Generaloberst Fromm persönlich sprechen, aber in Wirklichkeit ist es auch diesmal Beck gewesen. Die fernmündliche Verständigung war jedoch so schlecht, dass der General eben noch hören konnte:

«Der Führer ist tot. Alle anderen Nachrichten sind falsch.»

«Ich höre gerade etwas anderes!»

«Das stimmt nicht.»

«Weiss das Kluge?»

«Ja, ich habe eben mit ihm gesprochen. Haben Sie noch eine Frage?»

Dann wurde das Gespräch unterbrochen.

Nach diesem kurzen Telefonat liess sich Falkenhausen sofort mit La Roche-Guyon verbinden. Kluge bestätigte, dass auch er von Berlin aus angerufen worden sei; aber er glaube nicht an den Tod Hitlers. Jedenfalls werde er zunächst einmal die Wahrheit feststellen lassen und dann wieder Nachricht geben, sobald er Bestimmtes wisse. Vor allem müsse man sich doch einmal über die tatsächliche Lage unterrichten. General von Falkenhausen stimmte dem bei und bat um baldigen Bescheid. Auch er wartete vergeblich. Kluge hat auch ihn nicht wieder angerufen oder anrufen lassen. Er hat sich in einem anderen Sinne entschieden.

Dabei hatte ein ganz besonderer Grund dafür bestanden, dass sich General von Falkenhausen nach dem Anruf Becks sofort mit Kluge in Verbindung setzte. Dem Telefonat am späten Nachmittag des 20. Juli war nämlich vor Kurzem eine ausführlich persönliche Besprechung zwischen Kluge und Falkenhausen vorausgegangen, und zwar am 9. Juli, also kurz nachdem Kluge den Oberbefehl im Westen übernommen hatte. Er hatte an diesem Tage den General der Inf. von Salmuth, Oberbefehlshaber der 15. Armee, in Tourcoing besucht und bei dieser Gelegenheit auch Falkenhausen getroffen. Diesem gegen-

über verhielt er sich ganz anders als gegenüber Rommel. Unter vier Augen erklärte er nämlich von sich aus, dass man unbedingt handeln müsse, wenn man eine Katastrophe verhindern wolle. Falkenhausen wandte zwar ein, dass es eigentlich schon zu spät sei, bestärkte aber Kluge dennoch in dessen Absicht, weil doch jeder Tag nur neue sinnlose Verluste koste und die Lage immer verzweifelter werde. Derselben Meinung war offensichtlich auch Kluge; da ihn aber noch niemand im Westen kannte, wollte er erst einmal die Armeen und kommandierenden Generale besuchen. Das war sicher zweckmässig, denn Kluge war ja seit 1941 ununterbrochen im Osten. Zum Abschied bat Falkenhausen den Feldmarschall noch einmal dringend, auf alle Fälle loszuschlagen, und zwar so rasch wie möglich. Der Handschlag, mit dem sich Kluge von ihm verabschiedete, schien eine Bekräftigung und ein Versprechen.

Aber nun am 20. Juli war alles anders. Warum zögerte der Feldmarschall? Hatte er auf einmal Angst vor seiner eigenen Courage? Oder wollte er nur warten, bis er ganz klar sah? Gewiss, die Lage war undurchsichtig. Aber war das jetzt noch entscheidend? Rommel hätte an Kluges Stelle anders gehandelt.

Um diese Zeit, also zwischen 19 und 20 Uhr, war man in der Berliner Bendlerstrasse sehr zuversichtlich, trotz der widersprechenden Nachrichten aus dem Führerhauptquartier. Generaloberst Bede telefonierte nicht nur persönlich mit den ihm bekannten Oberbefehlshabern an den verschiedenen Fronten, sondern erliess auch seine ersten Befehle als Oberster Befehlshaber, die vor allem die Räumung Kurlands und damit die Rettung der Kurlandarmee bezweckten. Nach den vorliegenden Nachrichten schienen die Widerstandskräfte wohl in der Lage, bald die militärische und politische Macht im Reiche an sich zu bringen. Nur die Truppen, die in und um Berlin alarmiert waren, blieben ohne persönliche Führung von Seiten der Gruppe Beck und wurden rasch unsicher. So sollte es sich verhängnisvoll erweisen, dass man sich in der Bendlerstrasse darauf beschränkte, von den Geschäftszimmern aus zu telefonieren und Fernschreiben hinauszugeben. Allerdings war dies auch darin begründet, dass jeder einzelne führende Kopf noch in der Zentrale gebraucht wurde.

Inzwischen war Feldmarschall von Witzleben, der auf dem Lande im Ruhestand lebte, gleichfalls in der Bendlerstrasse eingetroffen. Er war dazu bestimmt, den Oberbefehl über die Wehrmacht zu übernehmen. Mit seiner Unterschrift war um 19.28 Uhr das folgende Fernschreiben hinausgegangen:

I. Innere Unruhen.

Eine gewissenlose Clique frontfremder Parteiführer hat es unter Ausnutzung der gegenwärtigen Lage versucht, der schwer ringenden Front in den Rücken zu fallen und die Macht zu eigensüchtigen Zwecken an sich zu reißen.

II. In dieser Stunde höchster Gefahr hat die Reichsregierung zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung den militärischen Ausnahmezustand verhängt und mir zugleich mit dem Oberbefehl über die Wehrmacht die vollziehende Gewalt übertragen.

III. Hierzu befehle ich:

1. Ich übertrage die vollziehende Gewalt – mit dem Recht der Delegation auf die territorialen Befehlshaber – in dem Heimatkriegsgebiet auf den Befehlshaber des Ersatzheeres unter gleichzeitiger Ernennung zum Oberbefehlshaber im Heimatkriegsgebiet, in den besetzten Westgebieten auf den Oberbefehlshaber West (Ob.Bef. der Heeres-Gruppe B) . . .

2. Den Inhabern der vollziehenden Gewalt sind unterstellt:

- a) sämtliche in ihrem Befehlsbereich befindlichen Dienststellen und Einheiten der Wehrmacht einschliesslich der Waffen-SS, des RAD und der OT.
- b) alle öffentlichen Behörden (des Reiches, der Länder und der Gemeinden), insbesondere die gesamte Ordnungs-, Sicherheits- und Verwaltungspolizei.
- c) alle Amtsträger und Gliederungen der NSDAP und der ihr angeschlossenen Verbände.

3. Die gesamte Waffen-SS wird mit sofortiger Wirkung in das Heer eingegliedert.

4. Die Inhaber der vollziehenden Gewalt sind für die Aufrechterhaltung der Ordnung und öffentlichen Sicherheit verantwortlich. Sie haben insbesondere zu sorgen für:

a) die Sicherung der Nachrichten anlagen, b) die Ausschaltung des SD.

Jeder Widerstand gegen die militärische Vollzugsgewalt ist rücksichtslos zu brechen.

5. In dieser Stunde höchster Gefahr für das Vaterland ist Geschlossenheit der Wehrmacht und Aufrechterhaltung aller Disziplin oberstes Gebot.

Ich mache es deshalb allen Befehlshabern des Heeres, der Kriegsmarine und der Luftwaffe zur Pflicht, die Inhaber der vollziehenden Gewalt bei Durchführung ihrer schwierigen Aufgabe mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu unterstützen und die Befolgung ihrer Weisungen durch die untergeordneten Dienststellen sicherzustellen.

Der deutsche Soldat steht vor einer geschichtlichen Aufgabe. Von seiner Tatkraft und Haltung wird es abhängen, ob Deutschland gerettet wird.

Der Oberbefehlshaber der Wehrmacht gez. von
Witzleben Generalfeldmarschall
AHA/Stab 111/44 g. Kdos. Chefs v. 20.7.44.
Graf Stauffenberg

Am seidenen Faden

Das Fernschreiben Witzlebens, das zwischen 19 und 20 Uhr einging, war die erste scheinbar offizielle Nachricht, die Kluge in La Roche-Guyon erreichte. Es wirkte wie eine Bombe. Denn gleichzeitig mit ihm wurde kategorisch die Rundfunknachricht dementiert und mit aller Bestimmtheit erklärt: «Der Führer ist tot. Alle getroffenen Massnahmen sind beschleunigt durchzuführen.» Fernschreiben und Zusatz hatten bisher nur das Hauptquartier St. Germain erreicht, aber der erste Generalstabsoffizier, Oberst Zimmermann, der jetzt dort die ganze Verantwortung trug, gab sie persönlich und, wie er sagte, «der Wissenschaft halber», nach La Roche-Guyon weiter.

Also war Hitler doch tot! Das Fernschreiben mit der Unterschrift Witzlebens als des neuen Oberbefehlshabers der Wehrmacht machte den stärksten Eindruck auf Kluge. Wenn es so stand, dass Hitler beseitigt war und die Gruppe um Beck und Witzleben wirklich die Macht übernommen hatte, dann brauchte auch er nicht mehr zu zögern. Schliesslich konnte man einem alten Kameraden mehr glauben und vertrauen als einem Propagandaminister und seinem Rundfunk. Die Rundfunknachricht war also Schwindel.

Vor einer Stunde war General Blumentritt in La Roche-Guyon eingetroffen. Damals beurteilte Kluge die Lage noch anders und jedenfalls sehr zurückhaltend. Die Sondermeldung des deutschen Rundfunks lag gerade vor ihm auf dem Schreibtisch, als sich Blumentritt bei ihm meldete. Der Feldmarschall hatte sie genommen, seinem Chef des Stabes gezeigt und, mit der Hand leicht darauf schlagend, gesagt: «Hier ist die erste Meldung des deutschen Rundfunks, der Führer ist nicht tot, es gab nur Verwundete.»

Das war, wie gesagt, gegen 18.30 Uhr. Jetzt, etwa anderthalb Stunden später, stand Kluge ganz unter dem Eindruck des Fernschreibens Witzlebens. Nun glaubte auch er an den Tod Hitlers. Sollte er da nicht doch handeln, wie er mit Falkenhausen besprochen hatte? Ja, die Stunde war offenbar da. Nun galt es, grosse Entschlüsse zu fassen.

Zwischen 19.30 Uhr und 20 Uhr war der Feldmarschall Günther von Kluge drauf und dran, mit den Berliner Widerstandskräften gemeinsame Sache zu machen. In diesem Sinn hat er sich auch um diese Zeit mit General Blumentritt beraten. Man war sich bald klar darüber, hier im Westen zunächst vor allem auf Waffenruhe und Waffenstillstand hinzuarbeiten, so wie es Rommel plante. Was sollte dazu als erstes geschehen? Es gab keine lange Debatte. Vor allem sollte der V-Beschuss gegen England eingestellt werden. Dieser Beschuss mit dem FZG, dem Feldzeuggerät 76, wie der amtliche Deckname lautete, unterstand nämlich dem Oberbefehlshaber West, zu dessen Befehlsbereich ein eigenes Generalkommando für den taktischen Einsatz der V-Waffen gehörte.

In der Nacht vom 15. auf den 16. Juni hatte man nach England zu schiessen begonnen, und dies war ja auch der unmittelbare Anlass gewesen, dass Hitler kurz darauf nach dem Westen kam und seinen Gefechtsstand bei Soissons besuchte. Aber bereits am nächsten Tag war er bekanntlich wieder zurückgefahren.

Die V-Waffe, die auch die hohen Stäbe im Westen mit hochgepannter Hoffnung erwartet hatten, erwies sich als böse Enttäuschung. Man erkannte nämlich sehr bald, dass es sich zwar um ein neues Raketengeschoss von gewaltiger Reichweite, aber niemals um eine wirklich kriegsentscheidende, ja auch nur operative Waffe handelte: das neue Gerät konnte zwar ohne besonderes Risiko auf bisher nie erreichte Entfernungen schiessen, aber bei 300 Kilometer Schussweite hatte es dafür auch etwa 12 Kilometer Streuung. Man vermochte also damit nur grosse Flächenziele zu treffen, aber keine enger begrenzten Häfen, Aufmarsch- oder Versammlungsräume, wie die deutschen Heerführer gehofft hatten. So war auch keine Rede davon, etwa die feindlichen Ein- und Ausladungen oder den Nachschub im Landekopf damit zu lähmen. Nur ein Geistesgestörter konnte von einer solchen Waffe die Wende des Krieges erwarten.

Kluge und Blumentritt waren sich längst darüber im Klaren. Wozu diese ganzen V-Waffen? Es handelte sich doch nur um ein – wenn auch den Engländern recht unangenehmes – Störfeuer auf London und andere zivile Flächenziele in England, nur dazu angetan, den Luftkrieg der Alliierten gegen die deutsche Zivilbevölkerung noch weiter zu verschärfen. So war es naheliegend, dass Kluge die Absicht hatte, als erste Massnahme nach Hitlers Tod das V-Feuer einzustellen. Es war ja doch zwecklos. Mit den Alliierten würde sich dann leichter verhandeln lassen, vor allem auch wegen der Einstellung des Luftkrieges – und diese Einstellung sollte ja der Preis sein, den man für die freiwillige Räumung der Westgebiete verlangen wollte. Diese Räumung war dann die nächste Etappe; auch darüber war man sich einig.

Der Verzicht auf die sagenhafte «Wunderwaffe» ist also die erste Reaktion des Oberbefehlshabers West auf den angeblichen Tod Adolf Hitlers gewesen. Das verdient besonders hervorgehoben zu

werden. Es war die erste Geste des Feldmarschalls von Kluge gegenüber den westlichen Alliierten oder sollte es doch werden. So stark wirkte der Tagesbefehl mit der Unterschrift Witzlebens auf Kluge.

Ja, Kluge war in dieser Stunde bereit, sich anzuschliessen. In Berlin war Revolution, eine Revolution von oben, unter militärischer Führung. Die neue Reichsregierung, die da genannt wurde, bestand nicht mehr aus Nationalsozialisten, sonst hätte ein Witzleben niemals den Oberbefehl über die Wehrmacht übernommen; sie bestand aus dem Generalobersten Beck und seinen Widerstandskräften. Was der neue Oberbefehlshaber der Wehrmacht befahl, war im Übrigen äusserst vernünftig, so vor allem die Massnahme, die Waffen-SS sofort in das deutsche Heer einzugliedern und damit dieser Sonderarmee ein Ende zu machen. Besonders im Westen würde das klare Verhältnisse schaffen und die Heerführung erleichtern. Auch dass man den Sicherheitsdienst beseitigen sollte, entsprach dem persönlichen Wunsche Kluges, wie sicher dem der grossen Mehrzahl des deutschen Volkes.

In dieser Stunde stand Kluge unmittelbar vor dem Entschluss, sich Beck in Berlin bedingungslos zu unterstellen, und zwar mit den gesamten deutschen Truppen im Westen. Es hätte unabsehbare Folgen haben können, wenn dies noch vor dem Eintreffen Stülpnagels geschehen wäre.

Wie ist die wirkliche Lage?

Aber schon wieder rief Oberst Zimmermann an. «Was, zum Teufel, ist wieder los?» fragte Kluge ungehalten, als Blumentritt den Hörer abnahm, um mit Zimmermann zu telefonieren. Nun, ein neues Fernschreiben war eingetroffen. Aber diesmal stammte es nicht von Witzleben, sondern von Keitel, von ihm persönlich unterzeichnet. Das war schwerwiegend; da hatte sich in der «Wolfsschanze» offenbar nichts geändert. Der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht

konnte also noch immer fungieren und jetzt ein Fernschreiben zu allen hohen Kommandobehörden schieben, dass Adolf Hitler noch lebte.

Kluge war sichtlich nervös geworden. Was war da los? Hier ein Tagesbefehl von Witzleben als neuem Oberbefehlshaber der Wehrmacht und hier ein Fernschreiben und ein Befehl von Keitel. Was, zum Teufel, stimmte nun wirklich? Nein, es war doch unmöglich, sich der Bendlerstrasse zu unterstellen, solange man nicht wusste, was da gespielt wurde. Wenn Hitler tatsächlich noch lebte, war es nicht zu verantworten, selbständig zu handeln.

Kluge unterbrach das Gespräch mit seinem Chef Blumentritt, das er bis eben über die ersten Massnahmen geführt hatte. Man musste warten; jetzt durfte nichts Unbedachtes geschehen! Vor allem war, wie gesagt, die Lage zu klären. «Stellen Sie fest», befahl Kluge Blumentritt, «was richtig ist und was falsch. Das muss sich doch machen lassen. Bis dahin bleibt alles beim alten.» «Jawohl, Herr Feldmarschall», sagte Blumentritt, und dann begann er sofort, nach allen Seiten zu telefonieren.

Auch Blumentritt glaubte in diesen Minuten, dass sich die Wahrheit leicht werde feststellen lassen. Man brauchte doch nur abzuheben und die nötigen Fernverbindungen zu verlangen, denn auf das Zauberwort «Führungsblitz» standen sie ja praktisch sofort nach allen Himmelsrichtungen zur Verfügung. So verlangte Blumentritt vor allem die «Wolfsschanze» in Ostpreussen und hatte auch rasch Verbindung. Aber er erreichte weder Keitel noch Jodl, die er vor allem sprechen wollte. Dann verlangte Blumentritt den Stellvertreter Jodls, General der Artillerie Warlimont.

Aber auch dieser war nicht zu erreichen. So dauerte es lange Minuten, in denen am anderen Ende der Leitung immer wieder gesagt wurde: «Augenblick, der Herr General muss noch gesucht werden.» Dann kam nach einer Viertelstunde endlich Bescheid, General Warlimont sei eben in einer Besprechung mit Feldmarschall Keitel und könne im Augenblick nicht telefonieren. War das nicht wieder recht merkwürdig, ja in hohem Grade verdächtig? Kluge wiegte den Kopf, als ihm Blumentritt dieses sonderbare Ergebnis meldete.

In Wirklichkeit war dies aber nur zu begreiflich. Denn gerade am Nachmittag des 20. Juli war ja der Duce zum Besuch nach Ostpreussen gekommen, und Hitler widmete sich Mussolini. Auch Keitel und Jodl waren mit ihren italienischen Gästen beschäftigt. So lief manches nicht so, wie es vielleicht unter normalen Umständen gelaufen wäre. Aber wer im Westen konnte das wissen! Die Zeit drängte und rief nach einer Entscheidung.

General Blumentritt versuchte andere Wege. Wenn man von Ostpreussen keine sichere Auskunft bekommen konnte, vielleicht gab es Nachrichtenquellen in nächster Nähe. In Paris sass zum Beispiel der Oberste SS- und Polizeiführer Frankreich, Gruppenführer Oberg, der Näheres wissen konnte. Blumentritt liess sich mit ihm verbinden. Schon gegen 3 Uhr hatte ja Finckh nach St. Germain die erste Meldung gebracht, und nun, vier oder fünf Stunden später, musste der SS-General bestimmt genaue Nachricht oder Befehle erhalten haben, vielleicht von Himmler oder auch von Hitler persönlich. Zu seinem Erstaunen musste indessen Blumentritt hören, dass auch Oberg im Dunkeln tappte. «Ich weiss nichts, nicht das Geringste», sagte der Gruppenführer am Telefon, «und kenne nur die Rundfunkmeldung, nichts weiter.» War das nicht wieder recht merkwürdig? Da befand sich offenbar auch der Reichsführer SS und sein Stab in mehr oder minder grosser Verwirrung.

Aber noch blieb ein dritter Weg offen. Es war doch anzunehmen, dass man im Oberkommando des Heeres, im Lager «Anna» am Mauersee in Masuren, genauer Bescheid wusste. Vielleicht, dass man von dort endlich die Wahrheit erfahren konnte. Da sass auch der alte la der 4. Armee, der alte Gefährte Kluges und Blumentritts aus dem schrecklichen Winter 1941 auf 1942, General Stieff, als Chef der Organisationsabteilung im Generalstab des Heeres.

Stieff, der konnte es wissen! Es dauerte auch nicht lange, bis ihn Blumentritt erreichte. Stieff erklärte, dass er Bescheid wisse und genaue Auskunft geben könne. Aber was wusste er? Genau das, was weder Kluge noch Blumentritt in dieser Stunde hören wollten: der Führer lebte!

Das stand ausser Zweifel. Gerade in diesem Augenblick waren Offiziere bei Stieff, die Hitler nach dem Attentat mit eigenen Augen gesehen hatten, kaum verletzt, wie sie bezeugten. Die Rundfunknachricht stimmte. Er war ohne irgendeine grössere Verletzung davongekommen. «Aber woher haben Sie denn überhaupt die Nachricht von dem angeblichen Tod des Führers, Herr General?» wollte Stieff noch von Blumentritt wissen. Da schaltete sich Kluge ein, der bisher nur mitgehört hatte, nahm selber die Sprechmuschel und sagte zu Stieff durchs Telefon: «Durch ein Fernschreiben.» «Nein, Hitler lebt.» Stieff betonte es noch einmal. Die Wahrheit stand fest und war auch durch weitere gegenteilige Fernschreiben nicht mehr zu erschüttern.

War das nicht seltsam, dass andere Nachrichtenquellen versagten, nur General Stieff zuverlässige Auskunft gegeben hatte? Wusste der Feldmarschall von Kluge, dass sein alter la jetzt zu den aktiven Widerstandskräften gehörte? Wusste Stieff, was von seiner präzisen Auskunft abhing? Es ist nicht auszudenken, wie die Dinge gelaufen wären, wenn er in dieser Stunde den Tod Hitlers bestätigt hätte. Dann wären wahrscheinlich von Kluge die ersten Befehle gegeben worden, die er eben mit seinem Stabschef besprochen hatte. Aber Stieff sagte als Soldat einfach die Wahrheit; er *meldete*, wie er es gelernt hatte, so war ihm dies in Fleisch und Blut übergegangen. Auch dieser Soldat taugte nicht zum Intrigenspiel der Verschwörung. Schon am 8. August ist er mit Witzleben gehenkt worden.

Nun wusste Kluge im Westen endlich die Wahrheit; er wusste, dass Hitler lebte. Die Bombe Stauffenbergs hatte gezündet, aber offenbar andere Männer getroffen. Das Fernschreiben, das Witzleben als neuer Oberbefehlshaber der deutschen Wehrmacht einschliesslich der Waffen-SS unterzeichnet und hinausgehen hatte lassen, beruhte auf falschen Voraussetzungen. Die Botschaft des Rundfunks war richtig. Gegen die Tatsachen aber half keine Enttäuschung oder Verzweiflung. Nun galt es scharf aufzupassen und keine Unbesonnenheit durchzulassen.

So ist der Feldmarschall Günther von Kluge zum zweitenmal umgefallen. Er hatte sich nicht zu den Widerstandskräften bekannt, als

er Beck gegenüber Farbe bekennen wollte, da ihn zuerst die Rundfunknachricht bestimmte. Dann aber hatte er selbständig handeln wollen, als ihn das Fernschreiben Witzlebens erreichte – und nun, da er die Wahrheit erfahren, schlug er sich wieder auf die Seite des Mannes, von dem er sich eben noch hatte lossagen wollen. Da Hitler noch lebte, das Attentat also missglückt war, gab es für Kluge nichts anderes. In diesem Sinn sprach er auch mit seinen beiden Chefs, General Blumentritt und General Speidel. Er liess sie auch gar nicht weiter zu Worte kommen. Achselzuckend, halb bedauernd und vielleicht auch zum Teil erleichtert, sagte er nur: «Ja, es ist eben ein missglücktes Attentat.» Mit solchen «halben Sachen» wollte er nichts zu tun haben, früher nicht, wie er schon dem und jenem erklärt hatte, und heute noch weniger. Das war ja schon immer sein Standpunkt vor allem Goerdeler gegenüber. Nein, Kluge war kein Rommel. So glaubte er auch nicht daran, dass ein Staatsstreich jemals gelingen könne, wenn Hitler noch lebte. Der Führer und nur der Führer war nun einmal der Abgott der Massen und würde es bleiben.

Gut, dass man den Feldmarschall Sperrle von der Luftflotte, dass man den Militärbefehlshaber bestellt hatte. Sie sollten genau informiert, jeder Unbesonnenheit entgegentreten werden. Es war völlig unmöglich, jetzt noch bei einem Umsturz mitzumachen, mochte man sonst denken und wünschen, was man wollte!

Bis Sperrle und Stülpnagel kamen, hat sich Kluge noch eine Weile mit Blumentritt unterhalten, während Speidel längst wieder in seinem Dienstzimmer sass, Meldungen und Hilferufe entgegennahm und die Front der Heeresgruppe dirigierte. Er trug an diesem Abend die volle Last der militärischen Verantwortung.

Kluge besprach sich also eingehend mit Blumentritt. Der General war, wie schon gesagt, bei der 4. Armee im Osten sein Generalstabschef gewesen, und zwar vierzehn Monate lang in höchst kritischen Zeiten und Lagen. Seitdem verstanden sich beide trefflich, wie

denn die Kameradschaft, in der man Gefahren geteilt hat, sich immer wieder stärker erweist als jede andere Bindung. So ist auch Kluge in dieser halben Stunde noch einmal aus sich herausgegangen. Offensichtlich stand er wie unter einem Zwang, sich auszusprechen; ja, es war beinahe wie eine Beichte, die er jetzt ablegte.

«Blumentritt», so sagte er ungefähr, «Sie wissen ja oder Sie ahnen es, dass zwischen mir und ‚denen da‘ einmal Kontakt bestanden hat. Die Gründe dafür brauche ich Ihnen nicht zu erzählen. Aber das waren Zeiten, in denen man noch hoffen konnte. Heute aber hoffe ich nicht mehr, weil das ja doch keinen Zweck hat.» Und dann erzählte Kluge von dem, was sich vor Kurzem ereignet hatte. Zweimal habe man ihn schon angerufen, unmittelbar nach seiner Rückkehr, und zwar von unbekannter Seite aus dem Reich, wie er sich ausdrückte. Eine fremde Stimme habe am Telefon erklärt: «Herr Feldmarschall, Sie müssen sich jetzt entscheiden.» Da habe er wieder aufgelegt, ohne eine Antwort zu geben. Nach unseren allerdings nur von Gisevius bezugten Kenntnissen jenes Telefonates ist es also nur eine Teilwahrheit gewesen, die Kluge in dieser Stunde zu Blumentritt gesagt hat.

Um diese Zeit, kurz vor 20 Uhr abends, herrschte abendliche Stille in den Gemächern und Sälen des alten Normannenschlosses an der Seine. Es war, als wollte die Zeit noch einmal den Atem anhalten. Nur die Fernsprecher summten noch in den Dienstzimmern der Führungsabteilung und am meisten im Chefzimmer General Speidels unter dem Turm, dem alten Donjon oben auf dem Kreidefelsen, wo jetzt die Abendmeldungen einliefen; in dem saalartigen Zimmer des Oberbefehlshabers war es dafür umso stiller. Kluge kam auch auf die Ereignisse zu sprechen, die nun schon über ein Jahr und länger zurücklagen.

«Im Sommer 43», so erzählte der Feldmarschall Blumentritt, «sind schon zweimal Beauftragte von Beck und Witzleben zu mir gekommen, als ich damals noch in Smolensk sass und die ‚Mitte‘ führte. Diese Beauftragten haben mich für gewisse politische Pläne gewinnen wollen. Ich habe auch einmal länger mit ihnen gesprochen; bei der zweiten Unterredung sind mir aber Bedenken gekom-

men. So habe ich abgebrochen und darum gebeten, mich aus diesem bedenklichen Spiel herauszulassen. Dann sind diese Leute zu Guderian weitergefahren, der damals kaltgestellt war, wie Sie wissen. Aber auch dieser hat sie abgewiesen. Eigentlich hätten wir das ja wohl melden müssen. Aber wer tut das?»

Das erzählte der Feldmarschall von Kluge dem General Blumentritt am frühen Abend des 20. Juli. Er ging weit in seinen Bekenntnissen. Aber er sagte kein Wort von seinem Besuch in Berlin, der von seinem Ordonnanzoffizier Schlabrendorff bezeugt ist, und er verriet auch keine Silbe von den Gesprächen, die er nach den vorhandenen Zeugnissen auch mit Bede, Goerdeler und Olbricht geführt hatte. Er sagte kein Wort über den Anruf Falkenhausens. Auch über den Kontakt mit Goerdeler hat sich Kluge bis zu seiner Todesstunde ausgeschwiegen. Es kann durchaus sein, dass er dies nicht nur aus taktischen Gründen tat, sondern auch deshalb, weil er Blumentritt, den er schätzte, nicht durch eine gefährliche Mitwisserschaft belasten wollte. Die Rücksicht auf die Kameradschaft und die Schonung der anderen war ja überhaupt eines der stärksten Motive bei den Ereignissen des 20. Juli 1944 in Frankreich.

Vor der Entscheidung

Um diese Zeit war General von Stülpnagel mit seinen Begleitern bereits auf dem Wege nach La Roche-Guyon. Man fuhr in zwei Wagen. Im ersten sass neben dem Fahrer Dr. Horst, der Schwager General Speidels, der den Weg zeigen sollte, weil er ihn schon von wiederholten Besuchen kannte, und im Fond Caesar von Hofacker; im zweiten Wagen fuhr Stülpnagel mit seinem persönlichen Ordonnanzoffizier Dr. Baumgart. Wegen der Jabogefahr fuhr man über Pontoise und dann auf einer Nebenstrasse nördlich der Seine. Linstow, der Chef des Stabes, war in Paris geblieben, um dort die Aktion gegen den SD zu überwachen, die Stülpnagel befohlen hatte. Dafür war abgesprochen worden, dass Hofacker den Feldmarschall mit dem Feuer

seiner patriotischen Beredsamkeit auf die Seite der Widerstandskräfte bringen sollte. Ob nun Hitler tot war oder nicht, Stülpnagel hatte im Westen das Zeichen zum Aufstand gegeben, und nun lag es an dem Oberbefehlshaber dieses Kriegsschauplatzes, es aufzunehmen und zu einem Fanal zu machen.

Die Kommandobehörden in Gross-Paris hatten in dieser Stunde bereits Alarm gegeben. Zu der gleichen Zeit, als im Schloss La Roche-Guyon schon abendliche Ruhe herrschte, glich die Kommandantur im Hotel Meurice an der Rue Rivoli einem Bienenstock vor dem Schwärmen. Auch dort war inzwischen die Rundfunknachricht bekanntgeworden, dass ein Attentat auf Hitler verübt worden sei. Kurz darauf hatte eine Bekannte des Generals von Boineburg, eine schwedische Gräfin, angerufen und mitgeteilt, nach den letzten Nachrichten des schwedischen Rundfunks sei nicht nur ein Anschlag verübt worden – in Berlin sei auch schon die Revolution ausgebrochen, so dass man mit einem baldigen Ende des Krieges rechnen könne. Wie ein Lauffeuer verbreiteten sich die widersprechendsten Gerüchte in den Zimmern und Diensträumen.

Da hiess es auch unter anderem, dass die SS gegen Hitler geputscht habe – und das war die Nachricht, die am meisten geglaubt wurde. So leuchtete es auch ein, dass vom Militärbefehlshaber der Befehl kam, die SS und den SD in Paris zu verhaften und festzusetzen.

Endlich hatte man auch den Regimentskommandeur des Sicherungsregiments Nr. 1, Oberstleutnant von Kraewel, gefunden. Aber vielleicht war es nicht einmal ungünstig, dass die Aktion bisher dadurch verzögert wurde. Jedenfalls ordnete Boineburg an, bis zum Einbruch der Dunkelheit damit zu warten – und nicht sofort loszuschlagen, wie es Stülpnagel befohlen hatte. Denn nur so konnte vermieden werden, dass allzuviele Pariser mit eigenen Augen sahen, wie Deutsche Deutsche verhafteten. Ausserdem hatte man noch den Vorteil, dass inzwischen Zapfenstreich war, die Masse der SS- und SD-Männer sich schon in ihren Quartieren befand und dort «in einem Aufwaschen» verhaftet werden konnte.

So brach bereits die Dämmerung herein, als das II. Bataillon des 1. Wachregiments ausrückte. Im abendlichen Paris ist das damals nicht weiter aufgefallen. Im Übrigen war man ziemlich sicher, dass alles klappen werde. Man wäre ja nicht bei den «Preussen» gewesen, wenn die Stosstrupps und Panzerfahrzeuge die ganze Aktion nicht schon in allen Einzelheiten geübt hätten. Auch von der Führung war sie schon durchgespielt worden, und zwar mit allen Möglichkeiten und eventuellen Zwischenfällen. So fiel in Paris bereits der entscheidende Schlag, als General von Stülpnagel noch in La Roche-Guyon mit Feldmarschall von Kluge verhandelte.

Elftes Kapitel

SCHWARZE STUNDEN

Der Abend des 20. Juli war unterdessen hereingebrochen. Nicht nur im alten Reichskriegsministerium an der Berliner Bendlerstrasse, sondern auch auf dem Gefechtsstand der Heeresgruppe in La Roche-Guyon erlebte er eine deutsche Tragödie. In ihrem Verlauf kam es in Frankreich zwar noch nicht zu den Selbstmorden und Exekutionen, die in Berlin diesen Tag so grausig beschliessen sollten – aber auch hinter der Westfront wurde die unheilvolle Entzweiung sichtbar, die schon seit Langem durch das deutsche Offizierskorps hindurchging. Dieser Riss sollte nicht allein zur Vernichtung von vielen Einzelnen führen, die sich gegen Hitler gestellt hatten, sondern schliesslich zur Vernichtung der deutschen Wehrmacht. Zu einem nicht geringen Teil ist sie am Ende Selbstvernichtung gewesen, und war es auch schon am 20. Juli. Wie zerfallen die Wehrmacht in sich war, wie tief entzweit auch in ihren führenden Männern, das sollte an diesem Abend im Reich wie in Frankreich offenbar werden.

Zuerst war der Oberbefehlshaber der Luftflotte 3, Generalfeldmarschall Sperrle, in La Roche-Guyon eingetroffen. Es war kurz nach 20 Uhr abends. Sperrle wusste nichts Neues ausser der Rundfunkbotschaft über die Ereignisse im Reiche, und schien ziemlich verdrossen und unbeteiligt. Er sprach mit Kluge unter vier Augen. Aber nach dieser Besprechung, die kaum eine Viertelstunde dauerte und offenbar keine neuen Gesichtspunkte brachte, empfahl er sich wieder, um nach seinem Hauptquartier in Paris heimzufahren. Der Oberbefehlshaber der Luftflotte 3 hatte im Augenblick andere, für

ihn und seinen Stab offenbar sehr viel dringlichere Sorgen, über die auch seine pompöse Arbeitsstätte im Palais Luxembourg nicht mehr hinwegtäuschte. Die ganze Luftflotte West war jetzt praktisch etwa auf die Stärke eines Geschwaders zusammengeschmolzen und konnte gerade noch über rund 100 einsatzbereite Flugzeuge verfügen. Da war es kein Wunder, wenn am Tage das schwarz-weiße Balkenkreuz am Himmel über dem normannischen Schlachtfeld kaum sichtbar wurde und die Nachteinsätze immer neue Kopfzerbrechen bereiteten. Wie und wo sollte man Schwerpunkte bilden? In der Luft waren die Alliierten zwanzigfach überlegen. Aber gerade deshalb brauchte man jetzt den Generalfeldmarschall persönlich, um die Entscheidung darüber zu treffen, wie die Reste der deutschen Luftwaffe im Westen zweckmässig zu ihren nächtlichen Störangriffen verteilt wurden. So verabschiedete sich Sperrle, ohne die Ankunft des Militärbefehlshabers abzuwarten. Für ihn und seinen Wehrmachtteil hatte sich an diesem 20. Juli nicht das geringste geändert; sein Stab und die Offiziere der Luftwaffe in der französischen Hauptstadt waren in keiner Weise «im Bilde». Auch das hatte Folgen, die beinahe zu gefährlichen Frikationen geführt hätten; beinahe wäre es in Paris zum Kugelwechsel zwischen Heer und Luftwaffe gekommen . . .

Kurz darauf erreichte Stülpnagel mit seinen Begleitern La Roche-Guyon. Es war noch abendlich hell, als die beiden Wagen das grosse Portal passierten und die Herren im Hofe des Schlosses unter den senkrecht aufsteigenden Kreidefelsen ausstiegen. Schweigend gingen sie über die steinerne Freitreppe hinauf in den Vorsaal, wo sich Stülpnagel melden liess. Er wurde mit seiner Begleitung sogleich zu Kluge gebeten. Auf einen Wink seines Oberbefehlshabers blieb Dr. Baumgart, bis jetzt noch immer nicht eingeweiht, bei den Ordonnanzoffizieren im Vorzimmer. Dann betraten die Wissenden, also Stülpnagel selbst, Oberstleutnant von Hofacker und Kriegsverwaltungsrat Dr. Horst den Saal mit den Ahnenbildern, der schon manche geschichtliche Stunde gesehen hatte. Von Kluge in der ihm eigenen, ein wenig betonten Würde, und von Blumentritt kameradschaftlich wie immer begrüsst, nahm der General mit seinen Begleitern Platz.

Auch General Speidel kam einen Augenblick herein, wurde aber bald schon wieder hinausgerufen, da jetzt auf ihm allein die Last der operativen Führung ruhte. So sassen an diesem Abend gegen 20.30 Uhr die sechs Hauptpersonen der Tragödie des 20. Juli in Frankreich noch einmal um einen Tisch: drei, die heute noch leben, nämlich Blumentritt, Speidel und Horst, und jene drei anderen, die ihr Leben zum Opfer bringen mussten, Kluge, Stülpnagel und Hofacker. Kluge war von betonter äusserer Ruhe, während dem Militärbefehlshaber und Hofacker die innere Spannung anzumerken war. Die Entscheidung über die deutsche Zukunft musste in dieser Besprechung fallen.

Nach Blumentritts Bericht hat die dramatische Stunde mit einem hinreissenden Vortrag Caesar von Hofacker begonnen. Er sprach zuerst, etwa 15 Minuten lang, nachdem Stülpnagel gebeten hatte, dass der Oberstleutnant – er war übrigens Reserveoffizier der Luftwaffe und nicht des Heeres – das Wort ergreifen dürfe. Kluge nickte zustimmend. Mit verhaltener Erregung legte nun Hofacker die Karten offen auf den Tisch. Wie immer, wenn es um die Befreiung ging, sprach er mit dem Feuer der Überzeugung. Er schilderte Kluge die Vorgeschichte wie die Leitgedanken der Opposition gegen Hitler und dann sagte er unumwunden, warum man sich schliesslich zu dem Anschlag habe entschliessen müssen: «Angesicht der Lage an allen Fronten blieb keine andere Möglichkeit mehr offen!» Den Plan und die Durchführung des Attentats beschrieb er so eingehend, dass seine Zuhörer wie erstarrt dasassen. «Ich selbst», bekannte er, «bin seit dem Herbst 1943 Verbindungsmann zwischen dem Kreis um Generaloberst Beck und Oberst Graf Stauffenberg und der Pariser Gruppe um General Stülpnagel.» Der mutige Oberstleutnant gab sich völlig in Kluges Hände. Er tat dies freilich auch, weil ihm offenbar Beck von der Besprechung mit Kluge Ende 1943 erzählt hatte.

Der Feldmarschall hörte zu, ohne Hofacker ein einziges Mal zu unterbrechen. Er gab auch kein Zeichen der Zustimmung oder der Ablehnung. Aber gerade dieses Schweigen lastete auf den Versammelten. Die Atmosphäre in dem Raum, der allmählich in der Däm-

merung versank, wurde inzwischen drückend. Umso mehr steigerte sich Hofacker gegen Ende seiner Ansprache. «Herr Feldmarschall», sagte er, sich zusammenraffend und Kluge fest ins Auge fassend, «was in Berlin geschieht, ist nicht das Entscheidende. Sehr viel wichtiger sind die Entschlüsse, die hier in Frankreich gefasst werden. Ich appelliere an Sie im Namen der deutschen Zukunft, dass Sie das tun, was an Ihrer Stelle der Feldmarschall Rommel getan hätte, den ich hier noch am 9. Juli unter vier Augen gesprochen habe. Sagen Sie sich los von Hitler und übernehmen Sie die Führung der Befreiungsaktion im Westen. In Berlin ist die Staatsgewalt auf Generaloberst Beck als vorläufigen Staatschef übergegangen; schaffen Sie nun an der Westfront gleichfalls vollendete Tatsachen. Die Soldaten wie das Volk werden es Ihnen danken. Beenden Sie hier den Krieg, indem Sie Verhandlungen einleiten. Machen Sie hier im Westen Schluss mit dem blutigen Morden, damit das Ende nicht noch fürchterlicher wird, und verhindern Sie damit die schrecklichste Katastrophe der deutschen Geschichte.»

Mit solchen oder ähnlich eindringlichen Worten muss Caesar von Hofacker an diesem geschichtlichen Abend zu Kluge gesprochen haben.

Aber der Feldmarschall zeigte keine Bewegung, nachdem der Oberstleutnant geendet hatte. Er sass mit steinerner Miene in seinem Sessel und betrachtete ab und zu seine Hände. Die Schwankungen der letzten Stunden waren vorüber. Nach der sicheren Nachricht, die er durch Stieff erhalten, hatte er seine Entscheidung bereits getroffen. Er wusste, dass der Oberste Befehlshaber lebte und sich in der «Wolfsschanze» nicht das geringste geändert hatte. Nicht als politischer Kopf, sondern als der taktische Fachmann, der er nun einmal war, also auf Grund der augenblicklichen Lage, fasste er seine Entschlüsse. Da war es mehr, als er verantworten wollte oder nach seinem Charakter verantworten konnte, was dieser Oberstleutnant d. R. von ihm verlangte. So sprang der Altpreuße Günther von Kluge nicht über den Schatten des militärischen Gehorsams. Der in seiner Art ausgezeichnete Militär konnte sich nicht zu dem durchringen, was

Stülpnagel schon getan hatte und Rommel hatte tun wollen. Er hatte der Kameradschaft genügt, als er die ganze Zeit über mitanhörte, was «diese Leute» zu sagen hatten, aber in seiner Entscheidung, auf Grund der augenblicklichen Situation getroffen, konnte ihn auch die feurigste Rede nicht wankend machen, jetzt nicht mehr!

Kluge stand auf und machte einige Schritte, wie um von der kleinen Versammlung Distanz zu gewinnen. Dann wandte er sich ihr von Neuem zu, vollkommen ruhig und überlegen. Während der Rede Hofackers war er offensichtlich die Lage noch einmal durchgegangen, wie man das eben als Militär zu tun pflegt. Er sah keinen Anlass, auf den Appell Hofackers des näheren einzugehen. So sagte er nur:

«Ja, meine Herren, eben ein missglücktes Attentat.»

Kluge hatte für seine Person damit die Bilanz des Tages und des Anschlags gezogen. Es gab für ihn keinen Zweifel mehr darüber, was er wollte und was er zu tun hatte. Aber gerade damit, mit einer solchen Entschiedenheit, hatten die anderen nicht gerechnet.

Stülpnagel wurde abwechselnd rot und blass. Er war schon während der Rede Hofackers unruhig geworden, da er Kluges Gleichgültigkeit fühlte. Was war mit dem Feldmarschall? Vor etwa zwei Stunden hatte er ihn mit Beck verbinden lassen, und die beiden hatten gewiss miteinander gesprochen, wie sie schon früher miteinander gesprochen hatten. So beugte er sich vor und sagte zu Kluge sichtlich befremdet: «Herr Feldmarschall, ich dachte, dass Sie Bescheid wüsten.» «Nein», erwiderte Kluge mit einer gewissen Schärfe, «keine Ahnung habe ich!» Nun war dem Militärbefehlshaber mit einem Schlage klar, dass sich der Oberbefehlshaber West der Befreiungsaktion versagte. Was in Smolensk und Berlin vorausgegangen, war nur eine «unverbindliche Fühlungnahme» gewesen!

Stülpnagel war es auf einmal wie zum Ersticken. Er hielt es nicht länger aus in dem dumpfen Saal, in der kleinen Versammlung. So erhob er sich schnell und ging in den Terrassengarten vor den hohen Schlossfenstern hinaus. Dort blühten die Sommerrosen, die in der

hereinbrechenden Nacht einen Duft wie von einer anderen Welt verbreiteten. Stülpnagel ging weiter, ohne auf sie zu achten. In diesem Augenblick erfüllte ihn nur ein einziger, fürchterlicher Gedanke: alles ist zu Ende. Die Welt der Kameradschaft, auf die er bisher vertraut hatte, brach an diesem Abend zusammen. Was bedeutete noch das Recht und die Ehre des deutschen Namens, die man doch wieder herstellen wollte? Wie ein bodenloser Abgrund tat sich das Nichts auf hinter der leeren Phrase.

Doch eine seltsame Ruhe, so scheint es, kam bald wieder über den Nachkommen alter Soldatengeschlechter. Kam es wirklich allein auf Kluge an? Er trat wieder in das Gemach zurück. Vielleicht ahnte Kluge, welche geschichtliche Tragödie von hier aus ihren Anfang nehmen sollte. Vielleicht wusste er, dass viele Kameraden auch im Vertrauen auf ihn, auf seine früheren Äusserungen gegen Hitler, an der Verschwörung teilgenommen hatten.

Kluge hatte sich entschieden. Er hatte die Lage geklärt, er hatte die Chancen abgewogen. Hitler lebte – das gab den Ausschlag. Der Feldmarschall Günther von Kluge leistete seinen Widerruf. Aber trotzdem: in Paris marschierten bereits die Truppen, die auf Befehl des Militärbefehlshabers, General Karl Heinrich von Stülpnagel, SS und Gestapo festsetzten.

Henkersmahlzeit

«Meine Herren, darf ich zum Essen bitten!» Kluge hatte die übliche gastliche Formel gesagt, als ob nichts geschehen wäre. Man ging in das kleine Esszimmer nebenan. Schweigend setzte man sich wie üblich, zwanglos nach der «Anciennität», um die weissgedeckte ovale Tafel. Die Einladung zum Essen hatte die Aussprache beendet. Aber während die Lähmung bei allen anderen anhielt, schien Kluge aufzuatmen und ass mit Hunger. Vielleicht war ihm ein Stein von der Seele, seit er seine Entscheidung getroffen hatte. Jedenfalls sprach er jetzt lebhaft, unbekümmert und bestritt fast allein die Unterhaltung.

Er erzählte von seinen Frontfahrten und den Erlebnissen bei der Truppe. Er gab Prognosen, wie sich der Grosskampf im Raum von Caen noch weiter entwickeln werde. Das war das einzige Thema, mit dem er sich während des Essens beschäftigte, vielleicht auch seine Zuhörer abzulenken versuchte.

Aber das rein Militärische schien jetzt die kleine Gesellschaft nicht anzusprechen. Sie sass noch immer wie versteinert. Vor allem Stülpnagel und Hofacker hoben den Kopf nicht von den Tellern, auf denen sie die Speisen kaum anrührten, und antworteten nur einsilbig, wenn sie gefragt wurden. General Speidel, den man zum Essen geholt hatte, wurde bald wieder hinausgerufen, da er von den Frontstäben verlangt wurde. Bei Caen und St. Lö tobten blutige Kämpfe. Der Schrei nach Reserve und Nachschub drang durchs Telefon zum Gefechtsstand der Heeresgruppe und musste beschwichtigt werden. Aber wie? Frische Truppen kamen nur tropfenweise, während zahlreiche intakte Gross verbände noch immer untätig in Frankreich lagen, an der Biskaya, am Mittelmeer, auf den Kanalinseln und vor allem in Nordfrankreich. Aber sie wurden von Hitler nicht freigegeben, weil er keinen Entschluss im Grossen zu fassen vermochte. Das alles lastete an diesem Abend auf Speidel. Ausserdem wollten die Oberbefehlshaber und Chefs der Armee wissen, was sich denn, um Gottes willen, in der «Wolfsschanze» ereignet habe. Die Rundfunknachricht hatte wie die Bombe Stauffenbergs eingeschlagen. General Speidel sagte, was er wusste, und verwies darauf, dass noch genauere Nachrichten eingezogen würden. Im Übrigen erklärte er aber, dass die Ereignisse auf die Haltung der Front keinen Einfluss haben dürften: es ging ja um diese Front und war immer in erster Linie um sie gegangen, auch wenn man selbständig handeln und sich von Hitler lossagen wollte. Denn wenn die Front brach, hatte man ja der anderen Seite nichts mehr zu bieten . . . Ganz auf sich allein gestellt, hatte Speidel seine Entscheidungen zu treffen. Er war jetzt nur der Generalstabschef einer schwerringenden Heeresgruppe, nichts anderes.

Das düstere Nachtmahl ging unterdessen weiter. Man hatte Kerzen gebracht, deren Schein die verschlossenen Gesichter flackernd

erhellte. Als General Speidel nach einer Weile wieder hereinkam, war die Stimmung wie in einem Totenhouse geworden.

War es nicht in der Tat eine Art Henkersmahlzeit für Stülpnagel? Er und Hofacker assen und sprachen kaum. Ihre Gedanken waren mit dem beschäftigt, was werden sollte. Ja, was sollte nun werden, um Gottes willen? Der Militärbefehlshaber wandte sich unvermittelt an Kluge und sagte: «Herr Feldmarschal], kann ich Sie noch einmal unter vier Augen sprechen?» Kluge schien einen Augenblick ungehalten, sagte aber dann «bitte» und bat Stülpnagel, indem er aufstand, mit einer Handbewegung ins Nebenzimmer. Nun war es vollkommen still an der Tafel, nur die Kerzen blakten und flackerten im abendlichen Luftzug.

Nach kurzer Zeit aber öffnete sich die Türe wieder und General Blumentritt wurde von Kluge hinausgerufen. Er fand seinen Oberbefehlshaber in heller Empörung. «Blumentritt!» sagte Kluge wütend, «der gesamte SD mit General Oberg soll verhaftet werden oder ist es schon! Das hat Herr von Stülpnagel befohlen! Er hat das vor seiner Abfahrt angeordnet, ohne Rückfrage, ohne Meldung bei seinem Oberbefehlshaber! Das ist doch eine Eigenmächtigkeit ohnegleichen!» Stülpnagel stand schweigend dabei, die Hände auf dem Rücken. Ja, das hatte er getan. Er hatte die Initiative in Frankreich ergriffen, um Kluge mitzureissen, nachdem dieser ja selbst mit Beck gesprochen hatte. Hatte der Feldmarschall nicht schon vor Jahr und Tag wegen eines selbständigen Vorgehens der Feldmarschälle verhandelt? Und jetzt? Es war jedenfalls nicht am Platz, dass Stülpnagel zurückwich oder sich gar entschuldigte.

Aber auch Kluge hatte seine Entscheidung getroffen, und zwar unwiderruflich. «Telefonieren Sie sofort», befahl er mit hochrotem Gesicht seinem Generalstabschef Blumentritt. «Der Befehl muss auf der Stelle rückgängig gemacht werden, sonst kann ich für nichts garantieren, für gar nichts!»

Blumentritt ging und telefonierte im Vorzimmer. Er verbarg seine schweren Sorgen unter einer dienstlichen Miene. Mein Gott, dachte er, was ist da geschehen und was kann da noch passieren! Aber vielleicht war es möglich, noch Schlimmeres zu verhindern.

So war er froh, dass er nach wenigen Augenblicken Oberst von Linstow erreichen und ihm den Befehl übermitteln konnte. Aber da musste er hören, dass es bereits zu spät sei, denn Linstow meldete ihm: «Die Aktion ist bereits im Gang; sie kann nicht mehr abgebrochen werden, da die Truppen schon marschieren.» Da war also nichts mehr zu machen. Niedergeschlagen kehrte Blumentritt zu Kluge zurück und berichtete, was ihm Linstow gesagt hatte. Auch ihm wäre es lieber gewesen, wenn man da noch hätte eingreifen können.

Noch einmal kam es zu einem Ausbruch des Feldmarschalls. «Warum haben Sie mich nicht angerufen?» wandte er sich mit scharfer Stimme an Stülpnagel. «Ich habe Sie ja nicht erreichen können, auch Blumentritt nicht», sagte dieser, «als ich mit ihm telefonieren wollte.» Das stimmte, denn beide waren ja unterwegs gewesen. Aber in Wirklichkeit hatte Stülpnagel selbständig gehandelt, davon überzeugt, dass er das erste Zeichen im Westen geben und Kluge vor vollendete Tatsachen stellen müsse. Er kannte den politischen Zauderer und wankenden Charakter. Aber nach dem, was vorausgegangen war, glaubte er doch, dass man ihn schliesslich mitreißen und für die gemeinsame Aktion gewinnen könne. Allerdings wusste Stülpnagel noch nicht, als er den Verhaftungsbefehl erteilte, dass Hitler lebte. An dieser Tatsache war selbst die feurige Überzeugungskraft Hofackers gescheitert.

Trotzdem wahrte Kluge auch noch in dieser Stunde die Formen. Auf seine Aufforderung hin ging man noch einmal zu dem unterbrochenen Abendessen. Aber jetzt schwieg auch er, nur mit Essen und Trinken beschäftigt. Zu viel war in diesen letzten Stunden geschehen. Nach einer vollkommenen Lähmung der kleinen Runde wurde die Tafel aufgehoben. Es war inzwischen schon gegen 23 Uhr geworden und draussen vollkommen dunkel. Kluge, der Stülpnagel begleitete, als man in den Vorsaal hinausging, sagte nachdrücklich zu ihm: «Sie müssen schleunigst nach Paris zurückfahren und die Verhafteten sofort wieder freilassen. Sie allein tragen die Verantwortung.»

Da war es, dass sich Stülpnagel noch einmal aufbäumte. «Wir können nicht mehr zurück, Herr Feldmarschall», sagte er mit einer

bei ihm sonst ungewohnten Schärfe. «Die Tatsachen haben bereits gesprochen.» Auch Hofacker legte sich noch einmal ins Mittel. «Herr Feldmarschall», wandte er sich mit einem letzten Versuch des kameradschaftlichen Appells an Kluge, «Sie stehen mit Ihrem Wort und Ihrer Ehre im Feuer. Die Ehre der ganzen Armee und das Schicksal von Millionen liegen in ihrer Hand.»

Aber auch dieser letzte Anruf war vergeblich. Da ist wohl das zynische Wort gefallen, von dem Hofacker später noch seinen Pariser Freunden erzählt hat: «Ja, wenn das Schwein tot wäre!» sagte Kluge. Damit meinte er Hitler. Dann setzte er mit einem endgültigen «Nein» seinen Schlusspunkt unter jede weitere Debatte. Das Schicksal Stülpnagels und Hofackers war damit besiegelt, aber auch das gewaltsame Ende Kluges durch diesen negativen Entschluss nicht mehr aufzuhalten. Es dauerte nur noch wenige Tage, da galt auch er in den Augen Hitlers als Verräter.

So ging man nun auseinander, jeder einer dunklen Zukunft entgegen. Was würde die Nacht bringen, der nächste Tag? «Betrachten Sie sich als des Dienstes enthoben», erklärte der Oberbefehlshaber West dem Militärbefehlshaber in Frankreich, als dieser sich abmeldete. Dienstlich konnte der Feldmarschall wohl nicht anders, nachdem er sich für den lebenden Hitler entschieden hatte. «Wir müssen ihm doch helfen», raunte dagegen Blumentritt Kluge zu, denn es ging ihm ganz und gar wider den Strich, dass man dem Ehrenmann und Kameraden von Stülpnagel nichts anderes zu sagen hatte. So konnte man doch nicht auseinandergehen und ihn einfach hängenlassen. Aber Kluge gab keine Antwort.

Trotzdem begleitete der Feldmarschall den Militärbefehlshaber, den er soeben des Dienstes enthoben hatte. Er begleitete ihn nicht nur zur Saaltür, sondern die steinerne Freitreppe bis in den Schlosshof hinunter, wo die Wagen parkten. Unterwegs sagte er noch zu Stülpnagel: «Verschwinden Sie in Zivil irgendwohin.» Aber das war nicht nach dem Geschmack eines Edelmanns von der Art Stülpnagels. Dann war man im Hof bei den Wagen. Der Feldmarschall verneigte sich leicht im Schein der Taschenlampen, die einen Augen-

blick aufblitzten. General von Stülpnagel legte die Hand an die Mütze, bevor er einstieg. Der Wagenschlag wurde zugeworfen, und der Hof lag wieder im Dunkel, als die Fahrer starteten. Feldmarschall Günther von Kluge hatte mit Karl Heinrich von Stülpnagel keinen Händedruck mehr gewechselt.

Zwölftes Kapitel

DIE ÜBERWÄLTIGUNG DER GESTAPO

Um diese Zeit war in Paris schon der Schlag gefallen, der dem deutschen Schicksal eine andere Wendung hätte geben können: Punkt 22.30 Uhr hatten die Stosstrupps des Wachregiments Nr. 1 die Gestapo überwältigt und verhaftet. So konnte um diese Zeit die Aktion in der Tat nicht mehr abgeblasen werden. Und es wäre auch um der deutschen Geschichte willen zu bedauern, wenn man sie in letzter Minute noch abgeblasen hätte; denn nun zeigte es sich zum ersten Male deutlich, wie Heer und Geheime Staatspolizei zueinanderstanden, und ausserdem wurde es offenbar, dass auch die Spitzenfunktionäre eines Terrorsystems nicht standhalten, wenn man sie selber hart anpackt. Die Methode der Überrumpelung und des schlagartigen Überfalls, die sie so gerne gegen Wehrlose anwandten, richtete sich nun gegen sie selbst. Um Mitternacht waren aus ganz Paris die schwarzen Kragenspiegel verschwunden.

Völlig ahnungslos ist das Offizierkorps der Pariser Sicherungsregimenter an diesem 20. Juli nicht gewesen. Es bestand zum grössten Teil aus den letzten Söhnen von Familien, die im Kriege schon hohe Blutopfer gebracht hatten und nun vor dem Aussterben bewahrt bleiben sollten. So befanden sich auch viele Träger alter adeliger Namen darunter. Es bestand keine Widerstandszelle, geschweige denn eine organisierte Widerstandsbewegung in ihren Reihen, aber durch manche Querverbindungen war immerhin einiges von den Plänen und Zielen der Stauffenberg-Gruppe durchgesickert. Der Befehl, die Gestapo zu verhaften, traf so auf den stillen Beifall einer ganzen Anzahl

von ihnen, und zwar nicht nur adeliger Offiziere und Soldaten. Dementsprechend sind sie am Abend des 20. Juli vorgegangen. Wenn die Aktion dann schlagartig gelang, so hing das freilich auch mit der Sorglosigkeit der anderen Seite zusammen. Die Gestapomänner, die sich ihrer Macht sicher glaubten, hatten sich auch durch die Radionachricht von dem Attentat auf Hitler nicht stören lassen und keine Vorsichtsmassnahmen getroffen. Dabei war vom Militärbefehlshaber für Paris Alarmstufe I befohlen, die auch die Gestapo seiner Befehlsgewalt unterstellte. Aber auch das machte sie nicht stutzig. So wurde die Gestapo mit einem Schlag überwältigt.

Es war gegen 22 Uhr, also zur Stunde des Zapfenstreichs. Der Kommandant von Gross-Paris, Generalleutnant Boineburg-Lengsfeld begab sich, von seinen Ordonnanzoffizieren begleitet, auf das «Gefechtsfeld», um die Aktion zu leiten und, wenn nötig, persönlich einzugreifen. Sein Stellvertreter, Generalmajor Brehmer, Blutordensträger von 1923, stellte sich selbst an die Spitze des Stosstrupps, der die obersten SS-Führer verhaften sollte. So wurde der Schlag in Paris nicht vom Schreibtisch aus geleitet. Zur Motivierung war die Parole ausgegeben worden, dass die SS geputzt habe, aber das war nicht für alle Offiziere so wichtig, wie sie später bei ihrer Vernehmung behaupteten. Jedenfalls «rollte» das Unternehmen, über das eine Reihe von Augenzeugenberichten vorliegt, vom Schwung des Heeres getragen, ganz ausgezeichnet.

Wieder war es eine sehr schwüle Nacht, die sich auf die französische Hauptstadt herniedersenkte. Der Kommandant hatte trotz Bedenken darauf verzichtet, eine allgemeine Ausgangssperre zu verhängen, damit überflüssiges Aufsehen vermieden werde. Weder die Pariser noch die zahlreichen Deutschen in Paris merkten viel von den Ereignissen, oder aber sie schenkten ihnen keine grosse Beachtung. Auch wer von dem Attentat im fernen Ostpreussen durch den Rundfunk gehört hatte, mochte keinen Verdacht schöpfen, wenn hier und da Truppen marschierten oder ein paar Panzerspähwagen vorbeirollten. Man lebte nun einmal in kritischen Zeiten. Im Übrigen herrschte

in den Pariser Strassen nach Sonnenuntergang jene abendliche Ruhe, die von dem braven Pariser Bürger so sehr geschätzt wird. Es gab kein Zeichen dafür, dass die andere Seite Wind von der Aktion des Heeres erhalten hatte. Zwischen der Gestapo und der Pariser Wachtruppe bestand keine Verbindung.

Generalleutnant von Boineburg fand das Bataillon befehlsgemäß an der breiten Avenue am Bois de Boulogne angetreten. Die dichten Alleebäume versteckten es vor allzu neugierigen Blicken. In den gegenüberliegenden neuen Häuserblocks am Boulevard Lannes hatte die Gestapo ihre feudalen Quartiere. Durch ihre hohen, noch strahlend erleuchteten Fenster war zu erkennen, dass keine aussergewöhnliche Unruhe in ihnen herrschte. Auch sonst deutete nichts darauf hin, dass die Bewohner gewarnt waren. Die Aussenwachen, meist aus sogenannten «Volksdeutschen» oder den bekannten «Hiwis», Hilfs willigen der Ostvölker, bestehend, bewegten sich langsam und träge hin und her.

Punkt 22.30 Uhr sollte zugegriffen werden. Es war alles so eingeteilt und geübt, dass jeder genau wusste, was er zu tun hatte. Die Soldaten zeigten nicht das geringste Befremden darüber, dass sie die Gestapo überrumpeln sollten. Stosstrupp um Stosstrupp wurde eingewiesen. Wenige Minuten, bevor die Zeiger der Leuchtuhren die halbe Stunde erreichten, trat General von Boineburg auf eine Gruppe zu und fragte einen Soldaten, was er denn über die bevorstehende Unternehmung denke. Er erhielt eine sehr charakteristische Antwort: «Endlich geht es der schwarzen Pest zu Leibe. Dann werden auch wir bald Ruhe haben!»

Das war offensichtlich auch die Meinung der meisten anderen Soldaten. Jedenfalls ist in dieser Nacht keine andere Stimme laut geworden. Nicht die Gestapo selbst in ihrer Gesamtheit, aber jene Methoden, von denen man gelegentlich hörte, wurden vom Heer verurteilt. Auch bei etlichen Männern der Waffen-SS selbst ist es im Übrigen nicht viel anders gewesen – vor allem dann, wenn sie zur SS-Truppe zwangsweise rekrutiert waren.

Kurze, durchdringende Pfiffe tönnten um 22.30 Uhr durch die Nacht. Die einzelnen Stosstrupps auf ihren Kraftfahrzeugen und Spähwagen setzten sich in Bewegung und überquerten den Boule-

vard in verschiedenen Richtungen, um die angegebenen Ziele zu erreichen. Wieder ein Pfiff: man sprang ab. Die Offiziere setzten sich an die Spitze und drangen mit ihren Stosstrupps in die SD-Quartiere. Überall erfolgte der Zugriff beinahe gleichzeitig und überall schlagartig mit vorgehaltenen Pistolen und Maschinenpistolen. Die Überraschung war vollständig. Nirgends brauchten die Wachen und Posten überwältigt oder gar durch Schüsse kampfunfähig gemacht zu werden. Fassungslos streckten sie allenthalben die Waffen. Nur eine einzige Maschinenpistole ist aus Versehen losgegangen, ohne jemand zu treffen, als einer der «Beutegermanen» vor dem eindringenden Offizier salutieren wollte.

Die Aktion lief dann «wie am Schnürchen» weiter. Stosstruppführer stürmten mit vorgehaltener Waffe in die einzelnen Quartiere, stiessen die Türen auf, riefen im scharfen Befehlstone «Hände hoch» und erklärten die Anwesenden für verhaftet. Das wirkte. Dann holte man die SD-Leute zusammen und untersuchte sie auf Waffen. Keiner machte auch nur den Versuch eines Widerstandes. So lohnte es sich, dass vor der Aktion General Brehmer, der Stellvertretende Kommandant von Gross-Paris, energische Befehle gegeben und der Regimentskommandeur unmissverständliche Weisungen erteilt hatte. Im Notfall sollte man rücksichtslos von der Waffe Gebrauch machen, hatte Stülpnagel befohlen. Aber es kam nirgendwo zum Kugelwechsel.

So konnte man bald darauf die Verhafteten abführen. An bestimmten Sammelpunkten standen Lastkraftwagen, um sie abzutransportieren. Das Wehrmachtgefängnis in Fresne war dafür zum grossen Teil geräumt, während ein anderer Teil der Verhafteten nach St. Denis rollte, um in die Kasematten des alten Forts de l'Est eingeliefert zu werden. So sassen etwa 1'200 Pariser Gestapo-Männer um Mitternacht schon hinter Schloss und Riegel. Noch vor Morgenrauen sollte ein Standgericht zusammentreten, um über sie ein «Schuldig» oder «Nichtschuldig» zu sprechen.

Die Dienststelle des Höheren SS- und Polizeiführers Frankreich, Gruppenführer Oberg, lag gleichfalls ganz in der Nähe des Boulevard

Lannes. Generalmajor Brehmer hatte es, wie gesagt, persönlich übernommen, den Gruppenführer zu verhaften. Wegen der immer noch anhaltenden Hitze sass dieser gerade in Hemdsärmeln am Schreibtisch und telefonierte mit Botschafter Abetz, als der General eindrang und die Waffe auf ihn richtete. In heller Empörung sprang Oberg auf und rief, was dieser Unfug bedeute. Brehmer erwiderte scharf, dass die SS in Berlin geputzt habe, und erklärte ihn für verhaftet. Daraufhin leistete Oberg keinen Widerstand und befahl auch seiner Begleitung, die Waffen abzuliefern. Es könne sich wohl nur um ein Missverständnis handeln.

Die höheren SD-Führer in der Avenue Foch wurden von Oberstleutnant von Kraewel verhaftet. Auch er trat so energisch auf, dass niemand Widerstand zu leisten versuchte. Auf seinen Befehl hin rief sogar der SD-Führer vom Dienst seine Kameraden ins Geschäftszimmer, wo sie nacheinander entwaffnet wurden, so wie sie hereinkamen. Gleichzeitig drangen Stosstrupps von einer anderen Seite her in dem Stabsquartier vor und drückten in Richtung auf das Geschäftszimmer. Der ganze Kommandostab des Sicherheitsdienstes in Frankreich war so in wenigen Minuten verhaftet. Es war festzustellen, dass sich in seinen Reihen nur ganz wenige alte Frontsoldaten befanden.

Aber noch fehlte der Chef und Oberste SD-Führer, Standartenführer Dr. Knochen. Einer der Unterführer meldete in betontem Dienst-eifer, dass er sich in einem Pariser Nachtlokal befände, und erbot sich auch, dort anzurufen. Nach diesem Anruf erschien der Standartenführer auch bald darauf pflichtschuldigst auf seiner Dienststelle, wurde aber bereits am Portal von Heersoldaten festgenommen. Auch er übergab seine Waffe widerstandslos an Oberstleutnant von Kraewel. Dann brachte ihn der Regimentsadjutant des Sicherungsregiments in das Hotel Continental in der Rue Castiglione, wo die anderen höheren SS-Führer schon festsassen.

Indessen war es nicht möglich, auch den letzten Mann zu verhaften. Einige jüngere Dienstgrade konnten durch Gärten und Hinterausgänge flüchten. Es gelang ihnen, eine Fernsprechstelle zu finden

und mit dem Divisionskommandeur der 12. SS-Panzerdivision «Hitlerjugend», SS-Oberführer Mayer, zu telefonieren, der seinerseits Sepp Dietrich verständigte. Nach Berichten von damals Beteiligten ist zudem eine SS-Fernschreibstelle unbehelligt geblieben. Über sie setzten sich einige Leute, die der Verhaftung entgangen waren, mit einem Adjutanten Kaltenbrunners vom Reichssicherheitshauptamt in Verbindung und meldeten dort die ungeheuerlichen Ereignisse. Aber es dauerte bis 2 Uhr nachts, bis von dieser Stelle überhaupt eine Antwort erfolgte: so stark war auch in diesem Amt am 20. Juli die allgemeine Verwirrung.

Im Ganzen war aber der Schlag in Paris vollkommen gelungen. Um Mitternacht des 20. Juli 1944 war hier das Tor zu einer neuen deutschen Freiheit weit auf gestossen, und zwar ohne jegliches Blutvergiessen. Die Widerstandskräfte des Heeres waren für eine Weile Herr der Lage. Umso tragischer, dass Kluge versagte. Als die Wagen des von ihm abgesetzten Militärbefehlshabers auf der Rückfahrt von La Roche-Guyon die westlichen Pariser Quartiere erreichten, hätte Stülpnagel triumphieren können: zu derselben Zeit rollten in diesen Vierteln andere Heereswagen, die eben die verhafteten SD-Leute in die Gefängnisse brachten. Aber der Militärbefehlshaber und seine Begleiter waren trotzdem in niedergeschlagener Stimmung. Eine tragische Ironie der Geschichte!

Wenn doch der General geradewegs zu den Wachtruppen gefahren wäre! Das war der Platz, auf den er in dieser Stunde gehörte. Sie hatten Wachen in den geräumten Gestapoquartieren zurückgelassen und Sonderkommandos, die die Papiere und Akten sicherstellen sollten. Die Masse war schon wieder beim Einrücken. Das Hochgefühl, das bei seinen Soldaten herrschte, hätte Stülpnagel sicher noch einmal mitgerissen. Vor allem triumphierten die Offiziere, die mit ihren Männern einen so schnellen und erfolgreichen Handstreich geführt und die Gestapo einfach hinweggefegt hatten. Sie ahnten freilich noch nicht, welche entsetzlichen Folgen gerade dieser Handstreich für den Militärbefehlshaber und seine nächsten Vertrauten haben sollte.

Munter und «aufgekratzt» rückte das zweite Bataillon unter seinem Kommandeur, Hauptmann d. R. Dr. Geske, wieder in seine Unterkunft in der École Militaire. Man hatte sich viel zu erzählen, was einem im gleichförmigen Wachdienst nicht alle Tage passierte. In den Avenue Foch zum Beispiel war ein Stosstrupp mitten in einen Kasinoabend hineingeraten. Die bunte Gesellschaft von Gestapolleuten, die dort beisammensass und zechte, sah jählings die Türen aufgerissen und die dunklen Mündungen von Maschinenpistolen auf sich gerichtet. Der Schreck fuhr den Zechern so in die Glieder, dass nicht nur Gläser umgeworfen und der Wein auf die Tische verschüttet, sondern dass auch Tische umgestossen wurden und die Weinpokale auf dem Boden zerklirrten. Auch eine Batterie von noch nicht entkorkten Flaschen blieb auf dem Schlachtfeld, als die Gesellschaft über die Treppe hinuntergeführt und auf den Wagen verladen wurde.

Im Raphael

Die Geschichte des 20. Juli ist eine solche der Gegensätze, seltsam gemischt aus Hell und Dunkel. Die Gruppe des Widerstands im Stabe des Militärbefehlshabers, die zum grossen Teil aus Beamten bestand, konnte nicht an der Aktion der Wachtruppe teilnehmen, sondern musste sich für die weiteren Massnahmen bereithalten. Sie konnte darum das Hochgefühl der Soldaten nicht teilen. Ja, gerade die Zeit der Überrumpelung der Gestapo brachte für sie zunehmende Spannungen. Nicht einmal genaue Nachrichten drangen zu ihr, als ihre gefährlichsten Gegenspieler sich widerstandslos ergaben und dann in die Gefängnisse abtransportiert wurden. Die kleine Gruppe von Eingeweihten im Raphael durfte nur warten, Vermutungen austauschen, warum sie nichts hörte, und sich für die vorbereiteten neuen Aufgaben bereithalten. Oberst von Linstow hatte Befehl, mit Berlin in ständiger Verbindung zu bleiben, und Freiherr von Teuchert sollte ihn dabei unterstützen. Im Übrigen lauerten sie auf die Entscheidung, die von Kluge getroffen werden musste.

Was geschah um diese Zeit in Berlin? Man kann sich kaum einen grösseren Gegensatz vorstellen zwischen den Ereignissen in der Bendlerstrasse und dem gelungenen Handstreich in der französischen Hauptstadt. Hier die «Truppe der letzten Söhne» im vollen Schwunge des Zupackens und dann im Hochgefühl rascher Erfolge ohne jegliches Blutvergiessen – und dort der Aufstandsversuch gegen 22 Uhr schon im Erliegen, ehe er richtig begonnen hatte. Vor allem muss sich natürlich die Frage aufdrängen, wie sich das Wachbataillon in Berlin verhalten hätte, wenn sich ein entschlossener General an seine Spitze gesetzt hätte, wie dies in Paris der Fall war. In Berlin wurde vom Büro aus befohlen. So kam es, dass sich in Paris das Heer gegen die Gestapo durchsetzte, während sich mit sinkender Nacht in Berlin bereits die Todesschatten über die Männer des 20. Juli verbreiteten.

Auch in Paris verspürte man schon diesen Schatten, aber nur an einer einzigen Stelle, nämlich im Raphael. Es war die kleine Gruppe der Widerstandskräfte im Stab des Militärbefehlshabers, die ihn vor allen anderen merken sollte. Ihrer sechs oder sieben sassen sie, angespannt auf das weitere Stichwort harrend, das ja von Stülpnagel kommen musste, wenn er sich mit Kluge geeinigt hatte. Aber das Stichwort kam und kam nicht. Wie verloren sassen die Männer, die diesen Tag mit allen Fasern erwartet hatten.

Sie waren im Zimmer 405 im Raphael versammelt, in dem sie schon so oft in geheimen Beratungen zusammengekommen waren. Der mittelgrosse, gepflegte Raum im Empirestil steht ihnen heute noch deutlich vor Augen. Hier hatte Walter Bargatzky vor anderthalb Wochen das Schreiben entworfen, um das Rommel Hofacker ersucht hatte; das Schreiben an seinen alten Gegenspieler Montgomery, durch das sich Rommel mit dem britischen Oberbefehlshaber unmittelbar in Verbindung setzen wollte. Aber es war bei diesem Entwurf geblieben.

Als es dunkler wurde, rückte die kleine Gruppe im vierten Stock die Sessel ans offene Balkonfenster. Das Radio war angestellt, denn man wollte jede Botschaft des Rundfunks hören.

Aber noch immer diene dieser, wie man befremdet feststellte, den alten Machthabern. Wo blieb die Proklamation der neuen Reichsregierung, die Ansprache Goerdelers, die Stimme Becks als des neuen Staatschefs? Der Grossdeutsche Rundfunk sandte unaufhörlich heroische Musik, vor allem Wagner. Es gab ausgesprochene Wagnerianer unter der kleinen Gruppe im Zimmer 405, aber jetzt gingen auch ihnen diese pathetischen Klänge auf die Nerven. Wenn eine Sendepause kam, dachten sie: jetzt – jetzt muss es endlich passieren! Jetzt muss einer ans Mikrophon treten und der Welt eine neue Ordnung in Deutschland verkünden. Aber nichts geschah, nicht das geringste. Nur ab und zu kam die Nachricht von dem gescheiterten Attentat in quälender Wiederholung.

Gegen 22 Uhr öffnete sich die Tür. Es war schon so dämmrig, dass man noch eben Linstow erkennen konnte. Brachte er endlich Nachricht von Stülpnagel? Erwartungsvoll war man auf gestanden. La Roche-Guyon? Linstow zuckte die Achseln, nicht eben zuversichtlich. Ja, gewiss, er hatte einmal mit dem Befehlshaber telefoniert, aber es klang mehr hinhaltend, was Stülpnagel sagte: noch sei keine Entscheidung gefallen. Das war gegen 21 Uhr gewesen. Und wie lauteten nun die Berliner Nachrichten? Da erhellte sich das blasse Gesicht Linstows – er hatte wiederholt mit der Bendlerstrasse telefoniert. «Alles verläuft nach Programm; was das Radio sagt, ist falsch», hatte es immer wieder geheissen.

Die Herren im Zimmer 405 erhoben bei diesem Bescheid die Köpfe. Gott sei Dank! Einer von ihnen pfiff. Teuchert hatte in seiner Feldflasche noch alten, echten Kognak gehamstert, den schenkte er nun ein, und man trank auf das Wohl der Kameraden in Berlin.

Eine Welle der Zuversicht ging durch das Zimmer mit den grüngestreiften Tapeten. Es schien doch so, als ob es Stauffenberg schaffen werde; dann war einem auch um Kluge nicht bange. Linstow sollte nur weiter am Telefon ausharren und Nachricht geben, wenn es so weit war. Man hatte Jahre gewartet, und nun lohnte sich das Warten der letzten Stunden. Man stand unmittelbar vor der Entscheidung.

Nach Einbruch der Dämmerung kam dann aber die furchtbare Nachricht. Wieder erschien Linstow. Es war noch kein Licht gemacht, und so erschien er nur wie ein Schatten unter der Tur. Anfangs konnte er überhaupt kaum sprechen, nur Teuchert heranwinken und ihm schwer atmend zuflüstern: «Der Kampf in Berlin geht zu Ende. Es ist alles verloren.» Offenbar hatte der Oberst wieder eine der Herzattacken, die ihn für den Frontdienst untauglich gemacht hatten. Da fuhr einer hoch: woher man das wisse? Der Oberst machte nur eine matte Handbewegung und brachte dann stossweise hervor: «Stauffenberg hat es noch eben telefoniert. Er hat selbst die schreckliche Nachricht durchgegeben. Seine Mörder tobten schon auf den Gängen vor seinem Zimmer.»

Linstow fällt in einen Sessel. Er atmet hastig, flach, mit offenem Munde. Teuchert und Bargatzky versuchen ihn mit einem Schluck Wasser zu beruhigen. Nur jetzt nicht schlappmachen, sagen sie. Nicht daran denken, was auch immer im Reich geschieht – wenn Berlin ausfällt, bleibt ja noch Frankreich –, und hier in Paris ist noch Hoffnung. Hier werden Tatsachen geschaffen, nach denen es kein Zurückweichen mehr gibt. Darüber verhandelt doch Stülpnagel mit Kluge, von dem Feuerkopf Hofacker unterstützt. Hier in Paris wird der Sicherheitsdienst verhaftet. Unter keinen Umständen darf Linstow diese Verhaftungen rückgängig machen! Der Oberst nickt, nachdem er sich wieder etwas erholt hat. Aber er schweigt darüber, dass er inzwischen schon mit Blumentritt telefoniert hat, dass ihm dieser im Auftrage des Befehlshabers sagte, man solle sofort die Aktion gegen die Gestapo abblasen. Da konnte er sich darauf berufen, dass sie bereits im Gange war. Also ist doch noch einige Hoffnung. Der Oberst tastet sich wieder in sein Dienstzimmer zurück und wartet weiter, in sich zusammengesunken.

Die Nacht wird tiefer. Sie wird wie ein Ungeheuer, das immer neue Ungeheuerlichkeiten aus sich hervorbringt.

Dabei gab es bereits kurz vor Mitternacht keine aktionsfähige Dienststelle der Gestapo mehr in der französischen Hauptstadt. Kein Höherer SS- und Polizeiführer fungierte mehr in Frankreich. Der

Stab des Militärbefehlshabers übernahm selbst, wie vorgesehen, den Schutz der deutschen Truppen in den besetzten Gebieten, der allerdings keinen Augenblick ruhen durfte, denn immer wieder kam es zu heimtückischen Überfällen. Aber diesen notwendigen Schutz würde die Truppe selbst besser besorgen als die Gestapo, die sich so oft in ihren Massnahmen vergriff – oder genauer gesagt, die Befehle ausführen musste, die nur noch den Terror gelten liessen. Dabei waren gewiss viele tüchtige ältere Polizeibeamte zwangsläufig mit in die Gestapo übernommen werden, die, wenn sie Familie hatten, nicht einfach von heute auf morgen den Dienst zu quittieren vermochten – auch sie sollte der 20. Juli von ihren Gewissenskrupeln befreien.

Noch vor der Mitternacht war das Reichssicherheitshauptamt im Westen ausgeschaltet und ohne Zentralstelle in Frankreich. Es konnte hier im besetzten Gebiet keine Befehle mehr gegen das Heer oder die Wehrmacht geben und durchführen lassen. Das war es ja auch, was Stülpnagels Verhaftungsbefehl in erster Linie bezweckte. Der Rücken des Oberbefehlshabers West war frei, wenn er sich ganz von Hitler lossagen wollte. Hatte Feldmarschall von Kluge diese Tatsache bedacht? Es scheint, dass er ihr keine Bedeutung beigemessen hat, nachdem Hitler noch lebte.

Im Übrigen beginnt um Mitternacht ein erregtes Telefonieren zwischen den hohen Stäben in der französischen Hauptstadt. Die meisten Soldaten der Wachregimenter schlafen schon wieder, bis auf die üblichen Wachen und Nachtdienste. Ahnungslos sind auch die meisten der Blitzmädchen und Stabsheiferinnen in ihren Quartieren zur Ruhe gegangen, die Männer und Frauen all der zivilen Dienststellen, die sich noch immer in Paris aufhalten. Fühlen sie nicht das Wanken unter ihren Füßen, das nahe Ende der deutschen Besatzung? In Paris marschiert jetzt nicht mehr die siegreiche Wehrmacht: mitten durch die französische Hauptstadt ziehen im sechsten Kriegsjahr geheime Fronten von zwei Parteien unter den Deutschen. Ja, ein geheimer Bürgerkrieg knistert schon in den Leitungen.

Die Fernsprecher summen und dröhnen in diesen Stunden. Nicht nur beim Stab des Militärbefehlshabers wird telefoniert, auch bei der

Botschaft, der Luftwaffe, der Kriegsmarine, beim Stadtkommandanten. Und immer wieder spricht auch der Stab Ob. West, General Blumentritt, und mitunter Feldmarschall Kluge dazwischen. Eine geistige Schlacht wird in den Fernsprechern geschlagen, die fast die ganze Nacht über andauert. Aber auch sonst hat die Nacht vom 20. auf den 21. Juli 1944 kaum ihresgleichen in der deutschen wie in der Pariser Geschichte.

Dreizehntes Kapitel

WAS WUSSTE DER KOMMANDANT?

Was wusste der Kommandant von Gross-Paris über die Konspiration gegen Hitler? Noch im Jahre 1952 hat es eine Reihe von Zeugen der Verhaftungsaktion gegeben, die allen Ernstes behaupteten, von Boineburg-Lengsfeld habe nichts von einem Komplott gehört. Ja, noch in diesem Jahr waren viele Leute der Überzeugung, der General habe nur guten Glaubens gehandelt, als er das ausführte, was ihm der Militärbefehlshaber befohlen hatte. Es wurde ihm ja erklärt, dass die SS beziehungsweise die Gestapo in Berlin geputscht habe, und so war es naheliegend, sie auch in Paris zu verhaften. Der General sei immer loyal gegen den Führer und Obersten Befehlshaber gewesen und damals mit Recht nicht bestraft worden.

Aber in Wirklichkeit war es anders. Um der geschichtlichen Wahrheit willen muss heute festgestellt werden, dass auch der Kommandant von Gross-Paris am 20. Juli 1944 zu den Eingeweihten gehört hat. Auch Boineburg zählte seit Jahr und Tag zu den Mitwissern eines Komplotts gegen Hitler. Freilich zählte er nicht zu den eigentlichen «Verschwörern», weil dazu eine ganz bestimmte Gruppenbildung gehört hätte, aber er war schon seit Langem bereit, mitzumachen und sich an einem Aufstand zu beteiligen, wenn das Zeichen dazu gegeben wurde. Er wusste auch genau, warum er sich dazu entschlossen hatte. Sein Fall ist bezeichnend für die Situation der meisten älteren Offiziere im deutschen Heer, von denen sich die meisten genau so verhalten hätten. Aber freilich wären nicht alle später nach dem Zusammenbruch des Aufstandsversuchs so überlegene Herren

der Situation geblieben. Denn Boineburg verstand es ausgezeichnet, die Zwangslage, in die ihn das Terrorsystem versetzt hatte, mit außerordentlichem Geschick zu meistern. Nur so rettete er sein Leben.

General von Boineburg war trotz seiner damaligen Dienststellung kein Etappensoldat, sondern einer der Frontoffiziere, wie sie gerade im Adel häufig sind. In den Jahren 1940 und 1941 war er der Kommandeur der Schützenbrigade in Rommels berühmter 7. Panzerdivision, der «Gespenster»-Division, in der er sich ausgezeichnet bewährte. Im Spätjahr 1941 kam er von Russland nach Frankreich, um dort eine neue, die 23. Panzerdivision aufzustellen. Und im März 1942, kurz vor dem Abtransport seines Verbandes nach Charkow, trat er zum erstenmal mit dem Widerstandskreis in Verbindung. Oder vielmehr – Männer aus diesem Kreis wandten sich an ihn und fragten, ob er zu einem gemeinsamen Handeln bereit sei.

Damals war Witzleben noch Oberbefehlshaber im Westen. In seinem Auftrag oder doch mit seinem Wissen kam Oberst Elster vom Stab Ob. West zu Boineburg, der damals mit seinem Verband im Raum von Paris lag. Ohne langes Besinnen erklärte der General, dass er selbstverständlich gemeinsame Sache mit der Opposition machen werde, wenn es so weit sei. Bei dieser Absprache ist es dann auch geblieben. Die 23. Panzerdivision wurde bald darauf an die Ostfront verlegt, während Rundstedt Witzleben als Oberbefehlshaber im Westen ersetzte. Rundstedt schimpfte zwar immer gewaltig auf Hitler, aber in seiner Umgebung kam es nicht mehr zu konspirativen Gesprächen.

1942 war ein Jahr schwerer Kämpfe für die 23. Panzerdivision. Boineburg dachte wohl oft an den so notwendigen Widerstand gegen Hitler, aber im Wirbel der harten Kämpfe gegen die Bolschewiken gab es keine weiteren konspirativen Gespräche. In dem furchtbaren Winter vor Stalingrad wurde er durch einen Unfall im Panzer so schwer verletzt, dass er künftighin für den Frontdienst ausfiel. Daraufhin wollte er seinen Abschied nehmen und sich auf sein Gut im Hessischen zurückziehen, aber im Hitlerreich war dies bekanntlich

unmöglich, vor allem in den späteren Jahren des Krieges. So musste der General nach seiner Wiederherstellung weiter Dienst tun. Durch das Heerespersonalamt ist er dann als Nachfolger von General Schaumburg zum Kommandanten von Gross-Paris ernannt worden. Damit kam in kritischer Zeit der rechte Mann an die richtige Stelle.

Es ist wahrscheinlich, dass bei dieser Ernennung auch der Militärbefehlshaber gefragt wurde. Er war damit einverstanden, ja er hat sie sicher befürwortet, denn er wusste, mit wem er es zu tun hatte. Stülpnagel und Boineburg verstanden sich auch ausgezeichnet. Denn beide Generale – der eine vom Typ der Garde, das Einglas noch immer verwegen im Auge, der andere ein hochgezüchteter Generalstähler mit philosophischen Neigungen – waren noch Kavaliere im europäischen Sinne. Dementsprechend verhielten sie sich in Frankreich und waren sich einig in der Opposition gegen Hitler. Im Sommer 1943, als Boineburg dem Militärbefehlshaber einmal Vortrag gehalten hatte, entspann sich, wie der Kommandant später erzählt hat, folgendes bedeutsame Gespräch zwischen den beiden:

Boineburg: «Herr General, besteht denn keine Möglichkeit mehr, das drohende Unheil abzuwenden?»

Stülpnagel: «Diese Möglichkeit besteht, Boineburg. Wollen Sie sich daran beteiligen?»

Boineburg: «Deswegen bin ich gekommen! Wer sind denn die Männer und welche Absicht besteht, eine Wendung herbeizuführen?»

Stülpnagel: «Es ist geplant, Hitler zu beseitigen und eine sofortige Beendigung des Krieges unter einigermassen erträglichen Umständen herbeizuführen. Die Führung in Frankreich habe ich unter Feldmarschall von Witzleben. Weiter beteiligt sind Hoepfner, Goerdeler . . .»

Boineburg: (unterbrechend) «Bitte, Herr General, nennen Sie weiter keine Namen; das würde mich nur belasten. Die Auskunft genügt. . .»

Schon in dieser ersten vertraulichen Unterredung zwischen den beiden Männern ist das Problem des politischen Mordes erörtert wor-

den. Boineburg lehnte ihn ab, wie die meisten Soldaten. Auch Stülpnagel hatte bekanntlich sittliche und religiöse Bedenken, wie später auch Rommel. So erklärte er schon damals, dass er die Einstellung Boineburgs vollkommen verstehe, setzte jedoch hinzu: «Was bleibt aber sonst übrig?» Diese Kardinalfrage ist seitdem nicht mehr zur Ruhe gekommen. Erst im Juli 1944, in einem Augenblick der tödlichen Gefahr für das Vaterland, hat sie die Höllenmaschine des Grafen Stauffenberg auf ihre Weise beantwortet. Aber das geschah bereits nach dem Zusammenbruch der Heeresgruppe Mitte an der Ostfront, was man sich immer wieder vor Augen halten sollte, und angesichts des drohenden Zusammenbruchs in Frankreich. Das Attentat war also eine ultima ratio, der letzte Akt der Verzweiflung.

Im Jahre 1943 ist es noch nicht soweit gewesen. Damals hatte man noch Hoffnung, Hitler ohne Attentat beseitigen zu können. So gab Stülpnagel Boineburg den Auftrag, seinen Stab mit zuverlässigen Offizieren zu besetzen und die Truppe für eventuelle Sonderaufgaben vorzubereiten. Wie sie für diese Sonderaufgaben tatsächlich geschult war, hat sich ja dann am 20. Juli erwiesen.

Die Unterredung Boineburgs mit Stülpnagel im Jahre 1943 hatte ohne Zeugen stattgefunden und ist das persönliche Geheimnis der beiden Männer geblieben. Eine «Konspiration» im üblichen Sinn war überflüssig. Im Übrigen sollte der Kommandant von Gross-Paris noch tiefere Einblicke gewinnen, wie sich der Widerstand gegen Hitler immer mehr ausbreitete. Die grösste Überraschung bedeutete für ihn ein Gespräch mit Rommel in Fontainebleau im Januar 1944. Rommel hatte seinen alten Kriegskameraden allein zum Abendessen geladen und wurde im Laufe der Unterhaltung immer offener. So erfuhr Boineburg, dass der Feldmarschall, den auch er bis dahin für einen treuen Gefolgsmann Hitlers gehalten hatte, den Obersten Befehlshaber der Wehrmacht inzwischen scharf kritisierte. Er glaubte nicht mehr an Hitler, weder als militärischen noch als politischen Führer. Auch seinen Pessimismus im Falle der Invasion brachte Rommel Boineburg gegenüber unverhohlen zum Ausdruck. Er hielt

es damals bereits für unmöglich, bei der deutschen Luftunterlegenheit die Alliierten einfach ins Meer zu werfen oder die besetzten Westgebiete noch lang zu halten.

Auch Stülpnagel zog Boineburg weiterhin ins Vertrauen. Am Nachmittag des 12. Juli wurde er mit seinem Chef des Stabes, Oberst i. G. von Unger, durch die Gräfin Podewils zum Militärbefehlshaber bestellt. Der General eröffnete den beiden Herren ohne weitere Umschweife: «Heute sollte das Attentat gegen Hitler stattfinden. Aus Gründen, die mir unbekannt sind, wurde es aber verschoben. Sie müssen damit rechnen, dass es nun in den nächsten acht Tagen stattfindet. Lassen Sie die genauen Anschriften der Stadtquartiere des Sicherheitsdienstes und der SS feststellen und machen Sie davon eine Liste.»

Es war dies sicher eine ungeheuerliche Eröffnung. So fiel auch der bisher ahnungslose Oberst von Unger förmlich aus allen Wolken. Er nahm das, was Stülpnagel sagte, zwar ohne Widerrede zur Kenntnis, aber dann hatte Boineburg alle Mühe, die Gewissensbedenken seines Generalstabschefs zu beschwichtigen. Auch das muss um der geschichtlichen Wahrheit willen festgehalten werden. Vor allem war da der Fahneid, über den sich der Oberst nicht einfach hinwegzusetzen vermochte. Aber hatte Hitler denn selbst seinen Eid auf die Verfassung gehalten? Nach eingehender Prüfung des Für und Wider und vor allem der Kriegslage überzeugte sich auch Unger davon, dass das Vaterland höher stehe als Hitler – und ausserdem: war es denn schliesslich der Sinn eines vor Gott geschworenen Eides, dass Gottes Gebote weiter mit Füßen getreten wurden? Der Ring der Gewalttätigkeit, der jede Gewissensfreiheit erstickte, konnte nur wieder mit einer Gewalttat gesprengt werden. Dieser Einsicht fügte sich schliesslich auch Unger. In der Nacht vom 20. auf den 21. Juli hat er sich dementsprechend verhalten.

Was aber war mit den Listen der Dienststellen und Wohnungen des Sicherheitsdienstes? Man verzichtete schliesslich darauf, sie schriftlich festzuhalten – und das war sicher das Beste. Im Fall eines Rückschlages wäre dies ein allzu grosses Gefahrenmoment gewesen. Auch ohne Listen wusste der Stab des Kommandanten inzwischen

so gut über die fraglichen Quartiere Bescheid, dass schriftliche Aufzeichnungen überflüssig wurden. Wenn dies doch auch in Berlin geschehen wäre! Die deutsche Gründlichkeit, die selbst bei Komploten eine «papiermässige» Vorbereitung nicht lassen konnte, wurde bekanntlich im Reich vielen Hunderten zum Verhängnis. In Paris war das anders – auch wieder ein Grund dafür, dass dort die Mehrzahl der Eingeweihten und Mitwisser davonging, weil bei den späteren Haussuchungen keine belastenden Unterlagen gefunden wurden. Die Liste der fraglichen Wohnungen des SD wurde also am 20. Juli nur mündlich erstellt, und zwar durch den Kommandeur der Feldgendarmerie. Dem braven Mann hätte es wahrscheinlich das Leben gekostet, wenn dies das Reichssicherheitshauptamt erfahren hätte. Aber das Reichssicherheitshauptamt sass eben nicht einmal in der Etappe, sondern friedensmässig in Berlin.

So standen am 20. Juli an der Spitze der Truppe, die in Paris zapachte, zwar keine eigentlichen «Verschwörer», aber doch Eingeweihte und Mitwisser. Man hatte darauf verzichtet, den Kreis der Widerstandskräfte im engeren Sinne auszuweiten – und das war gut so. Man wusste, im Ernstfall würde man sich auf die wichtigsten Männer verlassen können – und diese wieder fühlten sich einig mit ihren Vorgesetzten, weil sie ihnen vertrauten.

Der Umsturzversuch des Jahres 1944 ist im Übrigen bekanntlich fast ganz allein vom Heere getragen worden. Das Heer wahrte die Überlieferung am besten, und zwar auch im religiösen und sittlichen Sinne. Es war auch gewiss nicht zufällig, dass so viele Widerstandskräfte der alten Aristokratie entstammten. Bewusst und unbewusst war in diesen, noch von einem ritterlichen Gewissen Bestimmten ein gesamteuropäisches Erbe lebendig, und dieses drängte auf eine endgültige Scheidung von Hitler.

Die Führer der Überraschungsaktion gegen den Pariser Sicherheitsdienst am 20. Juli sind sämtlich mit dem Leben davongekommen. Auch das verdient hier besonders vermerkt zu werden. Den verantwortlichen Offizieren wurde kein Haar gekrümmt. Weder Boineburg noch Unger, Brehmer oder Kraewel wurden verhaftet, von dem Ordonnanzoffizier Boineburgs, Graf Arnim, gar nicht zu reden – und

noch weniger von dem Panzeroberleutnant von Breitenbach, früher persönlicher Ordonnanzoffizier des Kommandanten, der gerade an diesem Tag zufällig in Paris war und sich aus reiner Begeisterung einem der Stosstrupps angeschlossen hatte; auch einen solchen Impetus hat es also gegeben. Wenn im Übrigen kein Blut floss, so mag das auch die Korrektheit des Wachregiments beweisen, aus dem kein einziger Mann eine persönliche Rechnung begleichen oder gar seinen Übermut kühlen wollte. Sicher spricht das für die ausgezeichnete Disziplin dieser Truppe noch im Sommer 1944.

Bei der Verhaftung der Gestapo in Paris herrschte jedenfalls rechtmässige Ordnung. Es kam zu keinen Gewalttätigkeiten und Übergriffen. Diese Tatsache hat den beteiligten höheren Offizieren später das Leben gerettet. Auch das muss besonders hervorgehoben werden. Doch auch die Gegenseite, die SS- und SD-Führer, haben sich durchaus menschlich verhalten. Mit ihrer Hilfe wäre beinahe dem Militärbefehlshaber und seinen nächsten Gehilfen beim Umsturzversuch, Linstow und Hofacker, das Leben gerettet worden. Bald nach Mitternacht schien es jedenfalls so. Dann aber hat von Berlin her das Reichssicherheitshauptamt eingegriffen, und zwar offensichtlich auf Grund eines direkten Befehls von Hitler.

Noch denkwürdiger fast als der Aufstandsversuch in Frankreich ist das, was sich nach ihm ereignete. Es übertrifft jeden Kriminal- und Abenteuerroman an Spannung. Dabei gehört es zum Bild dieser Ereignisse, dass immer wieder Kräfte von aussen eingreifen und völlig Unerwartetes eintritt.

Vierzehntes Kapitel

WER PUTSCHT HIER EIGENTLICH?

Noch im Sommer 1944 war Paris ein Dorado für viele Deutsche. Auch noch während der Schlacht in der Normandie gab es dort zahlreiche zivile und militärische Dienststellen aus keinem anderen Grunde, als dass es sie eben schon Jahre vorher gegeben hatte. So lagen am 20. Juli in der französischen Hauptstadt nicht nur vier Sicherungsregimenter des Heeres, sondern auch eine eigene Wachtruppe der Luftwaffe und eine solche der Kriegsmarine. Denn in Paris sass ja nicht nur der Militärbefehlshaber, sondern auch der Oberbefehlshaber der einst so mächtigen, jetzt aber kläglich zusammengeschmolzenen Luftflotte und der Oberbefehlshaber des Marinegruppenkommandos West. Alle diese Generale und Admirale der deutschen Wehrmacht standen jedoch nur in loser Verbindung untereinander und wachten auch während der Normandieschlacht eifersüchtig darüber, dass ihre «Zuständigkeiten» sorgfältig gewahrt blieben. In allen Zeiten und allen Armeen gibt es diese Erscheinungen. Sie hängen nicht mit den Einrichtungen als solchen, sondern mit der menschlichen Beschränktheit und dem Geltungsbedürfnis zusammen, von dem die Geschichte der menschlichen Torheit voll ist.

Seit 1940 hatte der Oberbefehlshaber des Marinegruppenkommandos West am Bois de Boulogne seine Befehlsstelle. 1944 war dies der Admiral Krancke. Krancke hatte sich im Kreuzerrieg als Kommandant der «Scharnhorst» bewährt und eine rasche Karriere gemacht; nun gehörte er zu den Befehlshabern, die mit Grossadmiral Dönitz in besonders enger Verbindung standen. Wie viele ältere Seeoffiziere, die noch die Revolte der Kriegsmarine von 1918 erleben

mussten, hielt auch er sich persönlich dafür verantwortlich, dass sich eine solche Revolte nie wiederholte. Daraus erklärt sich zu einem erheblichen Teil wohl auch sein Verhalten in der Nacht vom 20. auf den 21. Juli. Seine persönlichen Aufzeichnungen sind nach dem Zusammenbruch 1945 den Amerikanern in die Hände gefallen und in dem Buch «Hitler and His Admirals» von Anthony K. Martiensen veröffentlicht worden. Aus ihnen lässt sich sein Verhalten in der tragischen Nacht in allen Einzelheiten verfolgen. Es ist gerade noch an einem Schiessbefehl der Kriegsmarine gegen die Wachtruppe des Heeres vorbeigegangen.

Schon um 21.35 Uhr, also fast eine Stunde, bevor das Sicherungsbataillon die Quartiere der Gestapo angriff, hatte das Marinegruppenkommando West den folgenden Tagesbefehl von Grossadmiral Dönitz erhalten:

Männer der Kriegsmarine!

Der verräterische Attentatsversuch auf den Führer erfüllt jeden und alle von uns mit heiligem Zorn gegen unsere verbrecherischen Feinde und ihre Mietlinge. Göttliche Vorsehung ersparte dem deutschen Volk und der Wehrmacht dieses unbeschreibliche Unglück. In der wunderbaren Bewahrung unseres Führers sehen wir aufs Nue die Bestätigung des Rechtes unserer Sache. Lasst uns noch mehr als bisher uns um unseren Führer zusammenschliessen und mit all unserer Kraft kämpfen, bis der Sieg unser ist.

gez. Dönitz
Grossadmiral

Man kann sich lebhaft vorstellen, wie Admiral Krancke in seinem Pariser Hauptquartier aufhorchte, als ihn dieser Tagesbefehl seines Oberbefehlshabers erreichte. Was war da vorgefallen? Der Inhalt des Fernschreibens bedeutete jedenfalls Alarm für die Kriegsmarine im Westen und für den Stab des Marinegruppenkommandos besonders. Ausser der Rundfunkbotschaft hatte der Admiral bis 21.30 Uhr noch

nichts Genaueres über den Anschlag gegen Hitler erfahren. So liess er sich auf der Stelle mit Grossadmiral Dönitz in «Koralle», dem Befehlsstand der Seekriegsleitung in der Nähe von Potsdam, verbinden. Da hörte er, dass Hitler wohlauf sei, dass aber in Berlin verschiedenes nicht stimme. «Seien Sie auf der Hut», sagte der Grossadmiral zu Krancke, «und nehmen Sie Befehle nur von mir persönlich an oder von Hitler. Alle anderen Weisungen oder Nachrichten sind verdächtig.»

Der Admiral wusste nun, was er im Sinne seines Oberbefehlshabers zu tun hatte. Da war aber noch der Oberbefehlshaber West, mit dem er sich unbedingt in Verbindung setzen musste. Das Marinegruppenkommando unterstand Kluge zwar nicht direkt und er konnte ihm auch nichts befehlen, wenn dies Hitler nicht ausdrücklich genehmigte, aber man sollte doch schliesslich zusammenarbeiten. So liess sich Krancke sofort nach dem Telefonat mit «Koralle» auch mit Kluge verbinden. Er erreichte schnell den Gefechtsstand der Heeresgruppe, aber der Feldmarschall war im Augenblick nicht zu sprechen. Er sass, wie wir wissen, gerade zu dieser Zeit in der Besprechung mit Stülpnagel und Hofacker und wollte dabei nicht gestört werden. Aber das konnte der Admiral natürlich nicht wissen und es ist ihm auch nicht gesagt worden. Dass sich Kluge nicht sprechen liess, erschien ihm befremdend. Sein Argwohn war wach geworden, er liess sich auch nicht beruhigen, als General Blumentritt bald darauf anrief und sich nach seinen Wünschen erkundigte. Zudem hatte das Marinegruppenkommando inzwischen das Fernschreiben Witzlebens erhalten, das diesen als neuen Oberbefehlshaber der Wehrmacht bezeichnete. So fragte der Admiral ziemlich ungehalten, ob man denn dieses Fernschreiben nicht kenne, es sei doch in höchstem Grade verdächtig. «Ich habe inzwischen mit dem Grossadmiral gesprochen», sagte er weiter, «und weiss, dass diese Erklärungen und Befehle falsch sind.» Das musste Blumentritt selbstverständlich bestätigen. In La Roche-Guyon hatte man unterdessen genauere Nachricht über die jüngsten Ereignisse auch noch durch den stellvertretenden Chef des Wehrmachtsführungsstabs, General Warlimont, erhalten.

Eine halbe Stunde später wusste Admiral Krancke noch besser Bescheid. Da kam nämlich ein neues Fernschreiben von «Koralle», das folgendermassen lautete:

23 Uhr

Rundruf vom Grossadmiral.

- a) Hier hat eine Militärverschwörung einer Generalsclique Fromm-Hoepfner stattgefunden.
- b) Reichsführer SS Himmler ist zum Befehlshaber des Heimattheeres ernannt worden.
- c) Die Kriegsmarine erhält Befehl, sich in Alarmbereitschaft zu halten.
- d) Befehle, von Kommandobehörden des Heeres gegeben, sind nicht zu befolgen.
- e) Befehlen des Reichsführers SS ist von Seiten der Kriegsmarine Folge zu leisten.

Lang lebe der Führer!

Der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine

Grossadmiral Dönitz hatte damit als erster der Oberbefehlshaber der deutschen Wehrmacht eindeutig zu den Ereignissen Stellung genommen. Er hatte Front gemacht gegen das Heer und dem Reichsführer SS Befehlsbefugnisse über die Kriegsmarine eingeräumt. Denn das Heer war es, das offenbar in Berlin putschte. Seinen Oberbefehlshabern und kommandierenden Admiralen hatte Dönitz klare Befehle gegeben, so dass sie wussten, wie sie sich zu verhalten hatten. Die Kriegsmarine war ja vom 20. Juli ganz und gar überrascht; es gab keine Widerstandskräfte unter den Seeoffizieren, was allerdings auch deren Dienst auf See und auf Schiffen bedingte.

Nur ein einziger höherer Marineoffizier im Westen hatte eine andere Meinung von den Ereignissen, der Vizeadmiral Friedrich Ruge, aber auch er nur infolge besonderer Umstände. Ruge war nämlich im Spätjahr 1943 als Marinesachverständiger zum Stab der Heeresgruppe B kommandiert worden und stand seitdem mit dem Heer in enger Verbindung. Feldmarschall Rommel hatte ihn bald zum

Freund und Verehrer, dann auch zum Verbündeten gewonnen. Aber der Vizeadmiral hatte keine Kommandogewalt über Flottenverbände oder Marinetruppen; er war nur «Der Admiral bei der Heeresgruppe B», wie seine offizielle Dienstbezeichnung lautete, also der fachmännische Referent und Berater für den Seekrieg und alle Angelegenheiten, die Heer und Kriegsmarine gemeinsam betrafen. So hatte er auch keinen Einfluss darauf, dass sich Admiral Krancke in dieser Nacht zu Schritten entschloss, die beinahe zu einem Schiesskrieg zwischen den beiden Wehrmachtteilen geführt hätten. Sie bilden ein besonderes Kapitel in der Geschichte des 20. Juli in Paris.

Auch die Luftwaffe war an diesem tragischen Tage durchaus nicht im Bilde. Auch zwischen ihr und dem Heer wäre es um Mitternacht in Paris um ein Haar zu Zusammenstössen gekommen. Die Luftwaffe und ihre höheren Offiziere hatten indessen Verständnis für die aussergewöhnliche Lage.

Alarm bei der Luftwaffe

In Paris gab es, wie schon gesagt, nicht nur Marinetruppen in Stärke von einigen 5'000 Mann, die sich allerdings zu erheblichen Teilen aus kampfuntauglichen alten Wachmännern zusammensetzten – es gab auch noch eine Wachtruppe der Luftwaffe. Dem Geltungsbedürfnis Görings entsprechend bestand seit 1940 eine eigene Luftwaffenkommandantur mit dem entsprechenden Kommandanten.

Im Jahre 1944 war dies der General der Flieger Hanesse, ein alter Weltkriegsflieger, der auch die wichtige Aufgabe hatte, die Luftwaffenfertigung in Frankreich zu überwachen. In seinem Stab befanden sich keine Widerstandskräfte, wie sich ja überhaupt die Luftwaffe kaum an dem Widerstand gegen Hitler beteiligte. Das war insofern verständlich, als sie ja ihren raschen Wiederaufbau vor allem den Männern des Dritten Reiches verdankte. Oberstleutnant von Hofacker, der zur Luftwaffe gehörte, war die Ausnahme.

Am 20. Juli war der Generalquartiermeister der Luftwaffe, Generalleutnant von Griegern, wieder einmal im Westen, um sich über die Versorgungslage ein Bild zu machen. Nach den Besprechungen, die den ganzen Tag über anhielten, hatte der Luftwaffenkommandant Hanesse seinen Gast zu einem gemeinsamen Essen im Haus der Flieger in der Rue du Faubourg St. Honore geladen. Es ging bei diesen Dienststellen eben weiter wie in den Jahren, da man noch nichts von einer Invasion der Alliierten in Frankreich gewusst hatte; ein solches Beharrungsvermögen gehört nun einmal zu allen Besatzungsmächten.

Für die Pariser Stäbe der Luftwaffe war der 20. Juli wie jeder andere Tag verlaufen. Von dem bevorstehenden Attentat wie von dem erfolgten Anschlag ahnten sie nicht das geringste. So hatte auch Hanesse bis 19 Uhr noch keine Nachricht. Erst im Hause der Flieger, kurz vor dem Empfang seines Gastes, hörte er von den Ereignissen. Aber er sah keinen Anlass, das Essen abzusagen, da es ja hiess, dass der Führer nur unerheblich verletzt sei. So begann gleich nach dem Eintreffen Griegerns die vorbereitete Tafel. Aber kaum hatte man sich niedergelassen, da wurde Hanesse schon wieder zum Fernsprecher gerufen. General Koller, der Chef der Luftflotte, war am Apparat und sagte: «Sie dürfen von keiner Seite mehr einen Befehl annehmen, ohne dass Sie vorher bei der Luftflotte rückfragen. Der Feldmarschall hat dies persönlich befohlen.» Auch die Luftflotte war also bereits gewarnt.

Ein dunkler Schatten fiel über die Tischgesellschaft im Haus der Flieger. Was war geschehen? Das Attentat und seine möglichen Ursachen und Folgen waren nun das einzige Thema der Unterhaltung. Überhaupt konnte man sich der Tafel nicht lange erfreuen, denn schon wieder wurde Hanesse am Fernsprecher verlangt. Von der Luftflotte erhielt er Befehl, sich sofort in sein Quartier zu begeben und dort zur Verfügung zu halten. Generalleutnant von Griegern wurde gleichzeitig zum Stab der Luftflotte gebeten. Wahrscheinlich hingen diese Befehle mit dem Anschlag auf Hitler zusammen. Ob der Aufstandsversuch auch auf Paris und den Westen übergegriffen

hatte? Gegen 23 Uhr nachts erreichten Hanesse merkwürdige Meldungen, die er sich nicht erklären konnte. Sie kamen aus nächster Nähe.

Auch in Paris war es offenbar nicht mehr geheuer, nicht nur in Berlin und in Ostpreussen. Aber hatte die Unruhe hier nicht ganz andere Gründe? Die Luftwaffenkommandantur wurde aufgeregt angerufen und Meldung erstattet, dass Maquisards in deutschen Uniformen eine ganz in der Nähe liegende deutsche Dienststelle überfallen hätten. Es stellte sich heraus, dass es sich um das Quartier des Sicherheitsdienstes in der Rue de Saussaies handelte, im französischen Innenministerium, dicht beim Hause der Flieger. Die Eindringlinge hatten nach der vorliegenden Meldung die Unterkunft widerstandslos besetzt, nachdem sie die französische Polizei, die sie bewachte, einfach nach Hause geschickt hatten. Das war ja eine unerhörte Geschichte! Aber man konnte wohl kaum verlangen, dass französische Polizisten ihr Leben für die deutsche Gestapo aufs Spiel setzten, wenn sich diese nicht selber wehrte, und das hatte sie offenbar unterlassen. Wenn dergleichen schon mitten in der französischen Hauptstadt unter den Augen der deutschen Besatzung geschehen konnte, dann war das ein höchst bedenkliches Zeichen!

General Hanesse traf sofort die notwendigen Massnahmen. Er hatte keine grössere Truppenmacht zur Verfügung, aber er liess die Stabskompanie alarmieren, die in der Nähe der Madeleine lag; auch für die Fliegerunterkunft an den Champs Elysées wurde Alarm befohlen. Die Eindringlinge mussten unverzüglich wieder vertrieben werden. Dazu sollten die Flieger von den Champs Elysées, die Stabskompanie von der Madeleine aus konzentrisch angreifen, um so den festgenommenen SD wieder herauszuhauen. Bald waren die Truppen angetreten. Maschinenpistolen und Handgranaten konnten ausgegeben werden. In einer halben Stunde, so erklärte der Kompaniechef der Wachkompanie tatendurstig, sei der ganze Spuk wieder vertrieben.

Aber so weit sollte es doch nicht kommen. Die Flieger konnten noch eben angehalten werden, ehe sie zum Angriff übergingen. Ihr Antreten auf der Strasse war nicht verborgen geblieben und wurde von einer Streife an Oberst von Unger gemeldet. Man kann begrei-

fen, dass ihn diese Meldung in Aufregung versetzte. Gleich darauf läutete der Fernsprecher bei General Hanesse Sturm: «Hier Unger», rief es am anderen Ende der Leitung, «Herr General, lassen Sie Ihre Leute sofort wieder einrücken; es sind ja keine Maquisards in der Rue de Saussaies, sondern unsere Soldaten, deutsche Soldaten des Heeres.» Hanesse war zunächst sprachlos. Dann fragte er: «Wie kommen Sie denn dazu, eine deutsche Dienststelle zu überfallen und zu besetzen?» Der Oberst und Stabschef des Kommandanten schien nicht geneigt, lange Erklärungen abzugeben. So sagte er nur kurz angebunden: «Im Laufe der Nacht werden Sie noch mehr eigenartige Dinge hören.» Dann war das Gespräch schon wieder zu Ende.

General Hanesse wunderte sich erheblich. Aber er kannte und schätzte Unger und sagte sich, dass dieser schon seine Gründe haben werde. Wahrscheinlich stand die Aktion mit dem Attentat in Verbindung. Doch zunächst dachte er durchaus nicht, dass es das Heer war, das in Paris putschte. Er liess die Luftwaffensoldaten und die Stabskompanie wieder einrücken, doch beschäftigten ihn die «merkwürdigen Dinge», von denen Unger gesprochen hatte, noch weiter. Sollte wirklich etwas nicht stimmen? Da musste man sich Klarheit verschaffen. Da es um den SD ging, lag es nahe, mit dem Höheren SS- und Polizeiführer Frankreich zu telefonieren. Der musste ja wissen, worum es sich handelte. Also liess sich Hanesse mit der Dienststelle Oberg verbinden und wollte den Gruppenführer sprechen. Aber zu seinem masslosen Erstaunen hörte er nur eine energische Stimme am Telefon, die kurz angebunden erklärte: «Hier wird heute nicht verbunden. Ende.» Das wurde ja immer schöner! General Hanesse verlangte noch einmal Oberst von Unger und ersuchte dringend um eine Erklärung. Aber auch jetzt war die Antwort so kurz und ausweichend wie möglich: «Herr General, Befehl vom Militärbefehlshaber. Mehr kann ich nicht sagen!»

Das Telefonieren ging weiter. Hanesse telefonierte mit Koller, um ihm zu melden, was er erfahren – oder vielmehr nicht erfahren hatte. Auch der Chef der Luftflotte wurde nun hellhörig. Er rief sofort St. Germain an, wo er Oberst Zimmermann erreichte. Aber auch dieser

hatte offenbar keine Ahnung, da er nur etwa das Folgende sagte: «Das mit dem Befehl des Militärbefehlshabers kann stimmen. Aber dann fiel General von Stülpnagel wahrscheinlich einem Missverständnis zum Opfer. Ich lasse das aufklären und gebe Ihnen dann Nachricht. Befolgen Sie in der Zwischenzeit nur keine Befehle von Witzleben oder Hoepfner.

Auch Oberst Zimmermann war aus allen Wolken gefallen. Durch den Anruf erfuhr er zum ersten Male von den Pariser Ereignissen; sonst war noch keine Nachricht zu ihm gedrungen. Aber vorläufig ahnte er nur, was sich da abspielte. In immer grösserer Sorge um die, wie er meinte, unbesonnenen Kameraden, versuchte er einzugreifen, um Schlimmeres zu verhindern. Er war der rangälteste Offizier des Oberkommandos West und damit verantwortlich, solange Blumentritt unterwegs war. Nach den letzten Nachrichten, die er erhalten hatte, war die Aktion in Berlin bereits dem Zusammenbruch nahe, da durfte nun in Paris seiner Meinung nach unter keinen Umständen geputscht werden. Aber ein kleiner Putsch hatte wohl schon auf Befehl Stülpnagels begonnen.

General Koller telefonierte inzwischen Näheres über die jüngsten Pariser Ereignisse. So weit war es also schon. Der ganze Sicherheitsdienst war verhaftet. Verhaftet waren auch sämtliche SS- und SD-Führer mit Oberg und Dr. Knochen. Wer, um Gottes willen, hatte das nur befohlen? fragte Zimmermann. Der Militärbefehlshaber? Aber warum denn? Stand das vielleicht im Zusammenhang mit dem Attentat auf den Führer? Das müsse er annehmen, meinte Koller. Ob das mit den mysteriösen Verhaftungen aber auch stimme, wandte dann Zimmermann ein. Bei der kritischen Lage an der Front neigten die Leute manchmal dazu, weisse Mäuse zu sehen. «Es stimmt; es stimmt nur allzu genau!» erwiderte Koller, «Sie brauchen nur General Hanesse auf der Luftwaffenkommandantur anzurufen, der ist darüber genau im Bilde.»

So ging das nächtliche Telefonieren weiter. Zimmermann sprach mit Hanesse und fand bestätigt, was er befürchtet hatte.

Die Nachrichten stimmten in allen Einzelheiten; ein Irrtum war ausgeschlossen. «Danke, Herr General», sagte der Oberst, bevor er einhängte, «es wird nicht leicht sein, das wieder einzurenken.» Nur schwer konnte Zimmermann einen derben Fluch unterdrücken, nachdem er den Hörer auf die Gabel gelegt hatte. Das war eine ganz verdammte Geschichte!

Inzwischen zeigte die Uhr schon zehn Minuten vor Mitternacht. In St. Germain hatte man unterdessen die verschiedensten Nachrichten, aber noch keine authentische Meldung von Seiten des Militärbefehlshabers. Und was war in Ostpreussen, im Führerhauptquartier? Der Ordonnanzoffizier des Wehrmachtsführungsstabes, Major i. G. Friedel, hatte wie eine Pythia orakelt, als ihn Ob. West anrief und Näheres wissen wollte: «Der amtlichen Rundfunkmeldung ist nichts hinzuzufügen.» Konnte oder durfte er nicht mehr sagen? Aber dann kam das Fernschreiben, dass Hitler den Reichsführer SS zum Befehlshaber des Ersatzheeres ernannt hatte. Die «Version» mit dem SS- oder Gestapo-Putsch konnte also keinesfalls stimmen. Aber was stimmte nun wirklich? Zimmermann hatte bisher keinen Befehl oder auch nur eine Weisung in dieser Sache von seinem Oberbefehlshaber, also konnte er nur auf Grund seines gesunden Menschenverstandes eingreifen – wie auf Grund all der Nachrichten, die er inzwischen erhalten hatte. Nach diesen Nachrichten war aber der Putsch in Berlin schon wieder zusammengebrochen. Man musste die Konsequenzen daraus ziehen, auch wenn man persönlich mit den Widerstandskräften sympathisierte.

Um Mitternacht ergriff Zimmermann wieder den Hörer und liess sich mit dem Stab des Kommandanten verbinden. Er erreichte Oberst von Unger. «Wer», fragte er, «Herr von Unger, hat einen derartigen Befehl gegeben?»

v. Unger: «Der Militärbefehlshaber.»

Zimmermann: «Da existiert aber doch noch ein Oberbefehlshaber West, mit dem man sich vor derartigen Massnahmen in Verbindung setzen müsste.»

v. Unger: «Herr Zimmermann, das wäre Sache des Militärbefehlshabers gewesen. Wir können doch nicht jeden Befehl, der von oben

kommt, nachprüfen. W i r haben nur zu gehorchen. Erst kürzlich hat ein Führerbefehl wieder in scharfer Form darauf hingewiesen.»

Zimmermann: «Na, lieber Herr von Unger, wenn Sie sich da nur nicht in die Nesseln gesetzt haben.»

Zimmermann wollte indessen die Kameraden nicht kritisieren. Es ging ihm in dieser Stunde darum, den Rückzug zu decken. Er übersah von St. Germain aus ja auch am besten die Lage. Dementsprechend hat er sich in dieser kritischen Situation verhalten. Für alle Beteiligten war die höchste Gefahr im Verzüge.

Wer hat diesen Befehl gegeben?

Oberst Zimmermann telefonierte weiter. Vielleicht, so hoffte er, war doch noch dies und jenes zu retten. Er selbst gehörte, wie schon gesagt, ebensowenig zu den erklärten Widerstandskräften wie sein Chef Blumentritt, aber auch er wusste viel von dem, was sein Chef wusste, vor allem von den Gesprächen mit Rommel und Speidel. Auch er war davon überzeugt, dass politische Schritte getan werden, dass Friedensverhandlungen eingeleitet werden müssten, so wie sie Ludendorff nach dem 8. August 1918 verlangt hat. Notfalls musste auch Hitler zur Abdankung gezwungen werden, nachdem er den Krieg praktisch bereits verloren hatte.

Aber Zimmermann meinte, was immer geschah, das sollte nicht über den Oberbefehlshaber West hinweg geschehen. Demgemäss verhielt er sich auch um die Mitternachtsstunde, wie seine Eintragungen in das Kriegstagebuch beweisen. Nach dem Ferngespräch mit Unger telefonierte er auch mit Linstow. Das Gespräch hatte folgenden Wortlaut:

Zimmermann: «Herr von Linstow, ich muss Sie fragen, wer hat diesen Befehl gegeben? Sie?»

v. *Linstow:* «Ich habe nur den Befehl meines Oberbefehlshabers weitergegeben, der beim Feldmarschall ist, wie Sie wissen.

Zimmermann: «Ich glaube, es ist alles ein grosser Schwindel. Woher stammt denn nun dieser Befehl an den Oberbefehlshaber?»

v. Linstow: «Aus Berlin selbstverständlich.»

Zimmermann: «Aber von welcher Stelle? Von der rechtmässigen oder der unrechtmässigen?»

v. Linstow: «Ich verstehe Sie nicht.»

Zimmermann: «Es kann nur eine Stelle rechtmässige Befehle erteilen.»

v. Linstow: «Ich finde mich nicht mehr zurecht in diesem Durcheinander.»



Das Hin und Her in den Fernsprechern ging weiter. Während die Truppen des Wachregiments schon wieder einrückten und zur Ruhe übergingen, waren immer mehr führende Offiziere in den höchsten Pariser Dienststellen hellwach geworden. Man beriet, konferierte und telefonierte. Der Verbindungsoffizier der Kriegsmarine beim Oberkommando West, Kapitän König, goss Öl ins Feuer, als er Admiral Krancke pflichtgemäss meldete, alle Nachrichten von einer Berliner Revolte seien ebenso falsch wie die Gerüchte vom Tode Hitlers. Der Admiral konnte dem Kapitän erwidern, dass er über die Lage genau informiert sei, und zwar durch den Grossadmiral persönlich. Allein nach dessen Befehlen werde er handeln.

In Paris gab es auch noch ein Verbindungskommando der Kriegsmarine zum Kommandanten. Genau um Mitternacht hatte es folgenden Rundspruch durchgegeben:

«Heute Nacht erhöhte Alarmbereitschaft. Achtung auf möglichen Anschlag. Sofort Feuer eröffnen.»

Zugleich oder wenig später lief eine telefonische Meldung der Marineverbindungsstelle ein, die folgendermassen lautete:

«Gegen 22.10 Uhr heute Nacht wurde eine Heeresunterkunft in Paris-Mitte von verkleideten Terroristen angegriffen. Die Terrori-

sten, die deutsche Uniformen trugen, fuhren mit vier schweren Lastwagen vor und entwaffneten die Wachen. Alle Streifen sind sofort anzuweisen, dass kein Wehrmachtangehöriger die Erlaubnis hat, Truppenunterkünfte oder Stützpunkte zu betreten, ohne vorher eine Erklärung ausserhalb der Wache abzugeben. Vor der Annäherung jedes unbekanntes Wehrmachtfahrzeuges werden die Posten gewarnt. Eine scharfe Wachsamkeit ist erforderlich, und jedermann hat sich für ein sofortiges Eingreifen bereitzuhalten.»

So spukte noch immer die Falschmeldung, die Gestapo sei von Maquis in deutscher Uniform überfallen worden. Das Durcheinander der Gerüchte und Tatarenmeldungen steigerte sich weiter. Wie hätte man es entwirren können? Hätte das Heer oder in diesem Fall der Militärbefehlshaber den anderen Wehrmachtteilen von seiner Absicht, den SD zu verhaften, vorher Mitteilung machen sollen? Nach Lage der Dinge war das unmöglich. Wenn er es aber getan hätte, dann wäre wahrscheinlich der deutsche Bruderkrieg in Paris schon vor Mitternacht ausgebrochen. Dann hätte das Heer bald im Strassenkampf, wenn nicht gegen die Luftwaffe, so doch gegen die Kriegsmarine gestanden. In der Stunde nach Mitternacht stand es auf des Messers Schneide, nachdem die Marinetruppen bereits alarmiert waren. Nur ein paar einsichtsvolle höhere Offiziere haben dies in letzter Minute verhindert.

Fünfzehntes Kapitel

AUF SPITZ UND KNOPF

Eine halbe Stunde nach Mitternacht war die Lage in Paris so verworren wie nur möglich. Um ein Haar wäre der Bruderkrieg unter den deutschen Soldaten ausgebrochen. Admiral Krancke wusste inzwischen von seiner Stabswache, dass das Wachregiment Befehl hatte, den Sicherheitsdienst zu verhaften. Es war allerdings schon 0.30 Uhr geworden, bis ihn diese alarmierende Meldung erreichte. Von allem Anfang an hatte er geahnt, dass mit dem Heer etwas nicht stimmte – auch in Paris!

Durch die Meldung wusste er nun, was vorging. Was, zum Teufel, wurde gespielt und wie verhielt sich der Oberbefehlshaber? Wieder rief Krancke dringend bei Kluge an, erreichte auch diesmal den Feldmarschall und meldete ihm in heller Empörung. Aber Kluge nahm Kranckes entrüstete Meldung seltsam gleichmütig entgegen und bedankte sich nur höflich. «Kein Grund zur Aufregung», sagte er, «es sind schon alle notwendigen Gegenmassnahmen getroffen.»

Um diese Zeit war in der Tat General Blumentritt schon auf dem Wege nach Paris. Er sollte die Befehle Stülpnagels rückgängig machen und «die Dinge wieder geradebiegen». Ohne Zweifel war er der rechte Mann und besass auch die notwendigen Vollmachten. Das gab der Oberbefehlshaber am Telefon wohl auch Krancke zu verstehen. Aber der Admiral, nun von höchstem Argwohn erfüllt, verstand nicht oder wollte nicht verstehen. 40 Minuten nach Mitternacht notierte er in sein Tagebuch:

«In der Absicht, eine zuverlässige Information zu erhalten, versuchte ich den Befehlshaber des SD, General Oberg, zu sprechen. An

seiner Stelle meldete sich indessen Leutnant von Kraewel (*gemeint ist Oberstleutnant von Kraewel. Anm. des Herausgebers.*) und berichtete meinem Chef des Stabes, der persönlich mit ihm bekannt ist, dass General Oberg und der gesamte SD vom Militärbefehlshaber in Frankreich verhaftet worden seien.»

Jetzt ist nach der Überzeugung des Marinegruppenkommandos höchste Gefahr im Verzüge. Bereits 5 Minuten später, also um 00.45 Uhr, befiehlt Admiral Krancke allen Dienststellen der Kriegsmarine in Paris, ihre Truppen zu alarmieren und für ein sofortiges Eingreifen bereitzuhalten. Zugleich versucht er noch einmal, Feldmarschall von Kluge zu erreichen. Er ahnt nichts von der Tragödie, die sich inzwischen in La Roche-Guyon abgespielt hatte.

Die Aktivität Kranckes ist nun auch Kluge zuviel geworden. Er liess dem Admiral sagen, dass es ihm gegenwärtig unmöglich sei, mit ihm zu telefonieren; denn gerade in diesem Augenblick sprach er mit Blumentritt, der eben das Hauptquartier St. Germain wieder erreicht hatte. Das konnte Krancke freilich nicht wissen, und Kluge hielt es auch nicht für nötig, ihm das zu erklären.

Die Absage Kluges hatte gefährliche Folgen, nachdem das Misstrauen des Admirals nun einmal so stark erregt war. Warum hatte sich Kluge wieder nicht sprechen lassen? Da war doch manches gemunkelt worden! Gehörte am Ende der Feldmarschall selber mit zu den Verschwörern? Wer konnte das bei diesen «reaktionären» Heeresoldaten wissen? «Stimmt hier etwas nicht?» steht zu diesem Zeitpunkt in Kranckes Tagebuch verzeichnet.

Von 1 Uhr nachts bis 1.10 Uhr sprechen Hitler und gleich darauf Dönitz und Göring über alle deutschen Sender. Sie sprechen kurz über den Anschlag, die angeblichen Hintergründe, die angeblich so kleine Clique dieser «Feiglinge und Verräter». Sie können triumphierend den Zusammenbruch des Komplotts in Berlin verkünden.

Diese Ansprachen steigern den Tätigkeitsdrang des Marineoberbefehlshabers noch weiter. Der Admiralstab wird alarmiert und das

aufgeregte Telefonieren fortgesetzt. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelingt es dem Chef des Stabes, Admiral Hoffmann, endlich Blumentritt in St. Germain zu erreichen. Harte Beschwerde darüber, dass Kluge sich nicht von Krancke habe sprechen lassen! Blumentritt versucht zu beschwichtigen. Er erklärt, dass er Befehl habe, den Militärbefehlshaber offiziell vom Dienst zu entheben und Oberg mit dem gesamten SD wieder freizulassen. Das Ganze sei doch nur ein Missverständnis! Kurz nach diesem ersten Gespräch ruft er Krancke zum zweitenmal an und sagt, er werde jetzt selbst nach Paris fahren und auch beim Marinegruppenkommando vorbeikommen. In einer Stunde seien wieder normale Verhältnisse.

Doch selbst mit dieser Beschwichtigung will sich Krancke jetzt nicht mehr zufriedengeben. Vielleicht will man mich täuschen, denkt er voll Misstrauen; wer weiss, was vom Heer noch gespielt wird! Da kommt es auf ihn an, auf ihn allein und persönlich! Nach dem zweiten kurzen Gespräch mit Blumentritt lässt er sich also mit Oberst von Unger verbinden und erklärt diesem entschieden: «General Oberg und der SD sind sofort zu entlassen. Oder ich werde sie von meinen Marinetruppen befreien lassen. General Stülpnagel ist seines Amtes enthoben.» Es ist ein unmissverständliche Drohung.

Die Drohung Kranckes verpufft aber – zunächst. Oberst von Unger lässt sich nicht einschüchtern. Die Kriegsmarine hat ihm schon gar nicht hineinzureden! So erklärt er auch seinerseits kategorisch: «Herr Admiral, vorläufig kann ich nichts machen. Nur meine eigenen Vorgesetzten können Gegenorder erteilen. Der Herr Militärbefehlshaber hat nun einmal diese Befehle gegeben. Er allein kann sie auch wieder aufheben.» Oberst von Unger weiss, dass sein Verhalten korrekt ist. Es ist auch korrekt nach den geltenden Vorschriften. Umso wütender ist Admiral Krancke darüber, dass er nicht das geringste erreicht hat.

Es ist inzwischen 1.40 Uhr geworden. Krancke geht noch einen Schritt weiter. Wenn Unger nicht «spurt», dann vielleicht Linstow, der Chef des Stabes des Militärbefehlshabers. Der Admiral ruft ihn an und setzt ihm die Pistole auf die Brust. Er erklärt drohend, dass

die Marinetruppen marschieren werden. Aber auch bei Linstow stösst diese Drohung zunächst ins Leere. Da will der Admiral schliesslich den Marschbefehl geben – aber in diesem Augenblick höchster Gefahr löst sich die Spannung, denn Linstow meldet: «Herr Admiral, Oberstleutnant von Kraewel hat schon Befehl, General Oberg und den SD wieder freizulassen.» Er setzt noch hinzu: «Im Stab des Militärbefehlshabers war man der Überzeugung, es habe sich in Berlin tatsächlich um einen Gestapoputsch gehandelt.» Admiral Krancke ist in diesem Augenblick wohl der Letzte, der das glaubt. Immerhin ist erreicht, was er wollte. So ist er endlich so weit besänftigt, dass er um 1.56 Uhr den Alarm der Marinetruppen aufhebt. Doch sein Groll gegen den «Hochverräter» von Stülpnagel bleibt.

In Berlin ist der Aufstand zu diesem Zeitpunkt schon völlig erloschen. Auch Paris erhält offiziell Kunde davon. Ein Fernschreiben läuft ein, das wie ein abziehendes Wetterleuchten die tragisch-fürchterlichen Ereignisse noch einmal in grelles Licht taucht. Es lautet:

«Der Putschversuch unverantwortlicher Generale ist restlos zusammengebrochen. Alle Anführer sind erschossen. Die von Witzleben, Hoepfner, Beck oder Olbricht gegebenen Befehle sind nicht zu befolgen.

Nach meiner einstweiligen Festnahme durch Waffengewalt habe ich wieder das Kommando übernommen.

gez. Fromm»

Dieses Fernschreiben hatte das Oberkommando West um 1.45 Uhr erreicht. Man war konsterniert, noch einmal die Unterschrift Fromms als des Befehlshabers des Ersatzheeres zu lesen, denn man glaubte auch ihn mit in dem Aufstandsversuch verwickelt. So wurde das Telegramm an die «Wolfsschanze» zurückgemeldet und um Aufklärung gebeten. Jetzt musste man auf der Hut sein! Was man selbst dabei fühlte oder dachte, wurde in den Tiefen der eigenen Brust verschlossen. «Alle Anführer sind erschossen!» Um diesen Satz kreisten die Gedanken in dieser Stunde. Welche Tragödie hatte sich in der Bendlerstrasse ereignet? Die Kameraden und verehrten

Vorgesetzten von gestern lagen also erschossen in ihrem Blute. Hat-ten sie wirklich so unverantwortlich gehandelt?

Ja, in Berlin hatten die Standgerichte bereits gesprochen; nun weiss man das auch beim Stab Ob. West. Einen Augenblick sinken die Köpfe tiefer über die nüchternen Meldungen. Noch kennt man freilich nicht die grässlichen Einzelheiten. Generaloberst a. D. Ludwig Bede, der einst so hochgeachtete Chef des Generalstabs des Heeres, wurde zum Selbstmord gezwungen; der Chef des allgemeinen Heeresamtes, General d. Inf. Olbricht, Oberst Graf Stauffenberg und mehrere jüngere Offiziere auf Befehl Fromms von einem Exekutionskommando erschossen. Aber auch der Scharfrichter Fromm selbst, den inzwischen Himmler als Befehlshaber des Ersatzheeres ersetzt hat, ist in Hitlers Augen dringend des Hochverrats verdächtig.

Die Flamme des Aufstands ist ausgelöscht, die in Berlin für ein anderes und befreites Deutschland gebrannt hat.

Tiefer Schrecken ergreift die höchsten Kommandobehörden im Westen. Ein fürchterliches Kapitel ist abgeschlossen, ein noch fürchterlicheres wird angefangen. Wohl verbergen sie ihre Gedanken und versuchen, ihre aufgeschreckten Gemüter in Zaum zu halten, aber sie wissen: diesem ersten Gemetzel werden noch andere folgen; nun wird, wie angekündigt, der Terror wüten und vor keinem Rang, keinen Verdiensten mehr Halt machen. So greift die Furcht nach vielen, sonst hochgemuten Herzen. Zu der Sorge um die Front, die mit jedem Tag zunimmt, kommt die Angst vor der blindwütenden Rache Hitlers. Wen wird sie morgen treffen, wen übermorgen, wenn es hier gar zu der erwarteten Niederlage kommt? Ein Gespenst geht um in den hohen und höchsten Stäben im Westen.

Schon in den ersten Stunden des 21. Juli bestätigen sich die schlimmen Befürchtungen. Die Widerstandskräfte des Heeres haben verloren; dafür hat Himmler die Schlacht gewonnen: er steht nicht mehr vor den Toren, sondern schon mitten in der Zitadelle des Heeres; er ist jetzt Befehlshaber des Ersatzheeres! Das verkündet und bestätigt folgendes, bei Ob. West eingelaufene Fernschreiben:

«Der letzte Fernspruch von General Fromm ist hinfällig. In Übereinstimmung mit dem Befehl des Führers habe ich den Oberbefehl über das Ersatzheer übernommen. Lediglich von mir ausgefertigte Befehle sind zu befolgen. gez. Himmler.» Alle wissen, was dieses Fernschreiben bedeutet: aus dem Tag, der eine Wende des Krieges bringen und zu Friedenspräliminarien führen sollte, ist der Reichsführer SS Heinrich Himmler als der eigentliche Sieger hervorgegangen. Die Inquisition seines Reichssicherheitshauptamts kommt damit auch im Heer zur absoluten Herrschaft. Das RSHA wird Blankovollmacht erhalten und bald nach allen Verdächtigen greifen. Es gibt keine eigenen Oberbefehlshaber des Heeres wie des Ersatzheers mehr, die sich noch schützend vor ihre Offiziere stellen könnten, denn diese Oberbefehlshaber heißen Hitler und Himmler.

Und was war in Paris? Die innere Lage hatte sich dort ohne Zweifel bedenklich verschärft. Aber seltsamerweise sollte sich die Kameradschaft der deutschen Waffenträger in der Nacht nach dem 20. Juli dort bewähren, wo man sie nicht erwartet hatte, nämlich zwischen den Verhafteten und ihren Verhaftern. Es ist der hellste Lichtblick in dieser Geschichte.

Sechzehntes Kapitel

DAS NÄCHTLICHE SYMPOSION

Man muss in der deutschen Geschichte weit – bis zum Dreissigjährigen Krieg – zurückgehen, um wenigstens einige Analogien zu den Pariser Ereignissen um den 20. Juli 1944 zu finden. So mag man unwillkürlich an die Verschwörung denken, die zu Wallensteins Tod geführt hat, von den Motiven und Begleitumständen natürlich abgesehen. Vor allem gibt es eine nächtliche Szene in Paris, die an das Gelage auf der Burg von Eger erinnert, von Schiller in dichterischer Freiheit im IV. Akt der «Piccolomini» gestaltet. Wir für unseren Teil halten uns aber weiterhin streng an die zahlreichen Berichte über die Ereignisse, die wir den Augenzeugen verdanken.

Kurz nach Mitternacht war, wie wir wissen, Stülpnagel mit seinen Begleitern nach der Hauptstadt zurückgekommen. Auf der Fahrt durch die Ile de France, über die die alliierten Bombengeschwader wie fast allnächtlich mit metallischem Dröhnen hinwegzogen, hatte der General die ganze Zeit über in sich hineingeschwiegen, wie sein Begleitoffizier Dr. Baumgart berichtet. Zu diesem Zeitpunkt war viel, aber noch nicht alles verloren. Der SD war verhaftet; aber die «Initialzündung» hatte beim Oberbefehlshaber nicht weitergezündet; die Festgenommenen sollten auf Kluges Befehl sofort wieder freigelassen werden, nachdem Hitler noch lebte. Doch war vielleicht noch auf den Umsturz im Reich zu hoffen.

Der General fuhr mit seinen Begleitern zum Raphael. Dort wohnte er selbst, seitdem die Alliierten in Frankreich gelandet waren, und dort wohnten die meisten Offiziere seiner Führungsabteilung, um ge-

schlossen alarmbereit zu sein, wenn dies nötig sein sollte. Sie waren noch wach und fieberten vor Erwartung, als Stülpnagel ankam. Brachte der Militärbefehlshaber die Lösung, die zugleich die Erlösung von der fast unerträglich gewordenen Spannung bedeutete? Stülpnagel machte nur eine Handbewegung: Nein! Feldmarschall von Kluge hatte sich versagt! So musste er die Wartenden fürchterlich enttäuschen. Aber auch ihn traf es dann wie ein Keulenschlag, als er von dem Zusammenbruch in Berlin hörte. Damit war die letzte Hoffnung begraben.

Bald darauf, in der Stunde nach Mitternacht, sah sich Stülpnagel dem schlimmsten Dilemma seines Lebens gegenüber. Sollte er nachgeben oder fest bleiben? War überhaupt die Haft des SD jetzt noch zu verantworten? Oder sollte er offen meutern? Wenn er dem Befehl Kluges gehorchte, dann bedeutete das, dass er als der letzte Träger des Aufstands bedingungslos kapitulierte.

Man muss sich in die Seele Stülpnagels in diesen Stunden versetzen. Man muss sich aber auch die Umwelt vor Augen halten, in der er diese inneren Kämpfe auszufechten hatte. Es geschah nicht auf dem Schlachtfeld oder dem Gefechtsstand, sondern in einem komfortablen Kasino mit zechenden Kameraden. War das alles noch wirklich?

Dabei hätte Stülpnagel doch triumphieren können. «Die Verhaftung des Sicherheitsdienstes ist schlagartig gelungen», meldete ihm Linstow. Und das gleiche meldete unmittelbar darauf Boineburg. Aber was half dieses Gelingen? Man forderte doch von ihm, die Verhafteten wieder freizulassen. Man darf sich also nicht wundern, dass er zögerte. Über den Befehl seines Oberbefehlshabers hätte er sich unter Umständen wohl noch hinweggesetzt, aber da war die Drohung, die von dem Marinebefehlshaber ausging. Sollte er es in Paris zu einem deutschen Bruderkrieg kommenlassen?

Wie ein dunkler Schatten fiel diese Drohung über die ersten Stunden des 21. Juli. Nach den Erinnerungen der Augenzeugen, vor allem des Kommandanten, können wir sie bis in alle Einzelheiten verfolgen.

Die Freilassung der Gestapo

Der Stadtkommandant General von Boineburg war um Mitternacht zum Hotel Majestic gefahren, um Meldung von der gelungenen Verhaftung des Sicherheitsdienstes zu machen. Um diese Zeit glaubte er den Militärbefehlshaber längst wieder von La Roche-Guyon zurück. Er traf aber nur Oberst von Linstow. Nach dessen fahlem Aussehen und fliegender Nervosität zu schliessen, musste Linstow schlechte Nachrichten erhalten haben. In der Tat deutete er an, dass die Meldungen aus Berlin von dem Zusammenbruch des Aufstands sprachen.

Durfte man trotzdem die Flinte ins Korn werfen? Boineburg liess sich von seiner eigenen tiefen Enttäuschung nichts anmerken, sondern versuchte, den Oberst aufzurichten. Der Herzkranke brauchte dringend eine Erfrischung und ein Belebungsmittel – da gab es gewiss nichts Besseres als eine Flasche Champagner. So ging man auf Boineburgs Einladung ins Kasino, um dort bei dem belebenden französischen Schaumwein weitere Nachrichten abzuwarten. Für den Augenblick konnte man ohnehin nichts anderes machen.

Es waren seltsame Bilder, die sich im Raphael boten, als die beiden Herren hereinkamen. Im grossen Salon zu ebener Erde gleich rechts vom Eingang war eine zahlreiche Tischgemeinschaft von Offizieren und Beamten versammelt, die in sichtlich gehobener Stimmung zechte. Die Verhaftung des Sicherheitsdienstes war begeistert begrüsst worden und wurde nun dementsprechend begossen. Von den Berliner Ereignissen und ihrer tragischen Wende hatte man offenbar keine Ahnung; auch was sich sonst hinter den Kulissen ereignet hatte, war augenscheinlich nicht weiter bekanntgeworden. Die kleine Gruppe der Eingeweihten hatte sich ja ganz abgesondert.

Boineburg und Linstow liessen sich in einem der kleineren Salons des Kasinos nieder. Man bestellte Champagner. Aber gerade dieses festliche Getränk wurde von der Nachbarschaft missverstanden. Jedenfalls kamen bald einige Angeheiterte herein und wünschten mit dem General und dem Oberst auf den Sieg über die Gestapo anzu-

stossen. Da war es für Linstow wie eine Erlösung, dass er an den Fernsprecher gerufen wurde. Endlich, so hoffte der Oberst, ist die Entscheidung in La Roche-Guyon gefallen. Aber nicht die Heeresgruppe B war am Apparat, sondern Oberst Zimmermann in St. Germain. Es kam zu dem bereits wiedergegebenen Gespräch, von dem die Kriegstagebücher berichten. Linstows schlimme Befürchtungen wurden bestätigt, als Zimmermann fragte, wer denn nun eigentlich den Befehl zur Verhaftung der SD-Leute gegeben habe. Da konnte Linstow, wie schon berichtet, nur noch erwidern, dass er sich in diesem Durcheinander nicht mehr zurechtfinde. Als er vom Fernsprecher wieder zurückkam, wirkte das Stimmengewirr der nichtsahnenden Kameraden auf ihn geradezu gespenstisch.

Das Gleiche oder Ähnliches musste gleich darauf auch Boineburg erfahren. Auch er wurde angerufen. Oberst von Unger war am anderen Ende der Leitung und berichtete von den Drohungen Kranckes. Boineburg gab Weisung, sich nicht einschüchtern zu lassen und den Befehl vorerst nicht rückgängig zu machen. Man musste die Entscheidung des Oberbefehlshabers abwarten. Aber freilich – wann fiel sie? Auch der Kommandant glaubte sich einen Augenblick wie unter Gespenstern, als er nach diesem Gespräch wieder zurückkehrte und der Lärm der angeheiterten Zecher von nebenan hereindrang.

Aber kurz darauf wurde es stiller, und dann trat völlige Ruhe ein. «Achtung», hiess es, «der Oberbefehlshaber!» Endlich, end lieh kam Stülpnagel mit Hofacker. Leicht und elegant wie stets, nach allen Seiten grüssend, trat er in die Kasinoräume. An seiner Haltung war nichts zu bemerken. Aber Boineburg, der mit seinen Begleitern aufgestanden war, um ihm entgegenzugehen, bemerkte, dass Stülpnagels Augen trübe waren und rote Flecken auf seinen Wangen brannten. Auch die Hand war wie leblos, die er ihm reichte. Stülpnagel lächelte nur ganz schwach, als ihm der Kommandant die reibungslose Verhaftung meldete. Dann fragte Boineburg, wie sich der Feldmarschall von Kluge entschieden habe. Stülpnagel machte nur eine kurze Handbewegung und sagte: «Boineburg, der Feldmarschall hat

sich bis morgen früh um 9 Uhr Bedenkzeit ausgebeten.» Bedenkzeit? Dann war alles verloren! Wenn das aber der General von Stülpnagel sagte, dann wollte er selbst noch Zeit für seine eigene Entschlüsse gewinnen. Wahrscheinlich hatte er noch die Absicht, notfalls selbständig zu handeln.

Man war noch in diesem Gespräch, als auf einmal Marschmusik aus dem Lautsprecher im Vorraum ertönte. Das Stimmengewirr und Gläserklingen verstummte. Der Rundfunk war von einer Ordonnanz angestellt worden. Eine dröhnende Stimme verkündete so laut, dass es im ganzen Stockwerk widerhallte: «Achtung! Achtung! Demnächst spricht der Führer!» Die Ankündigung wiederholte sich dann zwischen den Märschen in immer kürzeren Pausen. Nun war es unmöglich, noch länger sitzenzubleiben; man stand allgemein auf und sammelte sich um das Radio in der Halle; auch Stülpnagel, Linstow, Boineburg und Hofacker gingen und nahmen mit steinernen Mienen um den Lautsprecher Aufstellung. Man musste doch das Gesicht wahren. Jedenfalls ist dem General Karl Heinrich von Stülpnagel in dieser Nacht kein Triumph seines Widersachers erspart geblieben. So war es ihm auch unmöglich, das Radio abzustellen oder einfach davonzugehen, als es schliesslich herausdröhnte: «Es spricht der Führer!» Die Hände so zu Fäusten geballt, dass die Köchel weiss wurden und die Nägel ins Fleisch schnitten, musste Stülpnagel stehenbleiben und warten, was kommen würde. Und dann musste er die bis zum Überdross bekannte, jetzt grässlich drohende Stimme hören und vernehmen, was sie verkündete.

Stülpnagel hatte sich aber vollkommen in der Gewalt. Während der Ansprache Hitlers, der die von Göring und Dönitz folgten, stand er unbeweglich, mit undurchdringlicher Miene. Aber wie Keulenschläge müssen die Sätze auf ihn niedergefallen sein, als Hitler ausrief: «Eine ganz kleine Clique ehrgeiziger, gewissenloser und zugleich verbrecherischer dummer Offiziere . . . Ein ganz kleiner Klüngel verbrecherischer Elemente, die jetzt unbarmherzig ausgerottet werden . . . Ein Fingerzeig der Vorsehung, dass ich mein Werk weiter fortführen muss und daher weiter fortführen werde . . .»

Als Stülpnagel diese Worte gehört hatte, stand für ihn fest, dass er sein eigenes Todesurteil aus dem Munde Hitlers vernommen hatte.

Aber nach dessen Ansprache ging es weiter. Die seelische Tortur war noch lange nicht zu Ende, denn nach Hitler kam auch noch Göring. Mit fast sich überschlagender Stimme schrie er: «Jämmerlinge, die die Front zu verraten und zu sabotieren versuchten . . .» In dieser Tonart ging es noch weiter.

Das Heer, der älteste und stärkste Wehrmachtsteil, der die blutigsten Opfer des Krieges brachte, ist bei diesen Proklamationen nicht zu Worte gekommen – und das war gut so. Seit Weihnachten 1941 hatte es ja auch keinen eigenen Oberbefehlshaber mehr und unter Hitlers persönlicher Führung musste es sich gefallen lassen, gegen alle Regeln der Kriegskunst immer nutzloser hingeeopfert zu werden. Ahnte denn der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine als alter Berufsoffizier gar nichts von dieser Tragödie, da auch er jetzt als Dritter im Bunde ins gleiche Horn stiess und mit Emphase verkündete: «Eine grössenwahnsinnige, kleine Generalsclique . . . hat in feiger Treulosigkeit diesen Mord angezettelt. . . Diese Schurken sind nur die Handlanger unserer Feinde, denen sie in charakterloser, feiger und falscher Klugheit dienen. Wir werden diesen Verrätern das Handwerk legen.»

General von Stülpnagel hörte diese Rede stumm und aufrecht bis zum Ende. Kein Zucken in seinen Gesichtszügen verriet, was er dachte. Um der Mitgeschworenen und Eingeweihten willen durfte er sich nicht anders verhalten. Und vielleicht erinnerte er sich in diesem Augenblick an die Worte, die er an Pfingsten auf seinem kleinen Sommersitz, der alten Zisterzienserabtei Vaux-les-Cernay, zu seinem Gast Ernst Jünger gesagt hatte: «In gewissen Lagen wird das Verlassen des Lebens den Tüchtigen zur Pflicht.»

Aber ein letztes Hoffnungslicht glomm auch nach diesen Ansprachen noch weiter. Für eine Weile leuchtete es noch einmal auf, als die kurze und schwüle Nacht schon dem Morgen entgegendämmerte. In Paris war bisher kein Blut geflossen, so dass hier nicht unbedingt auch die Blutrache zu folgen brauchte. Aber das war noch nicht alles:

wie ein Deus ex machina, völlig unerwartet, scheinbar wie eine göttliche Hand aus den Wolken, kam Hilfe von einer Seite, von der man sie nie erwartet hatte. Sie liess Stülpnagel und seine Freunde für eine Weile noch einmal aufatmen.

Es geschah in dieser seltsamen Nacht in Paris, dass Kameradschaft und Menschlichkeit die Oberhand gewannen. Freilich musste man sich geradezu die Augen reiben, ob man wachte oder träumte. Wie im vierten Akt der grossen Tragödie trat eine letzte, überraschende Wendung zum Besseren ein. Diese Wendung war dem «Nazibotschafter» Otto Abetz zu verdanken.

Der Nazibotschafter

Ja, es war Otto Abetz, der in diesen nächtlichen Stunden eingriff – und dies geschah nicht von ungefähr. Denn der frühere Zeichenlehrer aus Karlsruhe, der über die Hitlerjugend fast wider Willen so schnell zu hohen Ämtern in Ribbentrops Ausserministerium emporstieg, war von jeher ein Vorkämpfer der deutschfranzösischen Verständigung und ist auch noch während des Krieges dafür eingetreten. Aber gerade deshalb wusste dieser «Nazibotschafter» im besetzten Paris auch am allerbesten Bescheid über die kurzsichtige Politik Hitlers Frankreich und damit Europa gegenüber. Er war schon wiederholt in Ungnade gefallen und kaltgestellt, aber dann immer wieder geholt worden, wenn es opportun erschien, sich aus taktischen Gründen Frankreich erneut zu nähern.

Auch mit Rommel war Abetz in Verbindung gekommen. Im späteren Frühjahr hatte der Botschafter eine ebenso offene wie vertrauliche Aussprache mit dem Feldmarschall. Dabei machte er in keiner Weise ein Hehl aus seiner kritischen Einstellung zu Hitler und gab rückhaltlos zu erkennen, wie pessimistisch er die aussenpolitische Lage des Reiches beurteilte. Noch vor wenigen Tagen hatte ihn dann auch Stülpnagel, der von dieser Aussprache erfuhr, zu einer Besprechung unter vier Augen gebeten, nachdem die beiden seit Jahr und

Tag keinen Gedankenaustausch gepflogen hatten. Nun fand Stülpnagel fast einen Bundesgenossen an Abetz.

Der Militärbefehlshaber sprach davon, bei Hitler gemeinsame Schritte zu unternehmen. Abetz erwiderte bereitwillig, er stehe für eine gemeinsame Demarche, die Frankreich betreffe, jederzeit zur Verfügung. Darüber freute sich Stülpnagel. Aber nach diesem vielversprechenden Anfang ergaben sich in dem weiteren Gespräch erhebliche Meinungsverschiedenheiten: Abetz erklärte nämlich, Hitler sei bei entschiedenen Einwänden, die gut begründet seien, gar nicht so unzugänglich, wie gemeinhin behauptet werde – Stülpnagel dagegen sagte, in militärischen Dingen sei Hitler unbelehrbar und halsstarrig wie keiner. «Beim besten Willen», so erklärte er, «kann ich nicht mehr daran glauben, dass es noch möglich sein wird, ihn zu belehren oder zum Einlenken zu bringen.» So stand Meinung gegen Meinung. Das letzte Gespräch der beiden Männer vor dem 20. Juli war freundschaftlich verlaufen, doch ohne positives Ergebnis.

Und nun erschien Abetz kurz nach Mitternacht im Kasino des Hotels Raphael. Er erschien durchaus nicht zufällig, sondern mit einer ganz bestimmten Absicht. Am späten Abend hatte er durch ein Mitglied der Botschaft von der Aktion des Wachregiments gegen den Sicherheitsdienst erfahren und, da er selbstverständlich darüber bestürzt war, sofort beim Militärbefehlshaber angerufen, um sich zu erkundigen. Da hörte er von der Fahrt Stülpnagels zu Kluge. Wie es hiess, sollte der General gegen Mitternacht wieder zurückkommen. Gut, dann wollte ihn Abetz sprechen.

Der Botschafter hatte gerade noch die Führerrede mit angehört, dann fuhr er in Begleitung von Botschaftsrat Hoffmann zum Raphael. Er kam mit Absichten, die seiner Hochherzigkeit Ehre machen. Und er erreichte auch Dinge, die als diplomatisches Meisterstück gelten müssen. Dank seiner Vermittlung schien es mehrere Stunden lang, als ob sich in Paris die beiden Parteien versöhnen und der Mantel der Nächstenliebe über das Vorausgegangene gebreitet werde . . .

Stülpnagel gibt nach

Es war inzwischen 1.30 Uhr geworden. Admiral Krancke hatte nach den Reden von Hitler, Göring und Dönitz seine Marinetruppen alarmiert und von Oberst von Unger ultimativ die Enthaftung Obergs und des gesamten Sicherheitsdienstes gefordert. Aber noch wider setzte sich Unger, wenn er auch dringende Anrufe ins Raphael sandte und seinem Kommandanten die Drohung meldete. Jedenfalls war Gefahr im Verzüge. Boineburg meldete seinerseits weiter an Stülpnagel und bat um Entscheidung. In kurzer Zeit musste mit einem Zusammenstoß zwischen dem Heer und der Kriegsmarine gerechnet werden. Aber noch war sich Stülpnagel nicht schlüssig. Er sprach kurz mit Hofacker und sagte dann: «Ich behalte mir noch eine halbe Stunde Bedenkzeit vor.» Gerade als Boineburg mit Unger telefonierte, war auch Oberstleutnant von Kraewel vom Wachregiment hereingekommen, um den erfolgreichen Abschluss der Verhaftungsaktion zu melden. Aber im Anschluss daran musste auch er von der Drohung der Kriegsmarine berichten. Stülpnagel hielt sich auch jetzt noch weiterhin zurück, und so wurde Kraewel durch Linstow hinhaltend beschieden.

Unter den Kameraden, die jetzt am Tisch mit Stülpnagel zusammen saßen, befand sich seit Mitternacht auch der Oberquartiermeister, Oberst Eberhard Finckh. Wir sind ihm zuletzt in St. Germain im Dienstzimmer von General Blumentritt begegnet, als er die erste Meldung von dem scheinbar gelungenen Anschlag auf Hitler brachte. Am späteren Nachmittag war er dann wieder auf seine Dienststelle zurückgekehrt und hatte vergeblich auf weitere Nachricht gewartet. Er war schon völlig niedergeschlagen, als er dann überraschend vernahm, die Verhaftung des Sicherheitsdienstes sei glänzend gelungen – und jetzt nach Mitternacht kam er ins Raphael, um zu erfahren, wie sich der Oberbefehlshaber entschieden habe. Auch er hatte anfangs mit den anderen Kameraden gefeiert. Aber nun, eine Viertelstunde vor 2 Uhr nachts, war es ihm klar geworden, dass man die Schlacht um die Freiheit verloren hatte und nur noch den Rückzug decken konnte.

Es blieb nicht mehr anderes übrig, als den Sicherheitsdienst zu enthaften: in diesem Sinn legte er sich nun mit anderen Offizieren bei Stülpnagel ins Mittel. Es war sinnlos, die Verhaftung noch weiter aufrechtzuerhalten, wenn Admiral Krancke seine Drohungen wahr machte. Wozu noch Blut vergiessen? Es durfte nicht dazu kommen, dass Matrosen und Heeressoldaten einander beschossen; das ging nun einmal gegen das humane und deutsche Gewissen des Obersten, wenn auch Vollblutempörer an seiner Stelle anders gehandelt hätten. Selbst Hofacker, der in Schweigen versunken noch mit am Tisch sass, hat schliesslich Finckh rechtgegeben.

So fügte sich Stülpnagel schliesslich ins Unvermeidliche. Es war doch alles zu Ende! Zu Boineburg gewandt, sagte er mit gepresster Stimme: «Sie haben Befehl von mir, unverzüglich sämtliche Gefangenen freizulassen. Geben Sie die Akten zurück und bringen Sie Oberg hierher ins Raphael.» Diese letzte Anordnung traf Stülpnagel wie in einer Erleuchtung, denn sie bedeutete sicher einen ungewöhnlichen Schritt und ein Wagnis. Allerdings wusste er wohl auch, warum er den Weltmann Boineburg mit dieser delikaten Aufgabe betraute. Teils persönlich erleichtert, aber doch auch in Spannung der nächsten Viertelstunde entgegensehend, verabschiedete sich nun der Kommandant von der Tafelrunde. Lächelnd versprach er, direkt in die Höhle des Löwen zu gehen und mit dem Höheren SS- und Polizeiführer und dessen SS-Offizieren wieder zurückzukehren. Dann sollte es an einer Versöhnungsfeier nicht fehlen.

Gleich darauf klingelte von Neuem das Telefon. Es war schon wieder Admiral Krancke, der mit höchster Dringlichkeit Oberst von Linstow verlangte. «Jetzt», so erklärte er diesem zornig, «werde ich meine Truppen marschieren lassen.» Aber gerade in diesem gefährlichsten Augenblick konnte ihm Linstow noch in den Arm fallen, indem er meldete: «Es ist schon Befehl zur Freilassung der Gefangenen gegeben.» Mit einem Knurren immer noch anhaltenden Ingrimms nahm dies Krancke zur Kenntnis. Und dann geschah das, was wir schon wissen: der Alarm der Marinetruppen wurde aufgehoben.

Die unmittelbare Gefahr eines Bruderkriegs in Frankreich schien damit vorüber. Es war inzwischen 2 Uhr nachts geworden. Aber auch die Aktion der deutschen Widerstandskräfte in den besetzten Gebieten im Westen, die so erfolgreich begonnen hatte, brach damit endgültig zusammen. Und die Spuren waren nicht aus der Welt zu schaffen. In den nachfolgenden Stunden sollten indessen viele wohlmeinende, kameradschaftlich gesonnene Männer versuchen, diese Spuren nach Möglichkeit zu verwischen. In diesem Sinn kam es zu einer Absprache der bisherigen Gegenspieler. Sie hat nicht ihresgleichen in der Geschichte des 20. Juli.

Verhaftete und Verhafter

General Boineburg fuhr ins Hotel Continental an der Rue Castiglione, nahe seiner Kommandantur, wo die verhafteten SS-Offiziere sassen. Er war so sicher wie immer. Aber während der kurzen Fahrt wirbelte es auch in ihm von vielen Gedanken. Er hatte da eine heikle Mission übernommen, die man nur mit überlegener Haltung meistern konnte. Jedenfalls galt es, den Ahnungslosen zu spielen und den Verhafteten unbefangen gegenüberzutreten. Es war ein heikles Spiel, das er da wagte. Aber die Sache verlangte es . . .

Boineburg lächelte verbindlich, als er das grosse Hotelzimmer betrat, in dem man bisher die SS-Führer gefangengehalten hatte. Er hatte die «Scherbe» nicht aus dem Auge genommen. «Guten Abend, meine Herren», grüsste er leicht und selbstverständlich mit der erhobenen Rechten. Er fand Oberg und Dr. Knochen, die er wieder in Freiheit setzen sollte, in einem komfortablen Appartement des Hotels, von Rittmeister König in einem Vorzimmer bewacht, in ziemlich niedergeschlagener Stimmung. Als er hereintrat, waren sie aufgestanden, ja aufgesprungen. Was nun? stand als stumme Frage in ihren Gesichtern. Je nach Temperament, ergrimmt, mit gespielter Gleichgültigkeit oder verbissen, hatten sie auf ihr weiteres Schicksal gewartet. Bei Kognak und anderen Erfrischungen war es ihnen in-

zwischen sicher nicht schlecht ergangen; sogar einen Rundfunkapparat hatte man ihnen in ihrer Kavalierschaft gelassen. Durch diesen hörten sie die Reden von Hitler, Göring und Dönitz; da war ihnen plötzlich ein Licht aufgegangen, was ihre Verhaftung bedeutete: in Paris hatte der Putsch des Heeres mit dem Schlag gegen den Sicherheitsdienst begonnen. Und nun kam Boineburg und erklärte mit dem verbindlichsten Lächeln: «Meine Herren, ich habe Ihnen die angenehme Mitteilung zu machen, dass Sie wieder frei sind.»

Da sprang ihm der grosse Oberg zornig entgegen. «Was haben Sie da für eine Schweinerei gemacht, Boineburg!» rief er ausser sich. Doch Boineburg lächelte weiterhin verbindlich. «Bitte sagen Sie das dem Militärbefehlshaber; ich habe nur auf dessen Befehl gehandelt. Aber jetzt komme ich, um Sie abzuholen und Sie ins Raphael zu bringen. Bitte, meine Herren, machen Sie sich fertig.» Nun war die Verblüffung auf Seiten der SS-Führer. Oberg brummte noch einiges, liess sich dann seine Pistole aushändigen, schnallte um und ging mit dem Kommandanten. Auch der Adjutant Obergs, Hagen, der inzwischen auf der Wache gesessen hatte, erhielt wieder die Freiheit.

Allerdings war Oberg durchaus noch nicht besänftigt. Auf der Fahrt wurde kaum gesprochen. Als man das Hotel Raphael betrat, war der Grimm noch immer nicht aus dem Gesicht des Gruppenführers verschwunden. Doch hatte sich seine Erregung schon wieder soweit gemässigt, dass er ohne Weiteres an den Tisch Stülpnagels, Linstows und der anderen Eingeweihten herantrat, um sie mit dem Hitlergruss zu begrüessen. Halb scherzend, halb immer noch grimmig, meldete er sich: «Aus der Haft zurück!» Aber dann fiel es ihm offensichtlich ebenso schwer wie seinem Gegenspieler Stülpnagel, der aufgestanden war, die ersten vermittelnden Worte zu finden. Wie zwei feindliche Fronten stand man sich einen Augenblick, stand die SS sozusagen dem Heer gegenüber. Da war es, dass Botschafter Abetz die Starre löste und vermittelnd eingriff. Nun geschah beinahe ein Wunder.

Vor der weiteren Schilderung dieser Ereignisse müssen wir indessen noch einmal zeitlich zurückgreifen. Denn gleichzeitig mit ihnen,

die eben so seltsam sind wie fast alles am und nach dem 20. Juli 1944 in Frankreich, muss von dem Weg General Blumentritts und seinem nächtlichen Auftrag berichtet werden.

Die Mission Blumentritts

Es war gegen 1 Uhr nachts, als der Chef Ob. West von La Roche-Guyon nach St. Germain heimkehrte. Er ging sofort auf sein Dienstzimmer und liess den la kommen. Oberst Zimmermann, als schon bejahrter z.V. Offizier und wegen seines jovialen Wesens auch «Onkel Bodo» geheissen, meldete ihm in allen Einzelheiten, was sich hier inzwischen ereignet und was er von den Pariser Vorgängen erfahren hatte. Blumentritt seinerseits deutete an, dass sich Kluge gegen Stülpnagel entschieden habe und sprach von seiner Besorgnis um den Militärbefehlshaber. Es war gewiss eine heikle Lage dadurch entstanden, dass Stülpnagel auf eigene Faust den Verhaftungsbefehl gegeben hatte. Das konnte Zimmermann nur unterstreichen. Er meldete dem Chef, dass er sich seinerseits bei den Gesprächen mit den Pariser Stäben in diesem Sinne verhalten habe.

Im Hauptquartier St. Germain hatte inzwischen eine Art kleiner Kriegsrat stattgefunden. Zimmermann hatte sich mit dem ersten Adjutanten Ob. West, Oberst Abbé, besprochen und auch den Ic, Oberstleutnant Meyer-Detring, zu dieser Besprechung hinzugezogen. Man war einhellig der Meinung, dass zunächst nicht anderes übrig bleibe, als den General von Stülpnagel vom Dienst zu suspendieren, nachdem er in einer so wichtigen Sache ohne Einverständnis des Oberbefehlshabers gehandelt hatte. Dann sei natürlich zu klären, von wem denn der ominöse Befehl stamme. Auch das Eingreifen des Admirals Krancke kam zur Sprache.

Wer aber sollte den Militärbefehlshaber inzwischen vertreten? Man war darüber nur einer Meinung: Blumentritt. Es fiel kein Wort darüber, doch alle wussten: nur ein Mann von der Menschlichkeit, Klugheit und ausgleichenden Ruhe des Chefs konnte jetzt noch «ab-

biegen» und – vielleicht! – das Schlimmste verhindern. Über diese Besprechung findet sich die folgende Notiz im Kriegstagebuch:

«Gegen 1 Uhr Rückkehr des Chefs Ob. West ins Hauptquartier St. Germain. Sofortige Besprechung mit I a; I c wurde hinzugezogen. Geschehnisse werden an Hand der Fernschreiben überprüft. Dann fernmündliche Meldung Chef Generalstab Ob. West an Generalfeldmarschall von Kluge mit dem Vorschlag, den Militärbefehlshaber in Frankreich, General d. Inf. von Stülpnagel, sofort vorläufig vom Dienst zu suspendieren. Chef Generalstab Ob. West soll vorübergehend die Geschäfte des Militärbefehlshabers in Frankreich mit übernehmen.» Auch das Ferngespräch zwischen Kluge und Blumentritt, das von 0.50 Uhr bis 1 Uhr geführt wurde, ist im Wortlaut erhalten. Es lautete:

v. *Kluge*: «Es wurde von Krancke angerufen, dass sie in Paris verhaftet werden.»

Blumentritt: «Da muss etwas geschehen. Ich muss mich dann wegen Stülpnagel in Verbindung setzen .. »

w. *Kluge*: «Dann muss er vom Dienst suspendiert werden.»

Blumentritt: «Zimmermann sitzt mir gegenüber und wir haben die eigenartigen Telegramme, die gekommen sind, vor uns.» (Folgen Einzelheiten über die bekannten, von Witzleben und Fromm unterzeichneten Fernschreiben, die am Nachmittag und Abend bei Ob. West eingetroffen waren.) «Ich würde vorschlagen, dass Herr Feldmarschall als Oberbefehlshaber West ein Glückwunsch- und Ergebnissschreiben an den Führer richtet; ebenso wurde vom Chef des Oberbefehlshabers Südwest angeregt, dass ich als ältester Chef ein Schreiben an den Führer für die Generalstabsoffiziere richten soll.»

x. *Kluge*: «Jawohl, einverstanden.»

Blumentritt: «Ich werde ein entsprechendes Schreiben sofort aufsetzen und Herrn Feldmarschall in Kürze wieder anrufen und vorlesen.»

y. *Kluge*: «Jawohl, ich bin noch wach, und greifen Sie die Sache mit Stülpnagel und Krancke sofort an.»

Schon nach einer Viertelstunde telefoniert Blumentritt wieder mit Kluge, und zwar von 1.17 Uhr bis 1.28 Uhr.

Blumentritt: «Der Admiral Hoffmann hat mich soeben angerufen.»

v. Kluge: «Wer ist das?»

Blumentritt: «Das ist der Chef bei Krancke. Er hat mir dasselbe noch einmal gesagt und dass die Heeresstreifen in Paris Anweisung haben, irgendwelche Verhaftungen vorzunehmen. Ich glaube, dass die Sicherungstruppen ein bisschen falsch geleitet sind. Ich schlage vor, dass ich für kurze Zeit den Militärbefehlshaber mache, um die Angelegenheit wieder richtig zu biegen.»

v. Kluge: «Ich beauftrage Sie hierdurch damit, die Sache durchzusprechen und zu ordnen und in normale Wege zu leiten.»

Blumentritt: «Ich muss da aber Vollmachten haben, um mit den Kommandeuren der Sicherungstruppen zu verhandeln.

v. Kluge: «Selbstverständlich.»

Blumentritt: «Darf ich jetzt Herrn Feldmarschall das Schreiben an den Führer vorlesen? ‚Der von ruchloser Mörderhand unternommene Anschlag auf Ihr Leben, mein Führer, ist Dank einer gütigen Fügung der Vorsehung misslungen. Gleichzeitig im Namen der mir als Oberbefehlshaber West unterstellten drei Wehrmachtteile beglückwünsche ich Sie und versichere Sie, mein Führer, unserer unwandelbaren Treue, was auch kommen mag.‘»

v. Kluge: «Jawohl, ich bin damit einverstanden.»

Blumentritt: «Dann möchte ich morgen früh – mit Abstand – für alle Generalstabsoffiziere des Westens als Ältester . . .»

v. Kluge: «Sind Sie der Älteste?»

Blumentritt: «Jawohl, ich glaube auch für den Osten, wenn Z. (*das ist Generaloberst Zeitzier als Chef des Generalstabs d. Heeres. Anm. d. Herausg.*) nicht mehr da ist. Darf ich Herrn Feldmarschall vorlesen? ‚Aus Anlass des misslungenen Anschlags auf Ihr Leben, mein Führer, übermittle ich Ihnen die Glückwünsche und die ehrerbietigsten Treuegrüsse der Gesamtheit der Generalstabsoffiziere des Westheeres.‘»

v. Kluge: «Einverstanden.»

Blumentritt: «Ich begeben mich jetzt gleich nach Paris, um die Sache dort in Ordnung zu bringen.»

Schon fünf Minuten später muss General Blumentritt den Feldmarschall noch einmal anrufen. Er liest ihm ein Fernschreiben vor, das soeben mit der Unterschrift des Generalobersten Fromm in St. Germain eingelaufen ist.

Blumentritt: «Ich rufe noch einmal an. Es ist soeben folgendes komische Fernschreiben gekommen mit der Unterschrift: ‚Fromm, Generaloberst‘. Das Fernschreiben lautet: ‚Der Putschversuch unverantwortlicher Generale ist restlos zusammengebrochen. Alle Anführer sind erschossen. Die von Witzleben, Hoepfner, Beck oder Olbricht gegebenen Befehle sind nicht zu befolgen. – Nach meiner zeitweiligen Festnahme durch Waffengewalt habe ich wieder das Kommando übernommen.‘ – Ich schlage vor, das Fernschreiben ohne Zusatz an OKW zu geben. Wir schauen da nicht mehr durch.»

v. Kluge: «Einverstanden.»

Blumentritt: «Ich habe mir den Wagen bestellt und fahre nach Paris. Dort habe ich mir den Kommandanten und die Kommandeure der Sicherungsregimenter bestellt, um die Sache wieder in normale Bahnen zu bringen. Dann müssen wir bald einen Nachfolger bestimmen.»

v. Kluge: «Das muss irgendeiner unserer Generäle machen.»

Blumentritt: «Jawohl. Ich störe nun nicht mehr.»



So war also die Lage etwa eine Stunde nach Mitternacht beim Oberkommando West. Der Berliner Putsch war zusammengebrochen, während in Paris die Kriegsmarine mit dem Eingreifen gegen das Heer drohte. Nun half alles nichts mehr, wenn man sich nicht selber ans Messer liefern wollte. Man musste die Maske der Loyalität vorbinden und Hitler «der unwandelbaren Treue» versichern. Unter der Drohung des Terrors blieb nichts anderes übrig, und es wird

in allen Zonen und Breiten der Erde nie etwas anderes übrigbleiben. Aber wie stand es um die Kameradschaft? Dafür, so scheint uns, hat der 20. Juli in Frankreich bleibende Vorbilder gegeben: Stülpnagel musste vom Dienst suspendiert werden, wenn man sich nicht selber verdächtig machen wollte, aber Blumentritt wollte ihm helfen, da er die Zusammenhänge und Hintergründe gekannt hat. Von ihm sollte die Angelegenheit wieder «gradegebogen werden». Man hoffte also, um diese Mitternachtsstunde noch einen Ausweg zu finden. Blumentritt konnte zu diesem Zeitpunkt nicht ahnen, dass er in Botschafter Otto Abetz einen unerwarteten Bundesgenossen finden werde.

Vor seiner Abfahrt nach Paris rief Blumentritt auch noch Stülpnagel an, um sich seines Auftrags schon jetzt zu entledigen.

«Herr von Stülpnagel», so sagte er ungefähr, «der Herr Feldmarschall hat Sie leider vom Dienst suspendieren müssen. Er hat mich beauftragt, einstweilen die Geschäfte des Militärbefehlshabers zu führen. Aber ich hoffe, dass wir noch alles in Ordnung bringen können.»

Gegen 2.30 Uhr verliess der Wagen Blumentritts St. Germain. Die Kommandeure der Sicherungsregimenter und die Chefs sowohl des Kommandanten als auch des Militärbefehlshabers waren für 3 Uhr morgens ins Raphael bestellt. In Begleitung des Chefs Ob. West befanden sich Oberst Abbé und dessen Ordonnanzoffizier. Als man Paris nach rascher Fahrt erreichte, war die Dienststelle des Höheren SS- und Polizeiführers Frankreich am Boulevard Lannes schon wieder besetzt. Sie war das erste Ziel der Fahrt. Man war befriedigt, als man dort erfuhr: Gruppenführer Oberg und Standartenführer Dr. Knochen befinden sich schon wieder in Freiheit.

Sechs Minuten nach 2 Uhr hatte Blumentritt noch einmal mit dem Marinegruppenkommando telefoniert und dort Admiral Hoffmann gefragt, wo er nun Oberg finden könne. «Im Hotel Continental», hatte dieser erwidert. Da fragte Blumentritt scherzhaft und wohl auch ein wenig ironisch, ob ihn die Kriegsmarine wieder befreien werde, wenn man ihn selber verhaften sollte.

«Selbstverständlich», erwiderte Hoffmann. Na, dann sei ja alles in bester Ordnung!

In der Tat schien es in diesen Stunden, als sei es möglich, die Dinge so darzustellen, als ob es sich nur um ein Missverständnis gehandelt habe. Auch Admiral Krancke hatte sich wieder einigermaßen beruhigt. Um 2.15 Uhr rief er noch einmal in der Dienststelle des Höheren Polizeiführers an. Zwar konnte er Oberg nicht persönlich erreichen, aber er hörte zu seiner Genugtuung, der Gruppenführer sei schon wieder in Freiheit. Gerade um diese Zeit war Oberg mit Boineburg, der ihn abholte, ins Kasino des Militärbefehlshabers gefahren. Wer davon wusste, sah mit Erwartung der nächsten Stunde entgegen.

«Gästeabend» im Raphael

Im Raphael war inzwischen etwas geschehen, was ein Mann wie Krancke wohl nie erwartet hätte: Stülpnagel und Oberg, der Verhafteter und der Verhaftete, reichten sich die Hand zur Versöhnung. Das hatte der Botschafter Abetz erreicht. In den kritischen Augenblicken der ersten Begegnung hatte er mit ein paar menschlichen Worten den Ingrimms Obergs abgefangen und auch für Stülpnagel die rechten Worte gefunden. Nach beiden Seiten gewandt, hatte er zudem erklärt: «In Berlin mag vorgefallen sein, was immer; hier in Frankreich tobt die Normandieschlacht, da müssen alle Deutschen eine geschlossene Front bilden.» Direkt an Oberg gewandt, hatte er dann gesagt: «Sie fragen, warum der Herr Militärbefehlshaber Sie und den SD hat verhaften lassen? Nun, er hat eben an ehrgeizige Machtpläne Himmlers geglaubt und die SS hinter dem Attentat vermutet.» Noch einmal fuhr der Gruppenführer auf: «Wie konnte man an der Treue der SS zum Führer zweifeln?!» Darauf entgegnete Abetz ablenkend: «Man kann auch Herrn General von Stülpnagel nicht vorwerfen, dass er seinen Treueid gebrochen habe. Er hat doch einfach befehls-gemäss und im guten Glauben gehandelt.» Da sagte Oberg nichts weiter; Stülpnagel selbst aber schwieg zu diesen Deutungen des Bot-

schafters, wie auch die anderen Tischgenossen dazu schwiegen. Einen Augenblick lang war Stille an der merkwürdigen Tafelrunde. Dann fuhr Abetz fort, auf die ernste Lage in Frankreich hinzuweisen und zur Einigkeit zu mahnen. Das verstand auch Oberg. Auch die anderen verstanden, vor allem, nachdem sie noch durstig einige Glas Champagner getrunken hatten.

Die Spannung löste sich; ein kameradschaftliches Rundgespräch kam allmählich an der Tafel in Gang.

War es nicht wie ein Gästeabend im Frieden? Ging es nicht zu wie nach einem heissen Manövertag in jenen glücklichen Zeiten, da man nicht scharf zu schießen brauchte? Nach einer hitzigen Scheinfehde sassen die «Roten» und «Blauen» wieder einträchtig beisammen. Noch dazu war man in Frankreich, und hier in diesem gesegneten Lande gab es auch 1944 noch gute Weine. Der Wein aber, dem man jetzt ausgedörrt zusprach, löste die Spannungen und die Zungen. Allmählich liess er auch diese Nacht und die dunkle Zeit wieder in einem rosigeren Lichte erscheinen. Wie ein Spuk ging das Wetterleuchten des 20. Juli vorüber, ohne dass ein Donnerwetter folgte.

Nach 2 Uhr nachts hob sich die Stimmung von einer Viertelstunde zur anderen. Sie wurde vollends gelöst, als in die Kasinoräume noch immer weitere Gäste hereinströmten und sie mit ihrem Stimmengewirr erfüllten. Nach den freigelassenen SS-Führern kamen bald die Offiziere des Heeres, die Blumentritt für drei Uhr morgens bestellt hatte. Da waren also die beiden Parteien kameradschaftlich versammelt. Die Salons füllten sich mit zechenden Gästen. Schon erhob sich auch da und dort wieder ein erstes befreites Lachen und bald auch ein ungezwungenes Gelächter . . .

Siebzehntes Kapitel

SPRACHREGELUNG!

Die nächste Zwischenstation des Generals Blumentritt auf der nächtlichen Fahrt, die ihn von St. Germain nach Paris führte, war das Stabsquartier der Marinegruppe am Bois de Boulogne. Es war seine Absicht, dort «abzuwiegeln» und auf die erregten Gemüter beruhigend einzuwirken. Der Zeitpunkt seines Eintreffens war günstig, denn er traf die Offiziere des Stabes mit ihrem Oberbefehlshaber bereits im Kasino in sichtlich gehobener Stimmung. Sie hatten die Reden von Hitler, Göring und Dönitz gemeinsam angehört und tranken nun auf das Wohl des «geliebten Führers». Wahrscheinlich waren die meisten erleichtert, dass es jetzt – durch die jüngste Wendung der Dinge – in Paris nicht zu blutigen Strassenkämpfen zwischen Kriegsmarine und Heer zu kommen brauchte.

Blumentritt blieb nur kurze Zeit im Marinekasino. Er lächelte, schüttelte den Kameraden in den blauen Uniformen die Hand und sagte freundliche Worte, seinem Auftrag wie seinem eigenen verbindlichen Wesen entsprechend. Kurz, er begütigte, wo er konnte. Auch dem Admiral Krancke redete er so freundschaftlich zu, dass dieser allmählich aufgeschlossener wurde. Freilich, ein letztes Misstrauen gegen das Heer war auch jetzt noch nicht ganz zu beseitigen. Der abgesetzte Militärbefehlshaber, dieser Herr von Stülpnagel, was hatte sich der geleistet!

Blumentritt musste bei der Marine natürlich sein offizielles Gesicht wahren. Vor allem musste er das, als ihn Krancke beiseite nahm und ihm den Tagesbefehl Witzlebens zeigte. Das sei doch eine Ungeheuerlichkeit ohnegleichen. Dabei fragte er auch, was denn eigent-

lich bei Ob. West los sei und wer den Sicherheitsdienst habe verhaften lassen. Blumentritt antwortete, der Militärbefehlshaber sei da einem Irrtum zum Opfer gefallen. «Aber der Feldmarschall hat ja gleich eingegriffen und das Weitere wird sich finden. So schlimm ist die Sache ja nicht gewesen.» Das Misstrauen des Admirals war aber noch immer nicht völlig beseitigt.

Nachdenklich fuhr Blumentritt weiter. Es waren mancherlei Überlegungen, die ihn beschäftigten. Die Jahre in Frankreich zogen an ihm vorüber, denn schon seit dem Herbst 1942 war er Chef des Stabes des Oberkommandos im Westen. Es war anfangs ein sogenannter ruhiger Posten gewesen, aber dafür hatte sich in den letzten Monaten umso mehr ereignet, das einen in schwere innere Konflikte brachte. Das gab es nicht an der Ostfront. Noch vor der Invasion hatte er selbst verschiedene Gespräche geführt, die nun als «hochverräterisch» gelten mussten, und er hatte Absichten gebilligt, die darauf hinausliefen, dass man sich mehr oder minder von Hitler lossagte, also rundheraus meuterte. Aber war das nicht allzu begreiflich, ja unumgänglich? Wie oft waren er und sein Stab darüber verzweifelt, was und wie Hitler der Front befahl und wieviel Unsinn er von den Generalen wie von der Truppe verlangte. Es war kein Wunder, dass sich gerade solche empörten, die über die seltsame Art der obersten Führung durch Hitler am besten Bescheid wussten.

Blumentritt selbst war nicht an dem Komplott des 20. Juli beteiligt – nur an den Vorbesprechungen. Aber nun wusste er, dass General von Stülpnagel und Oberstleutnant von Hofacker, dass Oberst Finckh, der Oberquartiermeister, mehr oder minder darin verwickelt waren, vielleicht auch sein Feldmarschall Günther von Kluge, den er verehrte, vielleicht auch der mit ihm freundschaftlich verbundene Generalleutnant Dr. Hans Speidel. Sie hatten mitangehört, was Hofacker gesagt und enthüllt hatte. Auch wenn Kluge und Speidel nichts unternahmen, hätte Blumentritt pflichtgemäss noch am Abend des 20. Juli die Festnahme von Stülpnagel, Hofacker und Finckh verlangen oder veranlassen müssen. Er war ja schliesslich der Nächstver-

antwortliche nach dem Feldmarschall. Als Chef des Generalstabs Ob. West wäre es seine Pflicht gewesen, unverzüglich dem Oberkommando der Wehrmacht Meldung zu erstatten und gleichzeitig Tatbericht gegen die Beteiligten einzureichen. Das alles hatte er unterlassen. Gewiss war er selbst im engeren Sinne unbeteiligt, auch von dem Attentat völlig überrascht, das er persönlich verurteilte, aber die Tatsache blieb, dass er Mitwisser geworden war – und schwieg.

Später hat Blumentritt in seinen persönlichen Aufzeichnungen über diese schweren inneren Konflikte geschrieben: «Selbst unbeteiligt und vom Attentat überrascht, hätte ich das, was nachher vor mir gesprochen wurde, sofort melden müssen! Aber – sollte ich die mir so nahestehenden Kameraden dadurch verraten, auf Grund aller Umstände und der Lage? Das konnte ich einfach nicht! Daher musste ich von jetzt ab schweigen, mich verstellen und damit selbst wenigstens in Verdacht geraten. Eine schwere Nervenbelastung trat ein. Vorne der Feind, hinten der wachsende Druck der Gestapo! Das ist das Kennzeichen der Zeit der nächsten Monate.»

Mit solchen und ähnlichen Gedanken betrat Blumentritt nach seiner Verabschiedung von den Herren der Kriegsmarine die nahegelegene Dienststelle des Sicherheitsdienstes. Dort war gerade wieder Einzug der Enthafteten. Er traf den Standartenführer Dr. Knochen und fragte nun seinerseits, sich harmlos stellend, was denn eigentlich los gewesen sei. Dr. Knochen erklärte mit einem gewissen verlegenen Lachen, sie seien am späten Abend plötzlich durch Teile des Wachregiments verhaftet worden, nun sei aber Gruppenführer Oberg zu General von Stülpnagel ins Majestic gefahren, um Aufklärung, beziehungsweise Rechenschaft zu fordern. «Ich fahre auch dorthin», sagte Blumentritt, «kommen Sie mit!» Knochen war damit einverstanden und setzte sich zu dem General in den Wagen. Und nun fiel dort auf einmal während der Unterhaltung zwischen den beiden das Stichwort, das den weiteren Verlauf des Abends, ja noch der nächsten drei Tage bestimmen sollte, als der Standartenführer erklärte: «Da muss nach oben eine Sprachregelung gefunden werden!» Sprachregelung! Ja, das war es! Eines der grossen Lösungs- und Zau-

berworte des Dritten Reiches war gefallen; mit seiner Hilfe konnte man unter Umständen bei einiger Geschicklichkeit aus Schwarz Weiss machen – und umgekehrt.

Im Kasino des Raphael war man inzwischen bereits wieder ziemlich munterer Stimmung, wie wir schon wissen, als Blumentritt und Knochen dort eintrafen. Es war etwa einviertel vor 3 Uhr. Freund und Feind dieser Nacht nach dem 20. Juli, Heer und SS, Botschafter und Stabsangehörige hoher Kommandobehörden, Widerständler und unentwegte Nationalsozialisten sassen an runden Tischen beisammen und tranken Wein und Champagner, ja hoben die Gläser gegeneinander, um auf ihre Gesundheit anzustossen. Die makabre Stimmung der Mitternachtsstunden schien inzwischen verflogen.

Blumentritt wollte seinen Augen nicht trauen, als er die Räume betrat und zum blauen Salon hindurchschritt. Da sassen ja Botschafter Abetz, General von Stülpnagel, Gruppenführer Oberg, General von Boineburg, Oberst von Linstow, Oberst Finckh und andere Offiziere und Mitglieder der Botschaft an ein und demselben Tisch in, wie es schien, angeregter und unbefangener Unterhaltung. Auch in der Nachbarschaft hatten sich ähnlich gemischte Gruppen gebildet, auch dort war man vielfach zu Sekt übergegangen und manche tranken beträchtlich. Da wurde auch General Blumentritt mit seinem SS-Begleiter nicht wie ein richtender Vorgesetzter empfangen, sondern begrüsst wie ein älterer Kamerad von «aufgekratzten» Kameraden. Von allen Seiten wurde er eingeladen, Platz zu nehmen. Er wehrte lächelnd ab, um direkt auf den Tisch Stülpnagels und Obergs loszusteuern. Es gab eine allgemeine Begrüssung. Knochen streckte sogleich General von Stülpnagel mit einer versöhnlichen Geste die Hand entgegen. Welch ein Unterschied zu der versteinerten Tischgesellschaft, die Blumentritt noch vor wenigen Stunden in La Roche-Guyon erlebte!

Nur einer fehlte jetzt an dieser Tafelrunde: der Oberstleutnant von Hofacker. Er hatte es nicht mehr länger in der Kasinogesellschaft ausgehalten. Unauffällig, in einer Niedergeschlagenheit ohnegleichen hatte er sich entfernt, kurz nachdem Stülpnagel Befehl gegeben

hatte, den Sicherheitsdienst wieder freizulassen. Der Aufstandsversuch in Paris war damit endgültig gescheitert, der Gesamtplan des Westens zunichte. Aber was dann? «Rette sich, wer kann?» Es galt zunächst, die Spuren zu verwischen. Hofacker konnte nicht ahnen, dass das eigentlich überflüssig war, da sich in den nächsten Stunden weitere unwahrscheinliche Dinge ereigneten.

Die andere Konspiration

Nach der Konspiration des 20. Juli hat es in Frankreich noch eine andere, allerdings von der ersteren sehr verschiedene Konspiration gegeben. Es war freilich keine Verschwörung im geschichtlichen Sinne, kein regelrechtes Komplott, das einen gewaltsamen Umsturz zum Ziele hatte; aber es war gleichfalls eine geheime Verabredung, von der nur die Beteiligten wussten. Das besonders Pikante dabei war die Tatsache, dass sich «Schwarze» und «Graue», Heer und SS, Wehrmacht und Sicherheitsdienst, also die Verhafteter wie die Verhafteten des 20. Juli in Frankreich daran beteiligten. Was noch zu retten war, sollte gerettet, eine gemeinschaftliche Front sollte gegen das Reichssicherheitshauptamt gebildet werden. Um ein Haar wäre dieses Komplott auch gelungen.

Blumentritt hatte sich an dem grossen runden Tisch im blauen Salon unter lauter Gesichtern niedergelassen, die ihm von diesem denkwürdigen Tag her nur allzu vertraut waren. Aber kaum hatte er eine Flasche Champagner bestellt, als Oberg neben ihm aufstand und halblaut sagte, dass er ihn draussen sprechen wolle. Man setzte sich in die Fauteuils draussen in der Hotelhalle. «Was ist denn eigentlich los?» fragte auch der SS-Gruppenführer zunächst einmal, wie in dieser Nacht immer wieder gefragt wurde. Wusste er wirklich nichts oder stellte er sich nur unwissend? «Doch wohl nur ein Irrtum, nichts weiter», begütigte Blumentritt. Es war viel gewonnen, dass sich Oberg mit Stülpnagel an einen Tisch setzte und sich offensichtlich versöhnlich zeigte. Auch wirkte, dass Abetz so eindringlich für eine

geschlossene Front in Frankreich geredet hatte. Sprachregelung – das Stichwort, das Dr. Knochen ihm vorhin gegeben, blitzte darauf Blumentritt durch den Sinn wie eine Erleuchtung. Mit halblauter Stimme gab er das Stichwort an Oberg weiter.

Wie? Der Gruppenführer stutzte einen Augenblick. Dann hatte er begriffen. Sprachregelung war das einzig Richtige und Vernünftige. Es kam zu einer lebhaften, halblaut geführten Unterhaltung.

Wenn man zu einer Sprachregelung kam, so hiess das, dass man eine plausible Ausrede für die Verhaftung fand – und zwar im beiderseitigen Einverständnis. Der SD hatte kein Interesse daran, diese Geschichte an die grosse Glocke zu hängen, nachdem er sich dabei nicht gerade mit Ruhm bekleckert hatte, wie der Kasinoausdruck lautete – und das Heer musste sich gleichfalls unter allen Umständen herausreden, sonst kam es bestimmt zu einer hochnotpeinlichen Untersuchung. Vor allem musste man sich gemeinsam gegen das Reichssicherheitshauptamt abdecken. Es war auch zweckmässig, für die schon unruhig gewordenen Franzosen, die alles sofort wieder erfuhren, eine Ausrede zu finden.

So hat man sich in der Tat bei diesem halblauten Gespräch unter vier Augen in grossen Zügen geeinigt, während die Kameraden weiterzehten. Oberg und Blumentritt verstanden sich rasch, ohne dass sie allzu viele Worte zu machen brauchten. Das Wachregiment, so schlug Oberg vor, sollte morgen in der Kaserne bleiben und der Kommandant von Gross-Paris in einer Ansprache erklären, er danke Offizieren und Mannschaften für die Alarmübung, sie sei ganz ausgezeichnet verlaufen und habe die Schlagkraft der Truppe im Falle innerer Unruhen erwiesen. Selbstverständlich sei die Übung zuvor mit der höheren SS-Führung vereinbart gewesen. Der Echtheit zuliebe habe man das aber vorher weder der Truppe noch dem SD bekanntgegeben. Daher die Überraschung des Sicherheitsdienstes. Das war also die Sprachregelung, die man in dieser seltsamen Nacht ausheckte. Auch Dr. Knochen, der nach einiger Zeit in die Halle kam, fand sie ganz seiner Anregung entsprechend. So konnte vielleicht

noch ein Mantel der Nächstenliebe über «diese ganz dumme Geschichte» gebreitet werden. Es ging eben nicht anders in diesem Dschungel der Fiktionen, in dem man sich immer tiefer verirrte. Blumentritt fiel ein Stein vom Herzen; auch Oberg und Knochen waren erleichtert, dass man diesen Ausweg gefunden hatte. Es war jedenfalls anständig von Seiten Obergs, sagte sich Blumentritt, dass er dazu bereit war und auf jede persönliche Rache verzichtete. Befriedigt ging man zu der Tafelrunde im blauen Salon zurück.

Draussen dämmerte schon der 21. Juli. Die getroffene Vereinbarung konnte rasch weitergegeben werden. In den Kasinoräumen des Raphael waren seit 3 Uhr morgens fast alle wichtigen Beteiligten beider Parteien wie die Kommandeure der Sicherungsregimenter versammelt. Gut, dass Blumentritt sie hierher bestellt hatte. Er sprach auch noch mit Boineburg in der Halle. Gegen 4 Uhr morgens, als es draussen schon hell war, skizzierte der Kommandant mit Oberg gemeinsam die Ansprache, die sie in wenigen Stunden an ihre Truppen zu halten hatten. Es ging doch nichts über eine kameradschaftliche «Abstimmung»!

Was war aber dann mit Stülpnagel? Konnte auch er sich stellen, als ob nichts geschehen und nur eine harmlose Alarmübung gewesen wäre? Das war wohl nicht angängig. Um eine formelle Untersuchung würde er wohl nicht herumkommen. So war und blieb der Militärbefehlshaber seines Dienstes enthoben, wenn bisher auch noch kein schriftlicher Befehl des Feldmarschalls vorlag. Aber der musste bald folgen. Darüber sprach Blumentritt noch mit aller Schonung zu Stülpnagel, nachdem er ihn auf die Seite genommen hatte.

Der abgesetzte Militärbefehlshaber sollte sich von jetzt ab in seiner Privatwohnung aufhalten, war also praktisch unter Hausarrest gestellt. Dann würde man weiter sehen. Stülpnagel sagte nicht viel zu dieser Eröffnung, die ihm nicht überraschend kam. Dem Anschein nach blieb er gelassen, ja gleichmütig. Aber in Wirklichkeit hatte er keine Hoffnung mehr, dass der Kelch noch einmal an ihm vorübergehen werde – trotz aller Bemühungen der Kameraden.

Das OKW greift ein

Die Munterkeit der übrigen Kasinogesellschaft steigerte sich noch, als der Morgen draussen graute. Gottlob, man hatte einen Ausweg gefunden. Er war der Vermittlung von Abetz, dem Einfall Knochens, dem kameradschaftlichen Verständnis Obergs und schliesslich der Menschlichkeit Blumentritts zu verdanken. Dieser fuhr einigermassen beruhigt nach 4 Uhr morgens wieder nach St. Germain zurück, nachdem er sich noch von Stülpnagel und der gesamten Tafelrunde freundschaftlich verabschiedet hatte. Jeden Nachmittag wollte er vorerst wiederkommen, um die Geschäfte des Militärbefehlshabers zu führen und die notwendigen Unterschriften zu leisten. Aber auch die Voruntersuchung gegen den Militärbefehlshaber wollte er in der Hand behalten. Wie er bestrebt war, von Anfang an Stülpnagel zu decken, zeigt die noch am frühen Morgen verfasste Notiz im Kriegstagebuch:

«Chef des Generalstabs Ob. West entledigte sich dem General d. Inf. von Stülpnagel gegenüber seines Befehls, klärte die entstandene Lage und stellte fest, dass der Militärbefehlshaber in Frankreich auf den Anruf eines angeblichen Ordonnanzoffiziers des Chefs Heeres-Rüstung und Befehlshabers des Ersatzheeres, dass das Attentat auf den Führer durch die Gestapo verübt sei, den Befehl gegeben habe, den gesamten SD zu entwaffnen und festzusetzen. Nach Klärung dieser Lage wurde festgestellt, dass alle Massnahmen als irrtümlich bereits rückgängig gemacht worden seien. In der anschliessenden Besprechung wurde festgelegt, dass vor der Öffentlichkeit die ganze Angelegenheit als eine Alarmübung von zwei Parteien zu bezeichnen sei. An den Führer und Obersten Befehlshaber werden durch den Ha auf Befehl Ob. West Fernschreiben des Herrn Feldmarschalls von Kluge und des Chefs des Gen. Stabs Ob. West aus Anlass des Misslingens des Attentatsversuchs auf die Person des Führers entsandt.»

Blumentritt hatte getan, was er konnte. Er hatte Deckungen aufgeworfen für den Kameraden von Stülpnagel und glaubte zunächst, wenigstens das Schlimmste verhindert zu haben.

Aber er sollte sich darin täuschen. Denn er hatte nicht mit der Angst gerechnet, der tiefen und panischen Angst, die in der Welt des Terrors zuweilen auch in den Herzen von wackeren Soldaten ausbricht, weil es ein grässlicher Unterschied ist, vor dem Feinde zu stehen und zu fallen – oder schimpflich hingerichtet zu werden. Eine solche Angst vor dem Terror hatte in dieser Nacht offenbar auch Kluge ergriffen. Während Blumentritt in Paris wegen der Sprachregelung verhandelte, muss der Feldmarschall das Oberkommando der Wehrmacht angerufen und dort die Eigenmächtigkeit Stülpnagels gemeldet haben.

Blumentritt kam gegen 4 Uhr morgens wieder nach St. Germain. Da war das Furchtbare bereits geschehen – auf seinem Schreibtisch lag schon ein fernmündlich durchgegebener Befehl des Feldmarschalls Keitel, dass sich der General von Stülpnagel sofort nach Berlin zu begeben habe, und zwar, wie es hiess, zur Berichterstattung. Blumentritt brauchte eine Weile, um mit diesem Fernschreiben fertig zu werden. Dann rief er den Feldmarschall an und meldete ihm die Hiobsbotschaft. Aber Kluge antwortete nur: «Die Dinge nehmen jetzt ihren Gang.»

Ja, leider war es Kluge persönlich gewesen, der Stülpnagel meldete oder, genauer gesagt, beim OKW anzeigte. Das wurde auch in der späteren Gerichtsverhandlung bestätigt. Es geschah gewiss nicht aus bösem Willen oder gar, um Stülpnagel ans Messer zu liefern, sondern aus der Zwangslage heraus, in der sich Kluge befand. Vor allem wünschte er offenbar nicht, dass ihm der SD in Frankreich mit dieser Meldung zuvorkomme, was bestimmt Verdacht auf ihn und seine Mitarbeiter gelenkt hätte. Einen solchen Verdacht aber musste Feldmarschall von Kluge unter allen Umständen vermeiden; denn jede Untersuchung, die ihn betraf, konnte gefährlich werden bei seinem Vorwissen und den Gesprächen, die er mit Goerdeler, Beck und Olbricht geführt hatte. So telefonierte Kluge mit Keitel oder Jodl. Die Sprachregelung war umsonst.

Umsonst war aber auch diese «Rückendeckung» Kluges. Der Verdacht Hitlers war inzwischen schon auf ihn gefallen, wenn auch nicht feststeht, wer ihn erweckt hat. Kronzeuge dafür ist Generaloberst

Guderian. Denn nach den «Erinnerungen eines Soldaten» hatte bereits am Nachmittag des 18. Juli ein ungenannter General der Luftwaffe zu Guderian gesagt, dass Kluge beabsichtige, ohne Wissen Hitlers einen Waffenstillstand mit den Westmächten zu schliessen und zu diesem Zweck demnächst in Verhandlungen einzutreten. Als Guderian sich dann am 21. Juli bei Hitler meldete, kam das Gespräch auch auf Kluge, wobei Hitler sagte: «Und im Übrigen ist er ein Mitwisser des Attentats!» Da aber Keitel, Jodl und General Burgdorf, der Stellvertreter des bei dem Anschlag schwerverwundeten Chefadjutanten Schmudt, einhellig erklärten, man könne den Feldmarschall von Kluge jetzt nicht entbehren, beließ ihn Hitler damals in seinem Kommando. In den kommenden Wochen zeigte sich jedoch, welche grässlichen Blüten der einmal erregte Verdacht des «Führers» noch treiben sollte. So ist das Schicksal des Feldmarschalls von Kluge der andere Teil der Geschichte des 20. Juli 1944 in Frankreich und seiner Folgen.

Letzte Begegnung

Wie aber ist der Gästeabend im Raphael ausgegangen? Darüber fehlen genaue Zeugnisse. Man weiss nur, dass er noch bis in die Helligkeit andauerte und noch manches getrunken wurde. Freiherr von Teuchert, der allerdings selbst nicht teilnahm, berichtet nach dem, was ihm Augenzeugen erzählt haben, zusammenfassend: «General von Stülpnagel bewahrt eiserne Ruhe und Zurückhaltung; er beschränkt sich nur auf die Erklärung, nach Befehlen gehandelt zu haben. Im allgemeinen bleiben noch die Formen gewahrt. Nur Admiral Krancke (der offensichtlich auch noch ins Kasino des Raphael kam) wird in unangenehmer Weise gegen Stülpnagel ausfallend. Die SS hat sich von dem Schock noch nicht erholt und ist offenbar noch unsicher, wer in diesem tragischen Spiel Fuchs und wer Hase ist.»

In den Morgenstunden hatte im Übrigen General von Stülpnagel noch eine merkwürdige Begegnung. Dr. Hans Buwert, den er im

Herbst 1943 vergeblich zu einer Fühlungnahme mit den Engländern nach Spanien und Portugal geschickt hatte – dieser selbe Dr. Buwert, deutscher Wirtschaftsbeauftragter in Frankreich, hatte in später Nacht noch durch Hofacker von den jüngsten Ereignissen erfahren und wollte Stülpnagel, den er verehrte, noch einmal sprechen. Er erwartete ihn am Eingang des Raphael. Kurz vor 7 Uhr erschien Stülpnagel. Als er Buwert sah, machte er kehrt und ging wieder ins Hotel zurück. Buwert folgte und hatte dann in einem der Salons des Hotels mit dem General ein letztes Gespräch. Stülpnagel war sich vollkommen klar darüber, was ihn erwartete.

«Sind Sie von Hofacker unterrichtet?» fragte er. Buwert nickte. Darauf Stülpnagel: «Das Schicksal hat gegen uns entschieden.»

Und nach kurzem Schweigen: «Es ist im Augenblick vielleicht für Sie nichts zu befürchten. Aber man ist nie sicher, wann die Häscher die Spuren aufnehmen. Ich persönlich werde mich den Konsequenzen meiner Handlungen nicht entziehen und mache mir keine Illusionen über das, was mich erwartet. Wir haben alle das Beste gewollt. Bringen Sie sich sobald wie möglich in Sicherheit. Schon Ihre Unterredung mit mir kann Ihnen zum Verhängnis werden. Warten Sie hier, bis ich das Hotel verlassen habe.»

Das waren die letzten Worte Stülpnagels zu Dr. Buwert. Dann drückte er ihm die Hand und ging. Er ging mit dem unbefangenen Selbstbewusstsein, das ihn immer auszeichnete und auch jetzt nicht verlassen hatte. Ruhig und gefasst verschwand er, als wäre nichts geschehen.

General von Stülpnagel hat in der letzten Nacht, die er noch in Paris zubringen sollte, kaum ein Auge zugetan. Es ist anzunehmen, dass er sich nach 4 Uhr morgens auf sein Zimmer zurückzog, wahrscheinlich, um dort zu vernichten, was nicht in fremde Hände fallen sollte. Er gab sich keiner Täuschung darüber hin was ihm trotz der Sprachregelung bevorstand.

Auch auf seinem Dienstzimmer im Majestic ist er offenbar noch einmal gewesen, um seine Papiere zu ordnen und verräterische Noti-

zen oder Merkzettel zu beseitigen. Wahrscheinlich ist er bald nach dem Gespräch mit Buwert hinübergegangen. Als sein Ordonnanzoffizier Dr. Baumgart und seine Privatsekretärin Gräfin Podewils zwischen 8 Uhr und 8.30 Uhr zum Dienst kamen, war er jedenfalls schon da. Der Befehl, dass er sich in Berlin zur Berichterstattung zu melden habe, erreichte ihn erst gegen 9 Uhr: Generalleutnant Winter, der Chef der Wehrmachtzentralabteilung im OKW telefonierte das im Auftrag Keitels und fügte noch hinzu, dass Stülpnagel fliegen sollte. Es war der gleiche Befehl, den Ob. West schon einige Stunden früher erhalten hatte. Ohne eine Miene zu verziehen und ohne sich dazu überhaupt zu äussern, im Gegenteil mit der Gräfin noch in gewohnter Weise ein Scherzwort wechselnd, so nahm Karl Heinrich von Stülpnagel diesen Befehl zur Kenntnis. Er wusste sofort, dass dies sein Todesurteil bedeutete.

Ohne Angabe des Zeitpunkts ist am 21. Juli im KTB Ob. West vermerkt: «Der Militärbefehlshaber in Frankreich, General der Infanterie von Stülpnagel, wird zum Vortrag zum Chef des OKW befohlen. Für die Dauer seiner dienstlichen Abwesenheit führt der Chef des Generalstabs Ob. West die Geschäfte des Militärbefehlshabers in Frankreich unter Beibehalt der Geschäfte des Chefs des Generalstabs Ob. West.»



Bei der Enthftung des Sicherheitsdienstes war es inzwischen zu einem bemerkenswerten Intermezzo gekommen. Als die Gefangenen nämlich nach ihrer so kurzen Haft gegen 3 Uhr morgens wieder in Freiheit gesetzt und auf die Lastkraftwagen verladen werden sollten, um zu ihren Dienststellen gefahren zu werden, da weigerte sich eine ganze Anzahl von ihnen, die Zellen zu verlassen. Auf die erstaunte Frage der Wachen, warum sie dableiben wollten, erwiderten sie, sie wüssten ja nicht, ob sie jetzt vielleicht «auf der Flucht erschossen»

werden sollten. Die Furcht, die manche von ihnen einmal verbreitet hatten, fiel nun auf sie selbst zurück.

Die Truppe musste am 21. Juli die Komödie der Sprachregelung über sich ergehen lassen, wie abgesprochen. Diese Komödie war im Übrigen wohl nicht so sehr für sie als für die Öffentlichkeit bestimmt. Wohl oder übel musste man sich an die nun einmal getroffene Abrede halten und die Erklärung verlesen, wie sie Oberg noch persönlich diktiert hatte. Oberstleutnant von Kraewel hatte gleichzeitig Befehl bekommen, sein Regiment um 9 Uhr antreten zu lassen.

Pünktlich zur festgesetzten Stunde stand das II. Bataillon, das gestern seine Schlagkraft bewiesen und die Verhaftungen so glänzend durchgeführt hatte, im offenen Viereck, um «sprachgeregelt zu werden». Der Kommandant von Gross-Paris, Generalleutnant Freiherr von Boineburg-Lengsfeld, erschien mit seinem Stellvertreter, Generalmajor Brehmer. Kraewel meldete seine Truppe, und dann verlas Boineburg die genau formulierte Erklärung.

«Es ist begreiflich,», schreibt von Kraewel in seinen Erinnerungen an dieses Ereignis, «dass diese Erklärung sowohl bei Offizieren wie Mannschaften grosse innere Empörung und Aufregung hervorrief, weil diese ‚Version‘ doch niemand geglaubt hat.» So war sie praktisch ein Schlag ins Wasser. Aber sie bedeutete doch, was der Mann in der Truppe nicht wissen konnte, den gemeinsamen und vielleicht verzweifelten Versuch, die Kameraden zu decken und eine hochnotpeinliche Untersuchung von ihnen abzulenken. Den gemeinsamen Bemühungen von SS und Heer ist dies auch vorerst gelungen. Wenn dann die Verfolgung auch nach Paris und Frankreich Übergriff, so hatte das andere Gründe. Oberg und Knochen haben sich jedenfalls so lange an die getroffene Vereinbarung gehalten, bis von Berlin aus strikte Befehle kamen, die ein weiteres Stillhalten unmöglich machten.

Übrigens schreibt von Kraewel auch von einem nächtlichen oder frühmorgendlichen Anruf Himmlers beim Pariser Sicherheitsdienst. Der Reichsführer SS habe dabei seiner Entrüstung darüber Ausdruck gegeben, dass überhaupt kein Widerstand gegen das Heer geleistet wurde. Aber gerade dieser Vorwurf ist offensichtlich entkräftet wor-

den, denn wenige Tage danach wurde Gruppenführer Oberg zum Obergruppenführer befördert. Oberg, der frühere Heeresoffizier, hat allerdings diese besondere Gunst wie seine SS-Karriere bitter büßen müssen. Denn da er sein Amt als Höherer SS- und Polizeiführer in Frankreich seit 1943 bis zum dortigen Zusammenbruch ausübte, sitzt er heute noch als Untersuchungsgefangener mit Dr. Knochen zusammen in einem französischen Gefängnis und wartet noch immer auf sein Urteil.

Durch den Anruf Himmlers wird auf der anderen Seite aber auch Feldmarschall von Kluge einigermassen entlastet. Wir wissen ja, dass nicht nur er, sondern auch jene SS-Fernschreibstelle, die übersehen worden war, in der Nacht des 20. Juli 1944 ins Reich berichtete. Es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, dass diese Meldung auch vom Reichsführer SS an Hitler und das Oberkommando der Wehrmacht weitergegeben wurde. Erst auf diese beiden Meldungen hin wurde dann wohl von Keitel befohlen, der General von Stülpnagel solle nach Berlin zur Berichterstattung kommen. Der Verdacht, dass Stülpnagel im Einverständnis mit Beck gehandelt habe, musste sich im Übrigen rasch auf den ersteren lenken, nachdem bekannt war, wie eng früher die beiden Generale im Generalstab des Heeres als Chef und Oberquartiermeister I zusammengearbeitet hatten. Über kurz oder lang musste man auch von hier aus auf die Spur ihrer geheimen Verabredung stossen. So bleibt es besonders tragisch, dass der Versuch, Stülpnagel vor dem Schlimmsten zu retten, misslang, obwohl sich auch die von ihm verhafteten Pariser SS-Führer daran beteiligten.

Eines haben allerdings diese SS-Führer wohl ebensowenig gewusst wie General Blumentritt oder Abetz, als sie die Sprachregelung trafen: dass einige «Belastete» wahrscheinlich nach einem gelungenen Aufstand hingerichtet worden wären. Auch das muss hier um der Wahrheit und Vollständigkeit unseres Berichtes willen gesagt werden. Im Hofe der École Militaire, der Unterkunft des Wachregiments Nr. 1, wurden jedenfalls schon um Mitternacht die Sandsäcke aufgebaut, vor denen diejenigen SD-Führer erschossen werden

sollten, über die das beabsichtigte Standgericht der Widerstandskräfte vielleicht noch im Morgengrauen das Todesurteil gesprochen hätte. Dieser vorbereitete Kugelfang wurde in der Frühe des 21. Juli noch vor dem Antreten der Truppe in aller Eile und Stille beseitigt.

Dritter Teil

VERFOLGER UND VERFOLGTE

Achtzehntes Kapitel

HINTER DEN KULISSEN

Das nächtliche Symposion in den Kasinoräumen des Raphael blieb nicht das einzige abenteuerliche Ereignis in der turbulenten Pariser Nacht vom 20. auf den 21. Juli 1944. Zur gleichen Zeit ereignete sich noch manches andere in den übrigen Stockwerken des Hotels, das zu diesen dramatischen Geschehnissen gehört, jedoch ohne Zeugen und Zuschauer: es geschah gleichsam hinter den Kulissen. Wir wissen es aus den Erinnerungen und Berichten der Überlebenden.

Aus La Roche-Guyon war ja nicht allein General von Stülpnagel, sondern waren auch noch die Mitverschworenen Hofacker und Horst wieder zurückgekommen, und mit ihnen Baumgart, der selbst nicht mit eingeweiht war, aber inzwischen manches wusste und noch mehr ahnte. Als Horst und Hofacker um die Mitternachtsstunde in das Hotel zurückkehrten, mussten sie auf Grund der Entscheidung Kluges bereits das Schlimmste für den Aufstandsversuch befürchten. Nach der Rundfunkansprache Hitlers, Görings und Dönitz', den Märschen und dem dreifachen «Sieg-Heil» auf den Führer, das auch hier ausgebracht werden musste und im ganzen Hause wiederhallte – danach sank jede Hoffnung auf ihre Sache in sich zusammen. Vollends griff schreckhafte Sorge nach ihnen, als sie erfuhren, dass man die Gestapo hatte wieder freilassen müssen. Da schien höchste Gefahr im Verzüge – und zwar für sie ganz persönlich.

Nun galt es, die noch vorhandenen Spuren des beabsichtigten Staatsstreichs zu verwischen. Die Gestapo durfte nichts finden, wenn sie kam, nicht das geringste! Zu diesem Zeitpunkt waren die Einge-

weithen jedenfalls fest davon überzeugt, dass die Häscher nicht zögern würden, sobald sie nur wieder in Freiheit waren, Dienststellen und Wohnungen zu durchsuchen und die ersten Verhaftungen vorzunehmen, vielleicht bereits in der nächsten Stunde und bestimmt im grauen Morgen. Bis dahin musste jedes verdächtige Zeichen getilgt sein. Die kleine Widerstandsgruppe hatte ja keine Ahnung von jener unerwarteten Sprachregelung, die gerade in diesen Stunden erfolgte. Während man unten im Raphael noch trinkt, lacht und sich zuprostet, während man in der Halle vereinbart, die ganze Angelegenheit zu vertuschen, geistert die Furcht vor dem Terror durch die Hotelzimmer der oberen Stockwerke.

Stülpnagel ging, wie wir wissen, mit Hofacker zu der lauten Tischgesellschaft hinein, während Horst und Baumgart in den oberen Etagen verschwanden. Horst verständigte in aller Eile Teuchert, Bargatzky und Thierfelder. Da sind Befehle entworfen, Aufrufe vorbereitet, Anordnungen und Listen mit den verschiedensten Namen niedergeschrieben worden, die weiteren Aktionen dienen sollten. All das muss jetzt verschwinden – und zwar sowohl im Raphael wie im gegenüberliegenden Majestic. Dort, in den Büchern einer grossen französischen Hausbibliothek zum Beispiel sind die Unterlagen einer geplanten künftigen Stellenbesetzung versteckt – vielen Kameraden könnten sie noch das Leben kosten, wenn man sie finden würde! Aber wohin mit diesen Papieren jetzt im Hochsommer? In den Kaminen kann man sie nicht verbrennen, das würde auffallen. So zerreisst man sie in kleine Stücke und Schnitzel und lässt diese dann in den verschiedenen Toiletten verschwinden. Bei aller Vorsicht ist nicht zu vermeiden, dass über die mitternächtlichen Gänge immer wieder Gestalten huschen, die Türen leise geschlossen und wieder geöffnet werden. Aber es besteht noch keine Gefahr der Entdeckung, solange die SS-Führer im Kasino sitzen und trinken, solange das Stimmengewirr heraufschallt.

Nach 2 Uhr nachts können sich die Verschworenen im Raphael den Schweiss von der Stirne wischen und aufatmen: die Konterbande ist beseitigt. Dann, als sich weiter nicht das Geringste ereignet und

das Symposium weitergeht, verschwinden auch noch die letzten verdächtigen Zettel. Sämtliche Unterlagen des Aufstands sind damit vernichtet, aber auch dieser selbst ausgelöscht! Nun mag kommen, was und wer will: man wird nichts mehr vorfinden, auch wenn man das Oberste zu unterst kehren sollte. Die Mitwisser und Eingeweihten aber werden schweigen – das haben sie sich versprochen.

Noch vor 3 Uhr nachts, also noch ehe General Blumentritt im Raphael eintraf, konnte Hofacker das Hotel unbehelligt und «unbeschrieben» verlassen. Vom Foyer aus hatte er noch einen Blick in den blauen Salon geworfen, wo Stülpnagel noch immer mit Linstow, Finckh und Boineburg sass – und alle zusammen mit Abetz und Oberg. Hofacker ging noch gemessen zum Eingang, dann aber stürzte er wie getetzt über die Strasse. Nach diesem furchtbaren Tag war er mit seinen Nerven am Ende. Er konnte ja nicht ahnen, dass der SS-Gruppenführer Oberg selbst ihm, Caesar von Hofacker, dem leidenschaftlichsten Gegner des Systems – wiewohl nomineller Parteigenosse von 1937! •— noch eine Gnadenfrist von vier Tagen lassen und auch gegen die anderen gefährdeten Widerstandskräfte vorläufig nichts unternehmen werde.

Hofacker glaubte in dieser Nacht schon die Verfolger auf seinen Fersen. In fliegender Eile, dabei erschöpft bis zum Umfallen, so fuhr er zunächst zur Wohnung von Dr. Michel, dem Chef der Militärverwaltung. Dieser Vertraute, der ihn noch vor zehn Tagen ins Reich begleitet hatte, musste vor allem Bescheid wissen, denn er hatte ja eine zentrale Stellung im Bereich der Pariser Verschwörung, die Schlüsselstellung auf dem zivilen Sektor im Falle des Umbruchs. Er musste also vor allen anderen gewarnt werden.

«Es ist alles in den Eimer gegangen!» stiess Hofacker hervor, als er in das Zimmer von Dr. Michel hineinwankte. In kurzen, abgehackten Sätzen berichtete er, nachdem er sich in einen Sessel hatte fallen lassen. Der sonst so energische und entschlossene Hofacker hatte in dieser Stunde offensichtlich die Fassung verloren. «Alles ist zusammengebrochen», rief er aus, «zuerst bei Kluge, dann in Berlin und

jetzt noch in Paris, es hat nicht sein sollen!» Das war es ja immer, was er befürchtet hatte. Wie überzeugt hatte Hofacker noch vor zehn Tagen auf der gemeinsamen Fahrt nach Berlin die Aufrufe für die Erhebung vorgetragen, die er auswendig gelernt hatte! Dr. Michel erinnerte sich der leidenschaftlichen Worte genau, die Hofacker damals halblaut im abgeschlossenen Wagen sprach.

Caesar von Hofacker hetzte weiter. Sein nächstes Ziel war seine eigene Wohnung im Hotel Royal Monceau in der Avenue Hoche. Bleich wie die Wand erschien er dort im Morgengrauen. Er fuhr im ersten Augenblick zurück, nachdem er die Türe geöffnet hatte, denn er sah eine Gestalt im matt erleuchteten Zimmer sitzen. Wer war das? Einen Schritt nähertretend, erkannte er Gotthard von Falkenhausen, seinen alten Freund und Vertrauten. Falkenhausen war aufgesprungen und streckte ihm die Hände entgegen. Den ganzen Abend, die Nacht über hatte er vergeblich gewartet. An der Art, wie Hofacker hereinkam, erkannte er sofort: es war alles vergeblich. Vollkommen überflüssig, darüber viel zu sagen.

«Aber was nun?» fragte Falkenhausen. Hofacker, in seinem Sessel zusammengesunken, zuckte die Achseln. Jetzt galt es die Rettung des eigenen Lebens. Schon Dr. Michel gegenüber hatte er davon gesprochen, dass er unbedingt fliehen müsse; dies sagte er jetzt auch zu Falkenhausen. Sollte man tatenlos zu warten, bis man verhaftet wurde? Sollte man stillsitzen, bis sie mit hartem Knöchel an die Türe klopfen? Nein, er war nicht der Mann, sich Verhören oder gar der Folter auszusetzen. Man kannte doch die Methoden, und sie würden gewiss damit auch vor einem deutschen Soldaten nicht Halt machen, erst recht nicht, wenn er sich als entschiedener Gegner bekannte. Die Namen der Mitwisser und Eingeweichten würde man sicher aus ihm herauspressen wollen. Hofacker hatte ja bei Kluge bekannt, wo er stand, wie er dachte und was er wollte. Nach dem Zusammenbruch des Komplotts gab es für ihn nichts anderes als Untertauchen.

Untertauchen! Das war der einzige Gedanke, der Hofacker in den frühen Morgenstunden des 21. Juli beherrschte. Falkenhausen muss-

te dem Freund recht geben. So gab er ihm alles französische Geld, das er gerade bei sich hatte, einen Betrag von etwa 4'000 Francs, damals immerhin 200 RM, damit er fürs erste weiterkomme. Dann nahmen die Freunde Abschied – für immer, wie sie in dieser Stunde glaubten.

Wohin sollte sich Hofacker wenden? Nach seiner Meinung war er jetzt Freiwild geworden, ein Geächteter und Verfemter. Die nationalsozialistische «Volksgemeinschaft» hatte ihn ausgestossen. Er war kein Deutscher mehr, höchstens ein künftiger «Europäer». Sollte er da nicht in Frankreich, bei französischen Freunden untertauchen?

Dieser Ausweg lag tatsächlich nahe. In den Pariser Jahren hatte er schon manchem Franzosen geholfen; nun war er es selber, der Hilfe brauchte. Aber woher kam die Hilfe? Falkenhausen dachte an gemeinsame französische Freunde, aber es gab da ungeschriebene Regeln. Die Entscheidung darüber musste er Hofacker selbst überlassen. Er konnte nichts anderes tun, als ihm zuzureden und darauf hinzuweisen, dass seine Freundeshilfe ihm in jedem Falle sicher sei. Hofacker nickte, aber er sagte nichts weiter.

Dann machte sich Falkenhausen auf den Heimweg. Hofacker war bereits am Packen. Die Freunde nahmen Abschied. Sie konnten damals noch nicht voraussehen, wie merkwürdig eng sich ihr Schicksal in den nächsten Tagen verknüpfen sollte.

An dem gleichen 21. Juli schrieb Ernst Jünger, Hauptmann und Offizier z.b.V. im Stabe des Militärbefehlshabers, in seinem Pariser Tagebuch, das er 1947 unter dem Titel «Strahlungen» veröffentlichte:

«Gestern Abend wurde der Anschlag bekannt. Die höchst gefährliche Lage gewinnt damit noch eine besondere Zuspitzung. Der Attentäter soll ein Graf Stauffenberg sein. Ich hörte den Namen bereits von Hofacker. Das würde meine Meinung bestätigen, dass an solchen Wendungen die älteste Aristokratie ins Treffen tritt. Aller Voraussicht nach wird diese Tat furchtbare Gemetzel einleiten. Auch wird es immer schwieriger, die Maske zu bewahren. – So geriet ich heute Vor-

mittag in einen Wortwechsel mit W., der das Ereignis als eine ‚unerhörte Schweinerei‘ bezeichnete. Dabei bin ich seit Langem der Überzeugung, dass durch Attentate wenig geändert und vor allem nichts gebessert wird. Ich deutete das schon in der Schilderung Sunmyras den ‚Marmorklippen‘ an.»

Neunzehntes Kapitel

DIE TRAGÖDIE AN DER MAAS

Das Gemetzel, das Ernst Jünger voraussagte, sollte nicht lange auf sich warten lassen. In Berlin hatte es schon um die Mitternachtstunde des 20. Juli begonnen, während in Paris das Schicksal noch einmal den Atem anzuhalten schien. Jedenfalls kam es bis zum Morgen des 21. Juli zwar zu abenteuerlichen Ereignissen, aber noch zu keinem Blutvergiessen von irgendeiner Seite. Erst am späteren Nachmittag sollte in Frankreich der erste Schuss fallen, das erste Blut für eine hohe, aber verlorene Sache vergossen werden.

In Frankreich war das erste blutige Opfer des vergeblichen Aufstandsversuchs gegen Hitler niemand anderer als der bisherige Militärbefehlshaber Karl Heinrich von Stülpnagel. Blumentritt hatte ihm kameradschaftlich helfen wollen, aber der Feldmarschall von Kluge hatte Stülpnagels Eigenmächtigkeit «pflichtgemäss» gemeldet. Am späteren Nachmittag dieses 21. Juli legte Stülpnagel die Hand an sich selber. Aber er schoss daneben – unter besonders tragischen und ereifenden Umständen. Bis auf einige dunkle Stellen konnte dieses düstere Ereignis in eingehenden Nachforschungen in allen Einzelheiten geklärt werden.

Am 21. Juli gegen 9 Uhr vormittags wurde bekanntlich General von Stülpnagel nach Berlin «zur Berichterstattung» befohlen. Danach war er etwa eineinhalb Stunden hinter der Doppeltür seines Arbeitszimmers im Majestic verschwunden. Es war ein Freitag und es regnete. So unterliess es der scheidende Militärbefehlshaber, sich einen Platz im Kurierflugzeug zu bestellen oder mit einer eigenen Maschine zu fliegen, wie Berlin ursprünglich gewünscht hatte. Er wollte

im Wagen nach Deutschland fahren und hatte dafür auch seine besonderen Gründe. Dem OKW liess er durchsagen, dass er sich am Samstag, dem 22. Juli um 9 Uhr vormittags dort melden werde. Es war nichts Auffallendes an diesen Anordnungen wie an seinem sonstigen Verhalten.

Gegen 11 Uhr öffnete sich die Doppeltüre wieder. Der General, inzwischen ja als Militärbefehlshaber abgesetzt, hatte in der Zwischenzeit niemand mehr zum Vortrag empfangen. Nur Linstow war noch einmal gekommen, aber nur wenige Minuten bei Stülpnagel geblieben.

Um 11.30 Uhr wollte der General abfahren, und zwar allein, ohne seinen persönlichen Ordonnanzoffizier, der ihn sonst immer begleitet hatte. Freundlich, aber entschieden hatte er Baumgarts Begleitung abgelehnt, auf dieser Fahrt wollte er ganz allein sein. Herzlich wie stets und in keiner Weise erregt erscheinend, verabschiedete er sich dann von Baumgart und der Gräfin Podewils, die seit fünf Vierteljahren für ihn gearbeitet hatte.

War denn an diesem Vormittag schon alles verloren? Es schien doch, als ob noch einige Hoffnung bestehe. Wie es hiess, sollte Oberst von Linstow noch einmal nach La Roche-Guyon fahren und sich bei dem Feldmarschall melden. Vielleicht wusste General Speidel noch einen Ausweg, den Kluge billigte. Jedenfalls schien das auch Stülpnagel nicht für ganz ausgeschlossen zu halten, da er selbst Linstow diese Fahrt nahelegte; ja er hatte sogar noch eine Weile die Absicht, mit seiner eigenen Abfahrt bis zur Rückkehr Linstows zu warten. Aber wahrscheinlich wurde ihm inzwischen bekannt, dass Kluge selbst das OKW unterrichtet hatte. Da war wohl nichts mehr zu machen . . . Die Dinge mussten nun doch ihren Lauf nehmen.

So verabschiedete sich der General von Stülpnagel gegen 11 Uhr vormittags von seinen nächsten Mitarbeitern. Er tat es so, als ob er nur ein neues Kommando anzutreten hätte. In dem Augenblick, da er gehen wollte, fiel ihm noch ein, er habe ja die Absicht gehabt, mit Ernst Jünger zu frühstücken, wie oft, wenn er nach guter Gesellschaft verlangte. «Es tut mir leid», sagte er zur Gräfin Podewils, «dass es

jetzt nicht mehr geht. Aber grüssen Sie Hauptmann Jünger noch einmal herzlich von mir und sagen Sie ihm von meiner Berliner Reise.»

Dann schloss sich die Tür hinter Karl Heinrich von Stülpnagel. Vor dem grossen Portal des Hotels an der Avenue Kleber präsentierten die Doppelposten zum letzten Male vor dem scheidenden Militärbefehlshaber.

Stülpnagel nimmt Abschied von der französischen Hauptstadt, in der er zweieinhalb Jahre gewirkt hat. Vielleicht der mächtigste Mann Frankreichs in dieser Zeit, hat er sich immer besonders zurückgehalten und kaum der Öffentlichkeit gezeigt. Er hat nicht zu repräsentieren oder gar zu diktieren versucht, sondern ausgeglichen und vermittelt. Als deutscher Soldat der alten Schule wie als Edelmann europäischer Prägung hat er mitten im Kriege die Brücken zwischen Deutschland und Frankreich offenhalten wollen. Nach seinem Dienstantritt im Februar 1942, als er noch mit einigen Hoffnungen kam, ist ihm das immer schwerer und schliesslich unmöglich gemacht worden. Er sah weiter als die kurzsichtigen Männer, die die Partei nach Frankreich schickte, und er sah staatspolitisch sehr viel weiter als Hitler . . . Was hiess denn das: «Recht des Siegers?» Dieses «Recht», auf das die Augenblicksmenschen pochen mochten, fand seine Grenzen – nicht nur in den göttlichen Geboten, sondern auch in der gewachsenen und geschichtlich begründeten Ordnung des Erdteils, die niemand willkürlich stören durfte, wie in dem natürlichen Lebensrecht des Besiegten, das auch nach der Niederlage weiterbestand.

Nur aus einem solchen geschichtlichen Denken konnte die Zukunft erwachsen. Man musste an diese Zukunft denken, an die Zeiten des Friedens, die an Macht den Krieg übertrafen, an die grossen Epochen, da die Nationen neuerdings vor die Aufgabe gestellt sein würden, friedlich zusammenzuleben und den minder zivilisierten Völkern ein Vorbild zu geben. Wie oft hatte sich Stülpnagel mit diesen Gedanken beschäftigt; wie oft war im vertrauten Kreise davon die Rede! Dies und Ähnliches hatte auch in der Friedensschrift Ernst

Jüngers gestanden. Feldmarschall Rommel, Speidel, Stülpnagel, Walter Bargatzky – das waren ihre ersten Leser.

Gerade um den 20. Juli waren diese entscheidenden Fragen beim Militärbefehlshaber noch einmal zur Debatte gestanden. Aber mit welchem Unverständnis wurden sie von den Parteipolitikern aufgenommen! Gerade um diese Zeit hatte Gauleiter Sauckel verlangt, dass man den ganzen Jahrgang 24 der jungen Franzosen ausheben und zum Arbeitseinsatz nach Deutschland bringen sollte.

Gewiss war kein Zweifel, dass in der Heimat dringend Arbeitskräfte für die Rüstung gebraucht wurden. Sauckel konnte sich auch auf einen Führerbefehl berufen. Aber was besagte das schon vor jener anderen höheren Rücksicht! Weder Sauckel noch Hitler bedachten, nur ihren Augenblickserfolgen verhaftet, wie sich ein solcher Befehl praktisch auswirkte. Sämtliche deutschen Stellen, vom Oberbefehlshaber über den Militärbefehlshaber bis zum Höheren SS- und Polizeiführer und Botschafter – sie wandten sich allesamt ganz entschieden gegen die Zwangsaushebung, weil sie die Folgen voraussahen. Schon zu Tausenden waren die jungen Franzosen vor der Zwangsverschickung nach Deutschland in die Berge und Wälder zu den Maquisards geflüchtet; Zehntausende würden ihnen noch folgen und kein Deutscher dies mehr verhindern können. Dazu fehlten einfach die Kräfte. Nur die französische Geheimarmee, die AS (Armée Secrète), ironischerweise auch Armée Sauckel genannt, würde einen unvorstellbaren Zulauf erhalten. Das aber bedeutete höchste Gefahr im Rücken der deutschen Truppen. Nach dem Gelingen der Invasion und bei der kritischen Kriegslage der Normandiefront war kein Mann mehr verfügbar, den «Maquis» auch nur niederzuhalten. War man denn im Führerhauptquartier blind? War es nicht ein Gebot des gesunden Menschenverstandes, jetzt solche Experimente zu unterlassen?

Gestern war in der «Wolfsschanze» die ultima ratio, der letzte Ausweg, gescheitert. Da war es allerdings besser, man fuhr nach Berlin «zur Berichterstattung» – und setzte seinem eigenen Leben auf dem Wege dorthin ein Ende.

Die Fahrt nach Verdun

Um die Mittagsstunde des 21. Juli hat der ehemalige Militärbefehlshaber in Frankreich Paris für immer verlassen. Sein Abschied wurde nur der nächsten Umgebung bekannt. Um diese Zeit war das Kasino im Raphael, in dem er noch einen kleinen Imbiss einnahm, noch leer von Besuchern und Gästen. Nur Baumgart, den Ordnonanzoffizier, hatte es nicht länger im Vorzimmer gehalten. Während sich Stülpnagel Kaffee für seine Feldflasche machen liess, sassensich die beiden noch eine Weile gegenüber. Es fiel ihnen schwer, Worte zu finden. Inzwischen war der Wagen vorgefahren. Stülpnagel erhob sich und Baumgart mit ihm. Einen Augenblick schien der General zu zögern, bevor er die Stufen der kleinen Freitreppe am Hotelportal hinabschritt, aber dann fasste er sich. Wortlos stieg er in den wartenden Wagen.

Da kam die Gräfin Podewils noch einmal über die Strasse gesprungen, ganz ausser Atem. Vom Fenster aus hatte sie gesehen, wie Stülpnagel vor das Portal trat, und lief aus dem Zimmer. Viele Stufen auf einmal nehmend, eilte sie die Treppe hinunter und stürzte auf die Strasse. «Herr General», rief sie schon von Weitem, als könne sie mit diesem Aufschrei den Scheidenden noch einmal aufhalten. Sie wollte ihm zum letztenmal die Hand drücken. Stülpnagel lächelte über so vielen ergreifenden Eifer, aber seine Hand war heiss und fiebrig, als er sie nun der Gräfin entgegenstreckte – endgültig zum letzten Male. «Leben Sie wohl, leben Sie alle wohl», murmelte er, mehr konnte er nicht sagen. Das war der Abschied für dieses Leben. Die Gräfin wusste es. Sie musste sich abwenden, um die Tränen zu verbergen, die ihr in die Augen schossen. Da fuhr schon der Wagen an, die Avenue Kléber hinunter zum Etoile. Er war rasch im Strassengewühl verschwunden.

Stülpnagel fuhr durch Paris in östlicher Richtung nach Deutschland. Er fuhr noch einmal die breite Prachtstrasse der Champs Elysées entlang, die die Spitze der deutschen Truppen am 14. Juni 1940 vormittags 10.30 Uhr erreicht hatte; er kreuzte die Place de la Concorde mit dem Marineministerium am Nordrand, auf dem die

Reichskriegsflagge im Sommerwind wehte – und dann tauchte der Wagen im Gewühl von Paris-Mitte mit den eleganten Läden, Bummelern und Bummlerinnen unter. Kleinere deutsche Kolonnen, grau-braune Fahrzeuge mit frischem Reisig getarnt, und einzelne raselnde Panzer zogen in entgegengesetzter Richtung vorüber. An den Strassenecken standen wie immer französische Polizisten und legten gemessen und höflich die Hand ans Käppi, wenn sie den deutschen General in dem Wagen erkannten. Aber sie ahnten gewiss nicht, dass es der abgesetzte Militärbefehlshaber in Frankreich war, den sie da zum letztenmal grüssten. Von dem Putsch gegen die Gestapo gestern Abend hatte nicht einmal die Résistance in Paris nähere Nachricht erhalten.

Es ist eine mächtige Strecke von der französischen nach der deutschen Hauptstadt von damals. Aber nur an 300 Kilometer sind es von Paris über Verdun nach Metz – und diesen Weg nimmt der Wagen Stülpnagels, nachdem er an der Gare de l'Est vorüber die nordöstlichen Vororte passiert hat. Hinter Ville Parisis kann er seine Geschwindigkeit steigern, da man auf die freie Strecke gelangt und der Regen inzwischen aufhört. Doch schon in Meaux, der ersten Landstadt an der Marne, 60 Kilometer vor Paris, wo Anfang September 1914 der deutsche Vormarsch in Frankreich endgültig erlahmte – da streikt der Motor des Wagens und ist nicht wieder in Gang zu bringen. So muss das Kraftfahrzeug durch ein anderes ersetzt werden. Man ruft dieserhalb in Paris an und muss wohl oder übel warten, bis der Ersatz wagen eintrifft. Stülpnagel schläft unterdessen auf dem Feldbett einer Garage zu Tode ermüdet noch einen kurzen, bleiernem Schlaf, den letzten gesunden Schlaf seines Lebens.

Erst gegen 3 Uhr nachmittags kommt das Ersatzfahrzeug aus Paris. Die Reise geht weiter. Man fährt das Marnetal entlang, an Châteaux-Thierry und Epernay vorüber. Bei St. Ménéhould, am Rand der Argonnen, grüsst das hohe Standbild der heiligen Génévieve von den Höhen, nach 1918 von den Franzosen zum Dank dafür errichtet, dass hier der deutsche Vormarsch aufgehalten wurde. Aber der von 1940 ist auch darüber hinweggegangen.

Bald darauf taucht die Strasse in den Argonnerwald unter. In den dichten Buchenwäldern, die sie zu beiden Seiten begleiten, sind die Schlupfwinkel des Maquis, der französischen Partisanen. In den letzten Wochen haben sich hier zahlreiche Überfälle ereignet, so dass, wie in Russland, eigentlich nur im Geleitzug gefahren werden darf. General von Stülpnagel lässt halten. Es ist Zeit, die Waffen auszuprobieren, die sie mitgenommen haben, um für den Eventualfall bereit zu sein, wie seine Begleiter meinen. Aus der Maschinenpistole des Beifahrers werden Probeschüsse abgegeben. Auch Stülpnagel erhebt die Pistole und feuert vom Wagen aus einige Schüsse auf einen Baumstamm am Waldrand. Er hat lange nicht mehr geschossen. Dann geht die Fahrt weiter.

Man kommt unangefochten durch die Argonnen. Wie ausgestorben zieht sich die Strasse im grünen Schatten der Buchenwälder, kaum dass man ab und an einem stark gesicherten deutschen «Geleitzug» begegnet. Vereinzelt zeigen sich noch die Spuren des ersten Weltkriegs, zerschossener Wald, eingefallene Gräben und Unterstände, tote, zersplitterte Baumstümpfe. Man fährt mit gespannter Aufmerksamkeit. Unteroffizier Fischer, Beifahrer und persönliche Ordonnanz Stülpnagels, hält die Maschinenpistole schussbereit auf den Knien. Feldwebel Schauf, der Fahrer, fährt 80 und 100 Stundenkilometer. Man kann ja nicht wissen ...

Ohne Zwischenfall gelangt man am späten Nachmittag wieder in freieres Gelände. Die Sonnenstrahlen fallen schon schräg aus den aufreissenden Wolken. Bald taucht die flache Senke des Maastales auf, eine graue Stadt hinter grünen, baumbestandenen Wällen wird sichtbar, aus der stumpfe Doppeltürme emporragen. Das ist Verdun, einst freie Reichsstadt des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, die erst 1552 mit Metz und Toul in den Besitz Frankreichs gekommen war. Stülpnagel mag daran denken, als sich der Wagen der alten Stadt nähert. Es geht an der wuchtig aufragenden Zitadelle vorüber und dann ohne Aufenthalt über die Kriegsbrücke, die 1940 nördlich der Stadt über die Maas geschlagen wurde. Jetzt wittert man schon die alte Kraterlandschaft des ersten Weltkriegs, graugrün ver-

wachsen und von wildem, dichtem Gestrüpp überwuchert. Fast ein Menschenalter ist seit den blutigen Tagen von 1916/17 vergangen, abei noch immer liegen die Höhen im Norden der einst so heiss umstrittenen Festung tot und verlassen.

Nach dem Passieren der Kriegsbrücke hatte sich die Fahrtrichtung überraschend geändert. Stülpnagel, die Karte vor sich auf den Knien, hatte es so befohlen. Man verliess die Route Nationale Nr. 18, auf der man Metz über Etain und Conflans in einer guten Autostunde hätte erreichen können, und folgte der Strasse nach Sedan. Hier im Norden Verduns erstreckten sich weit und breit auf den beiden Maas-ufeln die blutgetränkten Schlachtfelder des ersten Weltkriegs. Offenbar waren sie jetzt das Ziel Stülpnagels. Die Regimenter und höheren Stäbe, zu denen der junge Hauptmann damals gehörte, hatten hier Jahr und Tag in schweren Kämpfen gestanden. Zu Hunderten waren die Kameraden seines hessischen Stammregiments, der Darmstädter Leibgrenadiere, im Caures-Wald und um Beaumont gefallen, im Februar und März 1916. Hinter der nächsten grösseren Ortschaft im Norden, Charny, führt eine Strasse in diese Gegend.

Der Wagen Stülpnagels fährt langsamer. Er erreicht jetzt die Höhe, die von dem alten Fort Belleville gekrönt wird. Wie zum Greifen nahe lag diese letzte Befestigung nördlich der Stadt Verdun im Sommer 1916 vor den Augen der Angreifer, als sie die Werke der «Kalten Erde» genommen hatten. Aber trotz entsetzlicher Blutopfer sind sie keinen Schritt weitergekommen. Derselbe Marschall Pétain kommandierte damals auf der anderen Seite, der jetzt im zweiten Weltkrieg für einen Ausgleich zwischen Deutschland und Frankreich eintritt. Stülpnagel mag daran denken, als der mahnende Turm der Gebeinstätte am Douaumont zur Rechten über den Höhen auftaucht. Hunderttausende von Franzosen und Deutschen sind hier gefallen, haben die lehmige Erde Verduns mit ihrem Blute tränken müssen. Und noch immer ist kein Ende des Bruderkrieges, obwohl sich 1936 deutsche und französische Frontkämpfer hier auf dem Douaumont bei einer kameradschaftlichen Friedensfeier begegneten. Der Botschafter Abetz ist auch mit dabei gewesen.

Von der Höhe beim Fort Belleville hat man aber auch eine grandiose Aussicht auf die Schlachtfelder des linken Maasufers. In nordwestlicher Richtung, den Rand des Himmels begrenzend, breitet sich die Höhe 304 und der heissumkämpfte, stumpfe Kegel des «Toten Mannes». Der General zeigt sie seinen Begleitern. Dann führt die Strasse nach Bras und Vacherauville hinunter. Auf den nahen Höhen im Norden der Maas, unmittelbar jenseits der grossen Fluss Schleife westlich Vacherauville, kam hier der deutsche Angriff endgültig zum Stehen. Im Maasgrund selbst hielten sich lange Zeit nur vorgeschobene deutsche Posten und Feldwachen. Das wusste der General noch vom ersten Weltkrieg. Es ist anzunehmen, dass er beim Anblick der einstmaligen deutschen vordersten Linien seinen fürchterlichen Entschluss gefasst hat.

Auf dem alten Schlachtfeld

Was hat sich am späten Nachmittag des 21. Juli auf dem alten Schlachtfeld ereignet? Nach den Aussagen des Fahrers Stülpnagels, des damaligen Feldwebels Schauf aus Köln, kann man es ziemlich genau rekonstruieren, wenn auch einige Rätsel bleiben. Schauf hat den Krieg überstanden, ebenso Baumgart, der Ordonnanzoffizier Stülpnagels, der am nächsten Tag in Verdun eintraf und manche anderen Zeugen. Sie alle sind über die Vorgänge gehört worden und ihnen verdanken wir auch die hier geschilderten Einzelheiten. Nur der Unteroffizier Fischer, die persönliche Ordonnanz Stülpnagels, der ihn gleichfalls auf dieser tragischen Fahrt begleitete, war in der Ostzone nicht mehr ausfindig zu machen . . .

Der Wagen hatte inzwischen Vacherauville, das kleine Maasdorf mit den grauen, einförmigen Steinhäusern durchfahren. Da gibt Stülpnagel Weisung, die Hauptstrasse nach Sedan zu verlassen und ein nach Westen, der Maas entlang führendes Strässchen einzuschlagen. Hier haben im ersten Weltkrieg die letzten deutschen Posten gestanden, und wie sich zeigt, führt hier nur ein besserer Feldweg. Der

schmale Maaskanal, der hinter einer baumbestandenen Böschung den grünen Maasfluss begleitet, um dessen zahlreiche Krümmungen abzuschneiden, wird unmittelbar zur Linken sichtbar.

Etwa einen Kilometer nach Vacherauville lässt Stülpnagel halten. Er will aussteigen. Der Wagen soll bis zur nächsten kleinen Ortschaft, Champs mit Namen, vorausfahren und dort auf ihn warten. «Ich will mir nur die Füße etwas vertreten», sagt der General, während er aussteigt. Dann geht er langsam die kleine Bodenwelle hinauf, die sich gerade hier zwischen dem Weg und dem Maaskanal einschleibt. Nur mit innerem Widerstreben fährt der Feldwebel weiter, auch Unteroffizier Fischer hat seine stillen Bedenken. Die Gegend ist einsam, am hereinbrechenden Abend fast menschenleer. Ist es angebracht, hier den General ganz allein zu lassen? Es gibt doch Partisanen in dieser Gegend und überall stehen Büsche und Baumgruppen, hinter denen sie lauern können. Da wird es schon besser sein, in der Nähe zu bleiben. So hält Schauf schon wieder hinter der nächsten Wegebiegung. Er und Fischer steigen aus. Irgendetwas ist nicht geheuer.

Ist da nicht plötzlich ein Schuss gefallen? Oder waren es gar zwei Schüsse unmittelbar hintereinander? Es schoss jedenfalls in der Stille des späten Nachmittags und der Knall, der im Talgrund wiederhallt, lässt die beiden Soldaten erschreckt auffahren. Sie steigen schleunigst wieder in ihren Wagen; der Feldwebel wendet und fährt mit Vollgas nach der Stelle zurück, wo sie den General vor Kurzem verlassen haben. Kaum 10 Minuten sind inzwischen verstrichen. Aber der Weg ist leer, auch die kleine Anhöhe zwischen dem Maaskanal und dem Strässchen.

Die beiden Soldaten springen aus dem Wagen und laufen miteinander über die Bodenwelle in Richtung zum Fluss. Eine böse Ahnung hat sich ihrer bemächtigt. Da zieht der seichte Kanal mit dem grünlichen Wasser. Sie gehen langsamer und verfolgen den Treidelweg, der ihn begleitet. Suchend lassen sie ihre Blicke umhergehen. Und dann erblicken sie auf einmal etwas wie einen Körper, langsam im Wasser dahintreibend, eine graugrüne Uniform, rote Aufschläge. Ja – um Gottes willen, das ist doch ihr General! Das Gesicht zum

Abendhimmel gewandt, treibt er langsam dahin, mit beiden Händen am Kragen nestelnd. Vom nahen Ufer aus bemerken Schauf und Fischer mit hellem Entsetzen, dass das Wasser um ihn dunkel verfärbt ist. Schauf springt in den Kanal und wadet zu dem dahintreibenden Körper. Mein Gott, was ist da geschehen! «Herr General», ruft der Feldwebel mit heiserer Stimme. Aber Stülpnagel gibt keine Antwort.

Schauf und Fischer heben den Angeschossenen mit vereinten Kräften ans Ufer. Es ist Fürchterliches geschehen. Der General ist am Kopfe getroffen; an Stelle des linken Auges klafft eine blutige Höhle – das ist das erste, was sie erkennen können. Und dann entdecken sie an der rechten Schläfe den grossen, dunkel verfärbten Einschuss. Stülpnagel röchelt. Mit fliegenden Händen verbinden die beiden Männer den Kopf des Schwerverletzten mit ihren Verbandpäckchen. Das waren die Partisanen, müssen sie denken. Während sie noch um Stülpnagel bemüht sind, blicken sie sich nach allen Seiten um, aber weit und breit ist kein Mensch zu entdecken; Abendstille, ja scheinbar vollkommener Abendfrieden liegt über dem Maastal. Da greifen sie vorsichtig zu, einer an den Schultern und einer an den Füßen und schleppen den Körper zum Wagen, um ihn auf dem Rücksitz zu betten. Sie entdecken, dass das Koppel fehlt, auch das Ritterkreuz und die Mütze. Fischer läuft noch einmal zurück, kann aber nichts finden. Nun drängt Schauf zu schleuniger Abfahrt. Er will nach Verdun; es muss dort ein deutsches Kriegslazarett geben, um Stülpnagel einzuliefern. Noch vor Sonnenuntergang dieses 21. Juli halten sie vor dem Eingang des Lazaretts.

Was war am Maaskanal geschehen? Schauf und Fischer zucken die Achsel, als sie von den Ärzten gefragt werden, die über das Ereignis entsetzt sind. Die Begleiter Stülpnagels können keine genaue Auskunft geben. Sie haben nur den Schuss gehört, nachdem sie allein weitergefahren waren, wie der General dies wünschte. Aber sonst wissen sie gar nichts. Sie können nur annehmen, dass Stülpnagel von Terroristen angeschossen wurde, die dort irgendwo auf der Lauer lagen. Schauf und Fischer kommen zunächst überhaupt auf keinen anderen Gedanken. Denn auch sie gehören zu den Tausenden deutscher

Soldaten in Paris, die keine Ahnung davon haben, was sich dort gestern und in der vergangenen Nacht ereignete. Sie können nur berichten, dass wichtige Ausrüstungsstücke des Generals abhandengekommen sind und trotz wiederholter Suche nicht mehr gefunden wurden; in ihren Augen ist dies ein Zeichen dafür, dass Partisanen den General angeschossen und dann beraubt haben. Hinter den Büschen und Baumgruppen, die den Kanal begleiten, hätten sie sich mit Leichtigkeit verstecken und dann verschwinden können. Vielleicht hatten sie Stülpnagel schon aufgelauert, als er die kleine Anhöhe hinaufging. Derlei heimtückische Überfälle waren ja an der Tagesordnung – leider!

In diesem Sinn hat Feldweibel Schauf auch beim Stab des Militärbefehlshabers telefonisch gemeldet. Nachdem er den schwerverwundeten General im Lazarett eingeliefert hatte und ihn in ärztlicher Behandlung wusste, liess er sich unverzüglich mit dem Majestic in Paris verbinden. «Der Herr General von Stülpnagel ist von Terroristen angeschossen worden und schwer verletzt», lautete seine Meldung. «Er liegt im Kriegslazarett in Verdun, wohin wir ihn gebracht haben.» Auf die bestürzte Rückfrage des Offiziers vom Dienst, wie das denn möglich gewesen sei, erwiderte Schauf, hier am Telefon könne er nichts weiter sagen. Aber er bitte, dass jemand von den Offizieren des Stabes möglichst bald nach Verdun komme. Das wurde ihm auch versprochen.

Aufregung im Majestic

Der Anruf aus Verdun hatte im Majestic eine unbeschreibliche Aufregung verursacht, vor allem in den Kreisen der Eingeweihten. Sie hatten inzwischen von der Sprachregelung erfahren und machten sich darum im Laufe des 21. Juli auch einige Hoffnungen. Umso schrecklicher traf sie am Abend die fürchterliche Nachricht. Was war auf den alten Schlachtfeldern geschehen? Noch konnte es niemand mit Sicherheit sagen. Oberst von Linstow gab die Schreckensbotschaft sogleich telefonisch an General Blumentritt weiter. Böses ahnend, telefonierte Blumentritt mit Kluge, von dem die Meldung

schweigend zur Kenntnis genommen wurde. Auch der Höhere SS- und Polizeiführer Frankreich wurde verständigt, nachdem zu dessen Aufgabenbereich auch die Sicherheit in den besetzten Gebieten gehörte. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde bei allen höheren Stäben im Westen. Aber schon wurden überall Zweifel darüber laut, ob denn wirklich Partisanen die Tater gewesen seien. Hatte Stülpnagel die Waffe gegen sich selber gerichtet? Oder hatte vielleicht die Gestapo schon die Hand mit im Spiele? Es schien nicht ausgeschlossen, dass dem General ein «Sonderkommando» folgte und ihn dann «umlegte», nachdem er sich einen Augenblick von seinem Wagen entfernt hatte. Auch diese Version konnte man damals hören, aber da war man auf falscher Fährte.

Beim Stab des Militärbefehlshabers war der Dienstbetrieb am 21. Juli in den gewohnten Bahnen weitergegangen. Wer von aussen kam, hätte jedenfalls kaum bemerken können, dass sich Ungeheuerliches ereignet hatte – und noch weniger konnte er ahnen, was noch bevorstand. Am Nachmittag kam der Oberleutnant Baumgart wie gewöhnlich ins Majestic, um seinen Dienst im Vorzimmer wie bisher zu versehen, nachdem er mit einem befreundeten spanischen Maler zu Mittag gegessen hatte. Er dachte viel an seinen General von Stülpnagel, den er gegen 5 Uhr bereits in Metz glaubte, aber er vermied es, davon zu sprechen. Der Gräfin Podewils ging es nicht anders. Man musste stillhalten und abwarten.

Der herzkranke Oberst von Linstow konnte freilich nicht im gleichen Masse die äussere Ruhe bewahren. Er kam im Laufe des Nachmittags mehrmals zu Baumgart ins Vorzimmer. Scheu blickte er sich jedesmal um, als ob ihn jemand verfolge oder belaufe – und leider war dieser Argwohn nicht unbegründet, wie Baumgart wusste, denn es gab auch Spitzel und Denunzianten im Hause, sogar unter den Offizieren des eigenen Stabes. Wo waren die Zeiten, da sich der Kamerad auf den Kameraden verlassen konnte? So stellte Linstow nur halbblaut die ängstliche Frage: «Was wird mit Stülpnagel in Berlin? Und was soll überhaupt werden?» Die Verhaftung der Gestapo war

nun einmal befohlen, und zwar durch Stülpnagel auf eigene Verantwortung, das konnte keine Sprachregelung mehr aus der Welt schaffen. Immerhin war es noch möglich, wenigstens alle verdächtigen Spuren zu beseitigen. So durchsuchten Linstow und Baumgart an diesem Nachmittag noch einmal das Arbeitszimmer Stülpnagels, den Schreibtisch und den Panzerschrank. Aber sie fanden nur offizielle Verschlusssachen, doch keinen einzigen Zettel mehr, der den früheren Militärbefehlshaber in einem verdächtigen Licht hätte erscheinen lassen. Mit einem Seufzer der Erleichterung ging Linstow wieder in sein Dienstzimmer.

Alle diese Ereignisse zogen Baumgart noch durch den Sinn, als er sich am Abend des 21. Juli in seinem Quartier im Hotel Gallia zum Schlafen niederlegte. Was ihn persönlich betraf, so fürchtete er mit Recht, dass man ihn über kurz oder lang abholen und peinlich verhören werde. Er war ja der nächste «Gehilfe» Stülpnagels nach Linstow und hatte den General auch nach La Roche-Guyon begleitet. So war es wohl denkbar, dass ihn die Gestapo noch in dieser Nacht holen würde. Diese Befürchtung sollte indessen nicht eintreffen. Dafür erlebte Baumgart eine andere Überraschung unter den sonderbarsten Begleitumständen.

Mitten in der Nacht wurde er aus dem Schläfe geklingelt. War das der Anruf, durch den er zur Vernehmung gerufen wurde? Baumgart musste sich erst sammeln, während der Fernsprecher anhaltend klingelte. Schlaftrunken griff er endlich zum Hörer. Ein Unbekannter sagte am Telefon, ohne seinen Namen zu nennen: «Nicht wahr, Sie haben morgen eine Reise vor?» «Wieso?» fragte Baumgart erstaunt über den seltsamen Anruf. Die unbekannte Stimme redete weiter: «Nun, Stülpnagel ist heute von Terroristen angeschossen worden. Er liegt in Verdun und Sie werden morgen zu ihm hinfahren. Nicht wahr, es waren Terroristen und Sie sind sein Ordonnanzoffizier.» Nun wurde Baumgart vollkommen wach. «Wer sind Sie? Was wollen Sie?» rief er in die Muschel. Aber schon war auf der anderen Seite eingehängt worden. Was sollte dieser merkwürdige Anruf? Und stimmte die Nachricht über Stülpnagel? Baumgart fand dafür keine Erklärung. Aber es war die erste Kunde, die ihn von der Tragö-

die seines Oberbefehlshabers erreichte. Hatte sie jemand am Telefon mitgehört und ihm auf diese seltsame Weise mitteilen wollen? Aber wozu und aus welchen Gründen? Baumgart stand vor einem Rätsel. Bis in die Morgenstunden konnte er nicht mehr einschlafen.

Bald nach 7 Uhr, am Samstag, dem 22. Juli, klingelte wieder das Telefon im Hotelzimmer von Oberleutnant Baumgart. Diesmal war Oberst von Linstow am Fernsprecher. Er bat den Ordonnanzoffizier, bald ins Raphael, und zwar direkt zu ihm aufs Zimmer zu kommen. Gegen 8 Uhr war Baumgart dort. Und nun erfuhr er, was Feldwebel Schauf aus Verdun gemeldet hatte, die schwere Verwundung Stülpnagels. Die Nachricht traf ihn wie ein Donnerschlag, da sie jenen merkwürdigen nächtlichen Anruf bestätigte. Dann erfuhr er noch andere Seltsamkeiten. Gestern Abend hatte Linstow mehrere Male versucht, Baumgart im Hotel Gallia zu erreichen, um ihm die Hiobsbotschaft mitzuteilen. Aber der Oberleutnant hatte sich nie gemeldet, auch nachdem Sturm geläutet wurde. Dabei war er seit 18 Uhr ununterbrochen auf seinem Hotelzimmer. Der Apparat Baumgarts war also gesperrt gewesen. War es bereits das «Forschungsamt» mit seiner Pariser Dienststelle, das da die Hand mit im Spiele hatte?

Ein Offizier des Stabes sollte sofort nach Verdun fahren, hatte Feldwebel Schauf gebeten. Jetzt, am Morgen des 22. Juli, fragte Linstow Baumgart, ob er bereit sei, diese Fahrt anzutreten. Das sei doch selbstverständlich, erwiderte Baumgart. Darauf Linstow: «Aber Sie sind sich doch klar, dass es sich höchstwahrscheinlich nicht um einen Terroristenüberfall handelt! Sie werden vielleicht verhaftet, wenn Sie nach Verdun kommen. Ich möchte Ihnen also keinen direkten Befehl geben, sondern die Entscheidung Ihnen selbst überlassen.» Baumgart und Linstow blickten sich einen Augenblick an, dann sagte der Jüngere: «Ich fahre, Herr Oberst!» Er war nun einmal jahrelang persönlicher Ordonnanzoffizier Stülpnagels gewesen und hatte eine besondere Verpflichtung. In diesen Tagen musste Baumgart besonders dankbar sein, dass ihn der Militärbefehlshaber nicht eingeweiht hatte. Darauf konnte er sich nun berufen.

Noch ein zweiter, älterer Offizier sollte mit Baumgart fahren. Er schlug dazu den Ic, Major Humm, vor, der ohnedies «zuständig» war, da sein Ressort die Partisanenüberfälle bearbeitete. Linstow war damit einverstanden und wollte noch persönlich mit Humm sprechen. Nach dieser Vereinbarung trennte man sich. Um 9 Uhr ging Baumgart auf sein Dienstzimmer, um sich dort zur Abfahrt bereitzuhalten, aber dann dauerte es noch zwei Stunden, bis man tatsächlich fahren konnte. Offenbar hatte Humm zunächst Bedenken, die erst zerstreut werden mussten. (Er konnte leider nicht mehr befragt werden, denn bei dem Terrorangriff auf Würzburg am 17. März 1945 kam er mit seiner ganzen Familie ums Leben.)

Besuch, in Verdun

Schon um 14.30 Uhr waren Humm und Baumgart in Verdun. Da sie den schnellsten Wagen des Stabes benützen konnten, waren sie in einem Höllentempo gefahren. Sie gingen sofort zum Chefarzt des Lazarets, um sich nach dem Befinden Stülpnagels zu erkundigen, und fanden ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigt. Oberstabsarzt Dr. Jäger gab ihnen persönlich genaue Auskunft, aber den Verwundeten selbst konnten sie weder sehen noch sprechen – er war noch um Mitternacht operiert worden und keineswegs in der Lage, schon wieder Besuche zu empfangen und länger zu sprechen. Sein Zustand nach der Operation war im Übrigen einigermassen zufriedenstellend. Bald nach der Einlieferung hatte er eine Bluttransfusion erhalten, so dass er die chirurgischen Eingriffe gut überstanden hatte. Anders freilich stand es um das Augenlicht. Nach den Auskünften des Chefarztes war das Sehvermögen völlig verloren, und zwar auf beiden Augen. Stülpnagel war blind und würde es bleiben, solange er lebte. Diese entsetzliche Nachricht wollten Humm und Baumgart zunächst nicht fassen. Dr. Jäger hatte im Übrigen getan, was er konnte, und am späten Abend noch Dr. Ellerhorst, einen besonders tüchtigen Augenspezialisten vom Kriegslazarett Nancy hinzugezogen; aber

auch dieser konnte nur feststellen, dass der Schuss das Licht beider Augen zerstört hatte, und zwar endgültig.

Nach dem ärztlichen Befund war die Verletzung Stülpnagels folgendermassen, wie Dr. Jäger erklärte: an der rechten Schläfe befand sich der Einschuss, und zwar so gross, dass es sich nur um einen Schuss aus nächster Nähe handeln konnte. Die Wundränder waren durch Pulverschmauch verfärbt. Das Geschoss hatte zuerst den Sehnerv hinter dem rechten Auge durchgeschlagen und war dann durch die linke Augenhöhle wieder herausgetreten. Dabei hatte es den linken Augapfel zertrümmert. So war das Augenlicht erloschen. Im Übrigen war die Verletzung Stülpnagels schwer, aber wahrscheinlich nicht tödlich. Die Wiederherstellung würde einige Monate dauern.

Das also war der Befund der Ärzte. Humm und Baumgart nahmen ihn mit schweigender Erschütterung zur Kenntnis. Man konnte nichts dazu sagen. Dann fragte Humm den Chefarzt direkt: «Glauben Sie, dass es Partisanen waren?» Dr. Jäger zögerte eine Sekunde, bevor er antwortete: «Dann müssen sie ihm schon die Pistole an die Schläfe gehalten haben.» Die beiden Offiziere wussten darauf nichts weiter zu sagen. «Und das Geschoss?» fragte Baumgart nach einer Weile, mit einem letzten Schimmer von Hoffnung. Der Chefarzt zuckte die Achsel. Leider, man hatte kein Geschoss mehr gefunden. Nach all diesen Anzeichen handelte es sich jedenfalls nicht um einen Partisanenüberfall, sondern um einen Selbstmordversuch, der missglückte. Nun wussten es Humm und Baumgart aus erster Hand.

Was aber sollte weiter mit dem Blinden geschehen? Baumgart wagte einen Vorstoss bei dem Chefarzt: «Ist es nicht besser, einen so tragisch Erblindeten sterben zu lassen, um ihm ein Leben in ewiger Nacht zu ersparen?» Aber Dr. Jäger konnte sich darauf nicht einlassen. Für einen solchen Fall war eine «Euthanasie» im Dritten Reich nicht vorgesehen. Man musste den Dingen ihren Lauf lassen. Rundheraus sagte er schliesslich: «Nach dem Befund kann es sich nur um einen Selbstmordversuch handeln. Die Annahme des Fahrers und seines Begleiters ist falsch. Jedenfalls kann man die Behauptung

nicht länger aufrechterhalten, es seien Partisanen gewesen, die den General von Stülpnagel abgeschossen haben.» Übrigens sei der General heute Morgen aus der Narkose erwacht und für längere Zeit bei klarem Bewusstsein gewesen. Da habe er sich gezeigt wie immer. «Wie viele Verwundete haben Sie hier im Lazarett und wie geht es Ihnen?» Das sei die erste Frage gewesen, die er an die ihn betreuende Krankenschwester gerichtet habe. Dann habe er viel von Feldmarschall Rommel gesprochen. Das war zunächst alles, was die beiden Offiziere erfahren konnten.

Bedrückt und mit dunklen Gedanken verliessen sie nach dieser Unterredung den Chefarzt. Ob sie noch länger bleiben sollten? Nein, das hatte wohl keinen Zweck. Dr. Jäger war damit einverstanden, dass sie den Wagen wie das Gepäck des Generals mit nach Paris nahmen, soweit es der Verletzte nicht brauchte. In der Garage des Lazaretts machten sie sich unter einem Vorwand daran, Stülpnagels Habseligkeiten zu untersuchen, aber sie fanden nichts, was verdächtig gewesen wäre und ihn belastet hätte, ebensowenig wie er belastendes Material in seiner Wohnung oder in seinem Pariser Arbeitszimmer zurückgelassen hatte. Der General war offensichtlich schon mit dem festen Entschluss gefahren, seinem Leben ein Ende zu machen, und zwar auf den alten Schlachtfeldern. Aber wie war es zu dem Fehlschuss bei diesem alten Soldaten gekommen? Die turbulenten Ereignisse seit dem Abend des 20. Juli hatten wohl seine Nerven vollkommen zerrüttet. So hatte er die Pistole zu weit von der Schläfe abgehalten und ihr dazu noch eine schräge Richtung nach vorn gegeben. Damit hatte er sich nur blind geschossen und blieb am Leben. Welchem Schicksal ging er entgegen, wenn er wiederhergestellt wurde, wie der Chefarzt erwartete? Humm und Baumgart befürchteten Schlimmes. Aber sie wären völlig entgeistert gewesen, wenn am 22. Juli schon irgendjemand vom Strick des Henkers gesprochen hätte.

Dann wandten sie sich an Schauf und Fischer, die sie in der Garage trafen. Die Begleiter Stülpnagels berichteten von der Fahrt und den Ereignissen am Maaskanal in allen Einzelheiten. Auch sie standen noch sichtlich unter dem Eindruck ihrer erschütternden Erlebnis-

se. Schauf sagte vertraulich, auch ihm seien schon gestern Abend Gedanken gekommen, ob es sich da um einen Partisanenüberfall handelte. Trotzdem sei er bei dieser Deutung geblieben, als er dem Stab die telefonische Meldung machte; man konnte ja nicht wissen, wer mithörte. Er berichtete auch, sie seien noch gestern Abend von drei Feldgendarmen vernommen worden, die alles genau wissen wollten, ein Protokoll aufnahmen und auch den Tatort noch einmal absuchten. Aber auch sie hatten keinen der vermissten Gegenstände, also weder Mütze, noch Koppel, noch Ritterkreuz am oder im Kanal finden können. Das war immerhin auffallend. Nur eine leere Patronenhülse fand sich in der Nähe der Stelle auf der Strasse, wo der Wagen gehalten hatte. Es war aber höchst wahrscheinlich, wie Schauf vermutete, dass diese Hülse von einem jener Probeschüsse stammte, die Stülpnagel am Eingang des Argonnerwaldes im Wagen stehend abgegeben hatte. Sie war dann wohl später beim Aussteigen herausgefallen.

Die beiden Offiziere und die beiden Unteroffiziere fuhren am späteren Nachmittag des 22. Juli wieder nach Paris zurück. Es war ihnen nicht möglich gewesen, Stülpnagel noch einmal zu sehen und zu sprechen. Schauf und Fischer fuhren im Generalswagen. Bei untergehender Sonne erreichten sie Meaux, wo die Fahrt kurz unterbrochen wurde. Man machte einen kleinen Spaziergang und da nahm Humm den Feldwebel Schauf beiseite, um ihm zu eröffnen: «In Paris müssen Sie sofort zum SD zur Vernehmung. Man wird von Ihnen alles genau wissen wollen. Nehmen Sie sich in Acht und seien Sie darauf gefasst, dass man auch Druckmittel gegen Sie anwendet. Lassen Sie sich aber dadurch nicht einschüchtern, sondern bleiben Sie bei dem, was Sie am Telefon meldeten; sagen Sie ruhig weiter: Nach meiner Meinung hat es sich um einen Terroristenüberfall gehandelt.»

Schauf sagte zu, dass er sich so verhalten wolle. Ganz wohl war ihm jedoch nicht dabei. Aber er wollte keinen Stein auf Stülpnagel werfen und erst recht nicht den ersten Stein, denn der General war ihm stets ein guter und fürsorglicher Vorgesetzter gewesen. So hielt

er sich auch an die Weisung Humms, den Generalswagen zuerst in der Garage der Villa Talleyrand unterzustellen und dann zu Fuss ins Raphael zu kommen. Dort sollte er noch weitere «Richtlinien» für die Vernehmung durch den SD erhalten. Auch im Stab des Militärbefehlshabers glaubte man also an die Notwendigkeit einer Sprachregelung. Unter den damaligen Umständen war dies freilich das Übliche. Aber auch in diesem Fall war die getroffene Vereinbarung umsonst. Die Dinge nahmen ihren Gang, wie Kluge vorausgesehen hatte.

Die Version von dem Terroristenüberfall auf Stülpnagel ist aber in die offizielle Verlautbarung übergegangen, allerdings erst um den 24. Juli: an diesem Tage erschien in der «Pariser Zeitung», dem offiziellen Organ der Deutschen Botschaft, eine kleine Notiz auf der zweiten Seite, der Militärbefehlshaber in Frankreich, General von Stülpnagel, sei auf einer Dienstreise von Terroristen überfallen und angeschossen worden. Nur wenige haben diese Nachricht damals für wahr gehalten. Es gab inzwischen schon viele Deutsche und auch Franzosen, die besser Bescheid wussten.

Zwanzigstes Kapitel

DER DOPPELTE BODEN

Die Ära des Dritten Reiches ist von Anfang an eine solche des doppelten Bodens. Sie ist es sogleich nach der «Machtergreifung»; sie ist es zunehmend in der Periode der aussenpolitischen Erfolge – und sie ist es vollends im Kriege. Diese Tendenz entsprach zwar bereits jenem eigentümlichen Zug zum «Als-ob», der schon die vorangegangenen Zeiten beherrschte, so dass Hans Vaihinger ein ganzes philosophisches System darauf zu gründen vermochte – aber erst im Kriege gewann diese Welt der Fiktionen eine wirklich «totale» Bedeutung. So gab es im Jahre 1944 politische und soziale Kulissen, Vordergründe und Versatzstücke, die genau der verlangten «Optik» entsprachen – und so gab es gleichzeitig einen verborgenen «Schnürboden», wo sich die düsteren Dinge abspielten, die vor der Öffentlichkeit verborgen gehalten wurden. Diese Doppelbödigkeit trat auch in Frankreich besonders stark am 21. und 22. Juli 1944 in Erscheinung und führte dort zu überwältigenden Grotesken.

Nach dem Zeugnis des Generals von Boineburg war es einer der übelsten Augenblicke seines Lebens, als er am Morgen des 21. Juli die vereinbarte Ansprache an das Wachregiment halten musste. Sie wurde von keinem seiner Zuhörer geglaubt und von ihm selber als Lüge empfunden. Aber sie war ja zunächst gar nicht für die Beteiligten, sondern für die Franzosen und das Reichssicherheitshauptamt gesprochen. Vielleicht noch peinlicher wurde die Situation, als es Oberg für richtig hielt, alle beteiligten Offiziere des Wachregiments zu einem Bierabend einzuladen, der von ihm und dem Sicherheits-

dienst gegeben wurde. Der ebenso kameradschaftlich gemeinten wie «politisch» zweckmässigen Einladung hatte sich natürlich niemand entziehen können. So geschah es, dass sich das Symposion im Raphael am Abend des 21. Juli fortsetzte, wenn auch in sozusagen volkstümlicheren Formen. Man erhob nicht mehr die Sektkelche, sondern die schäumenden Biergläser, um sie auf das gegenseitige Wohl zu leeren – und das geschah um die gleiche Stunde etwa, als man den General von Stülpnagel, der sich inzwischen blindgeschossen, ins Lazarett brachte und die blutige Operation an ihm durchführte. Der Bierabend war noch im Gange, als die Nachricht von dem fürchterlichen Ereignis an den Offizier vom Dienst im Majestic durchgegeben wurde. An dieser Gleichzeitigkeit wird die entsetzliche Doppelbödigkeit deutlich, die die nächsten Wochen in Frankreich beherrschte.

Der 21. und der 22. Juli, ein Freitag und ein Samstag, sind im übrigen Tage der scheinbaren Ruhe beim Stab des Militärbefehlshabers. Bis zum Freitagabend ereignete sich wenig, was die Gemüter weiter hätte beunruhigen können – und so läuft eben der Dienstbetrieb, als ob nichts geschehen wäre. Nur das Dienstzimmer des Militärbefehlshabers bleibt leer und im Vorzimmer herrscht eine eigentümliche Stille. Aber diese oberflächliche Ruhe trägt. Wer zu den Eingeweihten oder auch nur zu den Mitwissern des 20. Juli gehört oder einen Kameraden darunter weiss, der lebt in nervöser Spannung und untergründiger Unruhe. Was wird in einer Stunde, was kann heute Nacht, morgen oder übermorgen geschehen? So gibt es nicht wenige, die bei jedem Klingeln des Telefons aufschrecken, oder zusammenfahren, wenn es nur an die Türe klopft und ein fremder Besucher hereintritt. Die Nächte bringen nur wenig und unruhigen Schlaf, besonders nach Mitternacht, wenn man vor jedem Geräusch aufschrickt und ein kategorisches «Aufmachen!» erwartet. Aber nichts dergleichen geschieht am Freitag oder am Samstag. SS und SD haben sich strikt an die getroffene Vereinbarung gehalten.

Im Stabe des Militärbefehlshabers befand sich ausser dem geflüchteten Hofacker Dr. Michel, der Militärverwaltungschef, in einer

besonders prekären Lage. Als sachlich bekannter Verwaltungsbeamter war er zwar politisch nie besonders hervorgetreten, aber jetzt muss er befürchten, dass seine kurz vor dem Anschlag mit Hofacker erfolgte Berliner Reise entdeckt und dringender Verdacht auf ihn gelenkt würde. Im Übrigen galt seine erste Sorge Freund Hofacker, der vor allen anderen Anlass hatte, sich verborgen zu halten – der Oberstleutnant war nun einmal der Vertraute Stülpnagels und musste von der Untersuchung erfasst werden, sobald sich diese mit dem Militärbefehlshaber befasste. Dann gingen bestimmt die hochnotpeinlichen Verhöre weiter. Was demnächst folgen würde, hatte Hitler persönlich angekündigt: Ausrottung, erbarmungslose Vernichtung!

Dr. Michel erinnerte sich, wenn er in diesen Nächten wach lag, der Fahrt nach Berlin mit Hofacker in allen Einzelheiten. Er war schon immer in naher Beziehung zu diesem charaktvollen Manne und Patrioten gestanden, aber erst Anfang Juli erfuhr er von ihm, was unmittelbar bevorstand. Dann ergab es sich, dass sie gemeinsam die Fahrt nach Berlin machten, da Michel dort am 11. Juli an einer Chefbesprechung teilnehmen sollte. Bis Metz fuhr man zusammen im Auto, da die alliierten Bombenangriffe die Bahnanlagen auch ostwärts Paris inzwischen fast völlig zerschlagen hatten.

Dr. Michel und Hofacker waren allein im Wagen. So bot sich Gelegenheit, in aller Vertraulichkeit die bevorstehenden Ereignisse noch einmal durchzusprechen. Es war soweit, dass Hofacker nicht mehr hinter dem Berg hielt. Bisher hatte er nur ganz allgemein von einer «Ausschaltung» Hitlers gesprochen, nun aber erklärte er rundheraus: nur ein Attentat auf die Spitzenführung könne in dieser verzweifelten Lage noch Deutschland retten; neben Hitler müssten auch Himmler und Göring gewaltsam beseitigt werden. Von Stülpnagel sagte Hofacker, dass dieser jetzt ungeduldig zum Handeln dränge, weil er durch Rommel und Speidel wisse, dass die Westfront nur noch wenige Wochen halten könne. Die Unterlagen zu diesem Urteil hatten ihm vorgelegen. Hofacker sagte auch, dass der Anschlag bei einer Lagebesprechung im Hauptquartier Hitlers erfolgen müsse,

weil dies die einzige Möglichkeit sei, an ihn unmittelbar heranzukommen. Sofort nach gelungenem Attentat werde sich eine vorläufige Reichsregierung konstituieren, die sich in einem Aufruf sogleich an das deutsche Volk wenden und ihm die Augen öffnen werde über die Fehler und fürchterlichen Versündigungen Hitlers.

Während der Fahrt hatte Hofacker die wichtigsten Teile des Aufrufs halblaut vorgetragen. Er hatte sie auswendig gelernt, um die Geheimhaltung nicht zu gefährden. Gebannt hörte Dr. Michel zu. Dann sprach der leidenschaftliche Oberstleutnant über die weiteren ersten Massnahmen der neuen provisorischen Reichsregierung und die geplante einstweilige Stellenbesetzung. Er berichtete auch von Rommel. Der Feldmarschall habe sich bedingungslos zur Verfügung gestellt und bereit erklärt, für die Westfront Verhandlungen einzuleiten, die auf einen Waffenstillstand mit den westlichen Alliierten hinausliefen. Es handle sich nur noch darum, Rommel dafür zu gewinnen, dass er eine Art Schutzherrschaft über die neue Regierung ausübe, da er ja der einzige der Beteiligten sei, der über einen grossen Verband von Fronttruppen verfüge.

Dr. Michel hatte mit grösster Aufmerksamkeit zugehört. Auch er war davon überzeugt, dass es keinen anderen Weg zur Rettung in letzter Minute gebe. Von der Bereitschaft Rommels war er besonders beeindruckt. Nur eine überragende, entschlossene und populäre Persönlichkeit könne einen Systemwechsel durchführen helfen, meinte er, ohne dass das Volk auseinandergerissen wurde, und nur Rommel sei eben gleich volkstümlich bei den Soldaten wie bei der Masse des deutschen Volkes. Bei den Berliner Widerstandskräften sei dies wohl lange nicht in demselben Masse der Fall. Das bestätigte Hofacker und sagte, dass er versuchen wolle, Berlin und den Westen zu koordinieren. Zum Abschluss der Unterredung hatte er dann Dr. Michel erklärt: «Wir in Paris sind mit unseren Vorbereitungen fertig.» Als die wichtigste erste Massnahme war die Verhaftung der leitenden SS- und SD-Funktionäre vorgesehen; dann sollte Radio Paris besetzt und die Aufsicht über die französische Polizei vom Heer übernommen werden, die bis dahin beim Höheren SS- und Polizeiführer lag.

Es war ein grauer Morgen gewesen, als die beiden Herren die Fahrt nach Metz machten und diese inhaltsschweren Gespräche führten. Da sie in einem Holzgaswagen fuhren, mussten sie alle 60 km tanken. Zeitweise rieselte leichter Regen. Die Einförmigkeit der geraden Strasse von Meaux nach Metz verschwand für Michel in dem aufregenden Wirbel der Mitteilungen Hofackers. «Es schien, als tanzten die Pappeln zu beiden Seiten der Fahrstrasse», so schreibt Dr. Michel in seinen Aufzeichnungen, «einen gespensterhaften Reigen zu dem historisch-politischen Drama, das Hofacker als unmittelbar bevorstehend voraussagte. Die Tankpausen, die immer wieder eingelegt werden mussten, wurden zu Atempausen in dem atemberaubenden Gespräch.»

In Metz hatten Hofacker und Michel noch einige Stunden Zeit bis zur Abfahrt des Berliner Nachtschnellzugs. Noch wie benommen schlenderten sie durch die engen Strassen der alten Festung, in denen sich die Menschen drängten. Kaum ein Wort wurde mehr gesprochen. Nur einmal brach Hofacker das Schweigen und sagte: «Was werden diese Menschen bald befreit aufatmen!» Für Berlin wurde verabredet, dass sich der Oberstleutnant sofort mit dem Grafen Stauffenberg in Verbindung setzen sollte, um den Termin für das Losschlagen zu erfahren. In der Reichshauptstadt traf man erst mit jener mehrstündigen Verspätung ein, die damals allgemein üblich war, und dann trennten sich die Freunde am Potsdamer Bahnhof. Bald danach teilte Hofacker Dr. Michel telefonisch mit, dass noch 10 bis 14 Tage Zeit sei.

Das war vor nicht ganz zwei Wochen gewesen. Nun war nach einem verheissungsvollen Anfang in Frankreich die Befreiungsaktion gescheitert. Nach den drohenden Worten Hitlers war zu erwarten, dass nun die Ausrottung beginnen werde, nicht nur der unmittelbar Beteiligten, sondern auch aller Mitwisser. Man brauchte sich keine Illusionen darüber zu machen, vor allem dann, wenn man als Jurist schon einigen Einblick in die «Rechtspflege» des Dritten Reiches gewonnen hatte. So musste man am 21. und 22. Juli auf jede Art von Verfolgung gefasst sein. Wie Dr. Michel wusste, waren nicht nur Te-

lefongespräche abgehört, sondern auch bestimmte Offiziere im Stab des Militärbefehlshabers durch einen französischen Zimmerkellner bespitzelt worden. Zu diesen Offizieren zählten in erster Linie Hauptmann Ernst Jünger und Oberleutnant Hattingen, die allerdings beide nicht unmittelbar zu den Widerstandskräften gehörten, aber immerhin zu den entschiedensten Widersachern des Dritten Reiches.

Im Übrigen war Dr. Michel über die Ereignisse vom 20. auf den 21. Juli durchaus noch nicht völlig im Bilde – wie auch die meisten anderen Offiziere und Beamten im Majestic. Am Nachmittag des 20. hatte er lediglich von Hofacker die Nachricht von dem angeblichen Tode Hitlers erhalten und dann von dem Verhaftungsbefehl erfahren, den der Militärbefehlshaber dem Kommandanten gegeben hatte. Mit Teuchert zusammen hörte er später die Radionachricht, dass Hitler lebe, aber man hielt das für eine Lüge. Etwa um die gleiche Zeit war Stülpnagel mit Hofacker, Horst und Baumgart zu Kluge gefahren und so hörte man im Majestic in den folgenden Stunden nichts mehr. An diesem seltsamen Abend herrschte überhaupt in den meisten Quartieren eine drückende und schliesslich gespenstische Stille. So war es bei Gotthard von Falkenhausen und so auch bei Michel. Erst gegen 3 Uhr morgens wurde er in seiner Wohnung von dem plötzlichen Besuch Hofackers überrascht, der die Nachricht von dem Zusammenbruch brachte und selbst dem Zusammenbruch nahe war.

Übernächtigt und tief entmutigt, aber eine ruhige und gleichmütige Miene zur Schau tragend, so betrat Dr. Michel am Morgen des 21. Juli wieder sein Dienstzimmer. Erst dort hörte er von dem nächtlichen Gelage, das im Raphael stattgefunden hatte. Er konnte ein sarkastisches Lächeln nicht unterdrücken, als man ihm von der dort ausgegebenen Sprachregelung berichtete. Im Laufe des Vormittags wollten die Besuche in seinem Dienstzimmer nicht abreißen. Jeder wusste etwas von den Ereignissen und keiner kannte die ganzen Zusammenhänge. So wollten viele natürlich Genaueres wissen, wie es in solchen undurchsichtigen Lagen zu sein pflegt. Neugierige, Besorgte, aber auch Hämische und pharisäisch Entrüstete gaben einan-

der die Tür in die Hand. Dr. Michel konnte nur immer die Achseln zucken und der Wahrheit entsprechend sagen, dass auch er nichts Authentisches wisse. Im Übrigen blieb ihm nur übrig, gelegentlich seine laute Entrüstung über den ruchlosen Anschlag zum Ausdruck zu bringen oder solcher Entrüstung zuzustimmen. Aber zu seiner Beruhigung wurde ihm klar, dass auch noch viele der Meinung waren, Stülpnagel habe in gutem Glauben gehandelt. Sein wahres Gesicht konnte Michel nur seinen Freunden, den Eingeweihten und Mitwissern zeigen, mit denen er unter vier Augen Worte des Einverständnisses wechselte. Fast immer galt die erste Frage von diesen Freunden dem Verbleib Hofackers. Aber auch da konnte Michel nur mit den Achseln zucken, da er ihn selbst nicht wusste. So fuhr er mittags voll schwerer Sorgen in seine Wohnung. «Stülpnagel muss sich in Berlin melden; er ist eben abgefahren», das war die letzte Alarmmeldung, die ihn zuvor noch erreichte.

Zu Hause hat Dr. Michel gleich darauf überraschend Besuch erhalten. Aber es war nicht die Gestapo, wie er einen Augenblick fürchtete, als es klopfte, sondern Dr. Ernst Röchling, ein guter alter Freund, ein Neffe des bekannten saarländischen Industriellen. Schon beim Eintreten sagte der Besuch: «Sie können sich denken, ich komme wegen Hofacker.» Dr. Michel fiel ein Stein vom Herzen, denn er wusste, dass Röchling zum Freundeskreis des Oberstleutnants gehörte. So konnte er offen mit ihm sprechen.

Was war mit Hofacker? Noch in den ersten Morgenstunden war er, nachdem er sich von Michel verabschiedet und in seiner Wohnung noch Dr. von Falkenhausen gesprochen hatte, von dort zu Röchling geflüchtet. Im Hotel Royal Monceau hatte es ihn nicht länger gehalten; so war selbst der tapfere Hofacker nach den letzten vierundzwanzig Stunden mit seinen Nerven fertig. Gerade an diesem Morgen aber war Röchling aus Italien zurückgekommen, wo er sich mehrere Wochen lang dienstlich-geschäftlich aufgehalten hatte. Er wusste zunächst noch nichts von den jüngsten Ereignissen. Wie ein Blitz traf ihn nun die Nachricht von dem misslungenen Attentat und von der Rolle, die Hofacker dabei spielte. So verstand er, dass der

Gedanke an Flucht der Einzige war, der seinen Freund am Morgen des 21. Juli beherrschte.

Röchling gab Dr. Michel ausführlich Bericht von dieser Begegnung. Er habe versucht, den Freund zu beruhigen und tröstend auf ihn einzuwirken. Wenn man nur den Kopf obenbehielt, dann würde sich schon ein Ausweg zeigen. Man sprach hin und her über die Möglichkeiten der Flucht, die noch offenblieben. Sollte man bei den Franzosen unterschlüpfen? Das lag nahe, ging jedoch gegen geschriebene und ungeschriebene Gesetze. Aber es gab ja noch andere Möglichkeiten. So konnte Röchling zum Beispiel wieder nach Oberitalien fahren und Hofacker mitnehmen. Aber dazu brauchte er einen gültigen Dienstaussweis wegen der strengen Grenz- und Strassenkontrollen. Auf diesen Vorschlag war Hofacker eingegangen und darum kam nun Röchling zu Dr. Michel, um einen solchen Ausweis von ihm zu erbitten. Als Zweck der Reise sollte angegeben werden: Besprechung mit der deutschen Militärverwaltung in Italien.

Sollte man das machen? Der erfahrene Verwaltungschef hatte Bedenken. Eine Dienstreise von Paris nach Oberitalien war etwas Aussergewöhnliches und darum zum gegenwärtigen Zeitpunkt mehr als verdächtig. Ausserdem musste es auffallen, wenn Hofacker einen Tag nach dem Attentat von seiner Dienststelle verschwand, unter welchem Vorwand auch immer. Darum machte Dr. Michel einen Gegenvorschlag. War es denn überhaupt so unbedingt nötig, dass Hofacker sofort verschwand? Bis zur Stunde war er noch unverdächtig, sein Name von keiner Seite im Zusammenhang mit dem 20. Juli genannt. Er war zwar in La Roche-Guyon gewesen, aber bei dem belastenden Ereignis der Verhaftung des Sicherheitsdienstes in keiner Weise beteiligt – und was der Stab Kluges wusste, das brauchte die Gestapo noch lange nicht zu erfahren. So gab Dr. Michel den Rat, Hofacker sollte vorläufig noch bei Röchling bleiben, wo ihn wohl niemand vermutete, und zunächst in Ruhe abwarten. Und dann versprach Michel, am Abend in die Wohnung Röchlings zu kommen, um mit ihm und Hofacker zu besprechen, was am besten geschehen könne. Es würde sich bestimmt das Richtige finden.

So kam man am Abend des 21. Juli bei Dr. Röchling zusammen. Auch noch andere Eingeweihte erschienen, die man inzwischen verständigt hatte. Die kleine Gesellschaft, die sich zusammenfand, bestand ausser Hofacker und Röchling, dem Hausherrn, aus Dr. Michel, Teuchert und Falkenhausen. Man war unter zehn, jedoch unbedingt zuverlässigen Augen. Teuchert war von Hofacker selbst angerufen und eingeladen worden.

Es kam an diesem Abend zu einer ebenso kameradschaftlichen wie eingehenden Aussprache. Sachlich und rückhaltlos erörterte man die Taktik des weiteren Vorgehens. Nach einigem Hin und Her war man sich bald darüber einig, dass sich Hofacker noch einmal im Stabe zeigen sollte, um eventuellem Gerede persönlich entgegenzutreten. Dann aber sollte er sich in Sicherheit bringen. Über die verschiedenen Möglichkeiten war man sich allerdings noch nicht einig. Es war die Rede davon, dass ihn Röchling eventuell in die Schweiz einschleusen oder solange verborgen halten sollte, bis die Gefahr gebannt war.

Diese beiden Erwägungen wurden indessen wieder fallen gelassen. Auch der Gedanke an die Italienreise wurde beiseitegeschoben. Dafür fand sich bald eine andere und, wie es schien, bessere und würdigere Lösung, die auch am ehesten zu der Persönlichkeit des «Verschwörers» passte. Hofacker sollte am morgigen Samstag wieder auf seiner Dienststelle erscheinen und seinen Dienst tun, als ob nichts geschehen wäre. Auch im Kasino des Raphael sollte er, wie üblich, zu Mittag essen. Man musste den Sonntag abwarten, wenn dies nur irgendwie anging – und dann sollte Hofacker ganz offiziell eine Dienstreise antreten, und zwar nach Deutschland. Dr. Michel erklärte sich bereit, die dazu nötigen Ausweise zu unterschreiben. Die Dienstreise sollte ein unverdächtiges Ziel haben und das war am besten Berlin und München bei einer Dauer von 8 bis 10 Tagen. Dadurch hatte Hofacker Gelegenheit, unauffällig aus Paris zu verschwinden und im Reiche selbst unterzutauchen. Es war nicht anzunehmen, dass schon am Sonntag ein Verdacht auf ihn fallen werde.

Hofacker war damit einverstanden. Nun gut! Allen Freunden schien es das Beste, wenn er sich so verhalte. So war man einiger-

massen getröstet und zuversichtlich, als man sich wieder trennte. Noch wusste am Abend des 21. Juli niemand aus diesem Kreise, dass sich der General von Stülpnagel blindgeschossen hatte; man wusste nur, dass er sich am 22. Juli in Berlin zur Berichterstattung melden sollte. Dann war für Paris vor dem 23. oder 24. kaum etwas zu befürchten. Nur Linstow und einige Herren der Führungsabteilung beim Militärbefehlshaber hatten inzwischen durch den Anruf des Feldwebels Schauf von der Tragödie am Maaskanal erfahren.

Einundzwanzigstes Kapitel

DEUTSCHE UND FRANZOSEN

Überall gab es 1944 bereits den berühmten doppelten Boden, so auch in Paris, das die Deutschen schon länger als vier Jahre besetzt hatten. Schon an diesem 21. Juli wussten ein paar Franzosen mehr von den jüngsten Ereignissen beim Stab des Militärbefehlshabers, als dies die meisten Deutschen je für möglich gehalten hätten. Jedenfalls gab es einige, die ihre Augen und Ohren überall hatten – und dies ist gar nicht so schwer gewesen. Denn in allen Hotels und Quartieren von deutschen Behörden oder Kommandostellen, wie in den Privatwohnungen der Offiziere und Beamten bedienten ja fast nur französische Angestellte. Es war aber nicht allein der alliierte Geheimdienst, der sich solches zunutze machte – auch manche Franzosen von Vermögen und politischem Interesse benutzten diesen Umstand, um sich eine Art von privatem Nachrichtendienst zu halten und sich laufend zutragen zu lassen, was sie besonders interessierte. Das sollte auch Dr. von Falkenhausen, der Freund Hofackers, an diesem 21. Juli erfahren. Seine Erlebnisse werfen ein grelles Licht auf gewisse Zustände, wie sie sich im besetzten Paris inzwischen ergeben hatten.

Dr. von Falkenhausen war, wie wir wissen, seit Langem mit Hofacker befreundet und in grossen Zügen «im Bilde». Das hatte nun seltsame Folgen. Es gab nämlich auf einmal einflussreiche Franzosen, die ihm deshalb ihre besondere Aufmerksamkeit zuwandten. Schon am Mittag des 21. Juli, also kaum 24 Stunden nach dem Attentat, besuchte ihn ein französischer Bankmann, mit dem er dienstlich enger zusammenarbeitete. Nach einigen einleitenden Redensar-

ten begann der Besuch aus der französischen Hochfinanz, Monsieur Le Roy Ladurie, von politischen Dingen zu sprechen und die Unterhaltung auch auf den 20. Juli zu bringen. Offensichtlich war er im Bilde. Der kluge Mann hatte es nämlich, wie Falkenhausen schon länger ahnte, zweckmässig gefunden, nicht nur gute Beziehungen zu der Deutschen Botschaft, sondern auch zu den SS-Dienststellen in der Avenue Foch zu unterhalten, woraus er auch durchaus kein Hehl machte. Aber gleichzeitig, so vermutete Falkenhausen, liefen die Fäden dieses versierten Bankmannes auch zu der französischen Widerstandsbewegung, wenn nicht sogar zu den westlichen Alliierten. Doch bestand hinsichtlich der persönlichen Qualitäten Monsieur Le Roy Laduries nicht der geringste Zweifel, ebensowenig wie an seiner patriotischen, dabei keineswegs chauvinistischen Haltung.

Dieser Bankier war über die jüngsten Ereignisse ganz ausgezeichnet unterrichtet. Es war ihm vor allem bekannt, dass man den Militärbefehlshaber von Belgien und Nordfrankreich, General d. Inf. von Falkenhausen, schon am 13. Juli seines Dienstes enthoben hatte. Jetzt, so wollte Monsieur Le Roy Ladurie wissen, brachte man ihn aber auch mit dem Attentat in Verbindung. «Woher haben Sie diese Nachricht?» fragte ihn Dr. Falkenhausen. «Von den SS-Dienststellen!» erklärte der Bankmann ganz offen. Und dann fuhr er fort: «Monsieur von Falkenhausen, Sie tragen denselben Namen wie der Herr General, Ihr Vetter. Es ist zu befürchten, dass man auch Sie mit in diese Affäre hineinzieht, auch wenn Sie mit ihr nichts zu tun haben, wovon ich persönlich im Übrigen überzeugt bin.» Monsieur Le Roy Ladurie, der lässig und elegant im Stuhl sass, machte dabei eine kleine Verbeugung und lächelte. Aber vielleicht lächelte er ein ganz klein wenig ironisch. Im nächsten Augenblick jedoch hatte sich wieder vollkommener Ernst über seine Miene gebreitet. «An Ihrer Stelle», so fuhr er fort, «würde ich mir unnütze Scherereien ersparen. Wir Franzosen haben es jedenfalls immer so gehalten. Warum, zum Beispiel, wollen Sie heute unbedingt auf Ihr Büro gehen? Ist dies wirklich so nötig? Wie ich sehe, sind Sie ein wenig müde und da ist es doch besser, der Ruhe zu pflegen! Ich weiss zum Beispiel eine

sehr ruhige Wohnung, wo Sie ungestört ausspannen können. Kommen Sie also zu Monsieur Meynial, meinem alten Freund und Kollegen, der Ihnen ja auch bekannt ist. Es ist dort so ruhig und friedlich wie in einer Kirche, denn die Familie weilt auf dem Lande. Bleiben Sie vorerst dort, Monsieur von Falkenhausen, wenn ich Ihnen mit diesem Rat dienen darf; ich werde mich unterdessen erkundigen. Sie werden durch Monsieur Meynial bald von mir Nachricht erhalten, wenn irgendwelche Gefahren für Sie bestehen sollten.»

Was sollte Falkenhausen darauf erwidern und wie sich zu diesem Vorschlag verhalten? Er kannte den Bankier schon seit Jahren und schenkte ihm volles Vertrauen. Aber noch zögerte er, dieses französische Angebot anzunehmen. «Ich für meine Person», sagte er, «habe ja nichts zu befürchten. Es fällt mir also nicht ein, mich etwa zu verstecken. Nur für Ihre Fürsorge möchte ich mich bedanken.»

Der Bankier wiegte den Kopf und wurde nun merklich ernster. Eindringlich sagte er: «Ein Risiko bleibt für Sie immer. Sie mögen wissen, dass Sie selbst unschuldig sind, aber wissen das auch die anderen? Das sollten Sie sich überlegen. Sie können sicher sein, dass ich mit Ihnen fühle.» Der Bankier sagte es im freundschaftlichen Tone und sichtlich ohne Hintergedanken. Er schien ehrlich besorgt um seinen deutschen Bekannten.

So hat Falkenhausen schliesslich doch nachgegeben. Er bedankte sich bei dem Bankier, der jedoch jeden Dank abwehrte – «das ist selbstverständlich» – und ging in die Wohnung des Herrn Meynial in der Nähe des Trocadéro. Der Hausherr war schon verständigt, empfing den Deutschen sehr freundlich und erklärte mit einer Handbewegung, die ganze Wohnung stehe dem Gast zur Verfügung. Dann geleitete er Falkenhausen in die Bibliothek, um ihn allein zu lassen.

Falkenhausen nahm wahllos irgendein Buch und setzte sich in einen der bequemen Sessel. Aber er konnte nicht lesen. Von der durchwachten Nacht war er in der Tat ziemlich mitgenommen und erschöpft, und so begrüsste er die Stille in diesem Raum, um sich ein

wenig zu entspannen und nun gesammelt einmal über die Lage nachzudenken. Es gab ohne Zweifel Gefahren, die ihn bedrohten, und zwar sowohl als den Verwandten des früheren Militärbefehlshabers wie als den Freund Hofackers. Da war Monsieur Le Roy Ladurie sicher im Recht mit der Warnung, dass er sich vorsehen sollte.

Am frühen Abend erhielt er indessen beruhigende Nachrichten. Gegen 19.30 Uhr erschien Herr Meynial wieder, um nach seinem Besuch zu sehen. Man hatte die Zeit nicht nutzlos verstreichen lassen. Meynials Erkundigungen wie die Informationen, die sein Freund Le Roy Ladurie erhielt, lauteten günstig. So konnte er Herrn von Falkenhausen versichern, dass keine Gefahr bestehe. Er stand nicht in den Listen des Sicherheitsdienstes. Mit vollendeter Höflichkeit lächelnd erklärte Monsieur Meynial: «Mein Herr, ich freue mich, Ihnen das sagen zu können.»

Falkenhausen bedankte sich ebenso lächelnd und weltmännisch. «Ich habe es mir gedacht», sagte er, sich dankend verabschiedend. Aber dann ging er doch sehr erleichtert nach Hause. Er ahnte an diesem Tage noch nicht, dass ihn die Gestapo trotzdem wenig später noch fassen werde, wenn auch aus anderen Gründen, als die französischen Bankleute vermuteten. Sie hatten ihm trotzdem aus ihren «sicheren Quellen» richtige Informationen zukommen lassen.

Das war ein an sich nur unbedeutendes Intermezzo. Aber es beleuchtete jene doppelbödige Lage in Frankreich, wie sie sich im Sommer 1944 entwickelt hatte. Aus menschlich begreiflichen Gründen der Selbsterhaltung wie des Patriotismus trugen damals nicht wenige einflussreiche Franzosen auf beiden Schultern – auch dann, wenn sie loyal mit den Deutschen zusammengearbeitet hatten. Das verblendete Abwarten Hitlers hatte den rechten Zeitpunkt verpasst, in Frankreich klare Verhältnisse zu schaffen und die Franzosen als Bundesgenossen zu gewinnen. 1940 und 1941 wäre dies leicht gewesen, als die Mehrheit des französischen Volkes und der Staatschef Pétain unbedingd dazu neigten. Aber schon seit der Landung der Alliierten in Nordfrankreich 1942 war dieser Zeitpunkt endgültig vorüber.

Jetzt im Sommer 1944 war alles untergründig in Frankreich. Ein ganzes Heer von erfahrenen und ausgesuchten Beamten wäre nötig gewesen, um nur die einzige Stadt Paris unter wirksamer Kontrolle zu halten und den Kontakt ihrer Millionenbevölkerung zu der Resistance zu verhindern. Was bedeuteten jetzt noch 1'200 bis 1'500 SD-Leute? Zudem waren nicht alle so kriminalistisch geschult, wie es nötig gewesen wäre. Auch für Bestechungen, vor allem mit «Sachwerten» und «Mangelwaren», sind manche von ihnen um diese Zeit empfänglich gewesen, wenn sie daheim eine grössere Familie zu versorgen oder sonstigen weiblichen Anhang hatten. Es dauerte nicht lange, bis geschickte Franzosen diese Achillesferse auch des Sicherheitsdienstes erkannten und ausnützten.

Nach den Erfahrungen Falkenhausens bestand kein Zweifel, dass gewisse SD-Leute einflussreiche Franzosen laufend mit wichtigen Informationen versorgten. Französische Freunde hatten ihm dieses Geheimnis preisgegeben. Sie konnten sich das aber auch leisten, denn sie wussten genau, dass die Tage der deutschen Besatzung gezählt waren.

Falkenhausen machte sich nach diesem Intermezzo natürlich auch noch andere Gedanken. Er musste sich sagen, dass sich die innere Brüchigkeit der Gestapo am 20. Juli durch ihren mangelnden Widerstand deutlich genug erwiesen habe – nun erlebte er auch, dass man von ihr gegen das entsprechende Trinkgeld Informationen über «Geheime Reichssachen» erhalten konnte, diesmal freilich zu seinen Gunsten.

Falkenhausen persönlich wäre es freilich niemals eingefallen, sich etwa in eine solche Nachrichtenquelle einzukaufen, aber vielleicht war dies töricht. Bis zum 21. Juli war es überhaupt ausserhalb der Dinge gelegen, die er selbst als korrekter Deutscher und juristischer Fachmann im allgemeinen für möglich gehalten hatte.

Nach dem Ende des Krieges hat man aber noch mehr erfahren. Angehörige der Pariser Gestapo haben Informationen nicht nur an reiche Pariser Bankleute gegeben, sondern offenbar auch mit der französischen Resistance in Verbindung gestanden. Den Wissenden

um die brüchige Moral des Dritten Reiches kann dies nicht wundern. Jedenfalls steht in dem Buch von Raymond Massiet über die «Vorbereitung des Aufstands und die Schlacht um Paris», 1945 erschienen, wörtlich zu lesen: «Sogar in der deutschen Kommandantur verwendete ein französischer Agent wichtige Papiere, die die militärischen Operationen betrafen, und wir hatten auch einige Zeit einen Vertrauensmann bei der Gestapo, der uns kurze Zeit nach der Niederschrift schon die Befehle mitteilte, die an die deutschen Polizisten gegeben wurden und – leider! – auch an die französischen, die ihnen halfen.» Es war also kein unmittelbarer Schaden für die Sicherheit der deutschen Truppen in Paris, wenn der SD verhaftet wurde, ja wenn er ganz ausgefallen wäre!

Jedenfalls bedeutete das Erlebnis Falkenhausens am Nachmittag des 21. Juli eine tragische Ironie ohnegleichen. In einem Augenblick seiner Gefährdung durch die deutsche Gestapo hatten sich hilfsbereite Franzosen seiner angenommen und ihm eine, wenn auch nur vorübergehende Zuflucht geboten. Dann hatte es sich herausgestellt, dass von diesen reichen Franzosen Fäden zu der Gestapo liefen, die sie ständig mit wichtigen Informationen versorgte.

Von diesen Informationen der Franzosen hatte nun auch ein Beauftragter der deutschen Besatzungsmacht direkten Vorteil, da er durch sie erfahren konnte, dass seine eigene Verhaftung noch nicht bevorstand. So liefen damals die «Fronten» schon durcheinander.

Falkenhausen hat von dieser Informationsquelle keinen weiteren Gebrauch gemacht. Das wäre ihm wohl zu beschämend erschienen. Und doch kennzeichnet es auch die Arglosigkeit derer, die man pathetisch «Verschwörer» genannt hat, dass sie es unterliessen, diese wichtige Nachrichtenquelle noch weiter auszuschöpfen. Wahrscheinlich wären die französischen Mittelsmänner dazu bereit gewesen. Dabei ist es möglich, dass weitere Informationen den Gefährdeten sicher von grösstem Nutzen gewesen wären und vielleicht auch noch mehreren Leben und Freiheit gerettet hätten.

Ein Kistchen Importen

Am darauffolgenden Sonntag sollte sich im Übrigen noch einmal die eigenartige Doppelbödigkeit in Paris erweisen. Nach dem Bierabend, zu dem Oberg die Offiziere des Wachregiments geladen hatte, gehörte es sich natürlich, dass auch von Seiten des Kommandanten eine Gegeneinladung erfolgte. Sie beschränkte sich freilich auf einen kleineren Kreis der SS, zu dem vor allem der Obergruppenführer und der Standartenführer Dr. Knochen gehörten. Vom Stab Ob. West war niemand anders als der Oberquartiermeister Finckh zu diesem Frühstück gebeten. Es fand in der Wohnung General Boineburgs in der Villa Coty statt.

Das Frühstück verlief munter und kameradschaftlich. Der weltmännischen Art des Gastgebers entsprechend, hat man es nicht an Trinksprüchen und gegenseitigen Anpflaumungen fehlen lassen. So war man bald ausgezeichnete Laune. Nur einer hat daran nicht teilgenommen – der Oberst Finckh. Während des Gläserklingens und der Toaste blieb er fast immer schweigsam und gab nur einsilbige Antworten, wenn er gefragt wurde. Dabei sass er zur Linken des Hausherrn, nach Oberg der zweite Ehrengast. Was war mit dem Oberst, dem doch der Ruf eines guten Gesellschafters vorausging? So oft man ihn ansprach, gab er nur zerstreute und abwesende Antworten. Freilich wusste man nicht, dass er schon von dem Selbstmord des Generalquartiermeisters Wagner in Zossen, wie von dem Selbstmordversuch Stülpnagels erfahren hatte – ja, man wusste überhaupt noch nichts von dem tragischen Ereignis in diesem Kreise. Und ausserdem war es Boineburg unbekannt, dass Finckh zum engsten Kreis der Widerstandskräfte gehörte. Hätte er dies gewusst, so hätte er ihn wohl kaum zu diesem Frühstück geladen und nicht mit den Männern zusammengebracht, die schon wenige Tage später seine Verhafter werden sollten. Aber es muss gesagt sein, dass sie sich nicht aus freien Stücken zu einer solchen Verhaftung bereitfanden oder gar persönlich daran beteiligten.

Oberg, inzwischen Obergruppenführer geworden, zeigte sich bei diesem Frühstück von seiner kameradschaftlichsten Seite.

Wenn das Gespräch die Nacht vom 20. auf den 21. Juli streifte, lachte er nur und gebrauchte scherzhafte Redensarten. Sichtlich war er bemüht, die Ereignisse zu bagatellisieren. Am Ende des Frühstücks, das ein richtiges «Liebesmahl» wurde, hatten er und Boineburg jedenfalls völlig Frieden geschlossen. Der Kommandant von Gross-Paris verabscheute wohl das System genau so, wie das Stülpnagel getan hat, aber Hass und Abneigung konnte er doch nicht auf jeden der Funktionäre ausdehnen, wenn dieser menschliche Züge zeigte. Und das war sicher bei Oberg und einigen seiner Begleiter der Fall. So wurde die Streitaxt an diesem Tage begraben. Um seinerseits auch noch ein Übriges zu tun und eine versöhnliche Geste zu machen, überreichte der neugebackene Obergruppenführer dem Kommandanten am Ende des Frühstücks eine Kiste echter Importen. Er kannte dessen Leidenschaft für auserlesene Zigarren. Sie sind damals auch in Paris schon fast unbezahlbar und kaum mehr zu beschaffen gewesen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

DIE ERSTEN SCHATTEN

Am Samstag, den 22. Juli, fielen die ersten tödlichen Schatten über den Stab des Militärbefehlshabers in Frankreich. Gegen 9 Uhr vormittags rief Oberst von Linstow General Blumentritt in St. Germain an und meldete ihm, dass sich Stülpnagel selbst blindgeschossen habe; er sei also nicht von Maquisards überfallen worden, wie sein Fahrer zunächst gemeldet hatte. Blumentritt war erschüttert, obwohl er dergleichen sofort befürchtet hatte. Nicht anders ging es den Offizieren vom Stab des Militärbefehlshabers. Die tragische Kunde verbreitete sich wie ein Lauffeuer, Vielleicht am meisten betroffen war Hauptmann Ernst Jünger, der der Persönlichkeit Stülpnagels besonders nahegestanden hatte. Er erhielt die Schreckensnachricht von Major d. R. Dr. Neuhaus, der zur Abteilung Ic gehörte und sie dort von Humm, dem Abteilungsleiter erfahren hatte. Wie Jünger weiter feststellte, musste Stülpnagel offenbar zu derselben Stunde zur Pistole gegriffen haben, in der er sich ursprünglich zu einem philosophischen Gespräch mit ihm hatte treffen wollen. «Welche Opfer werden hier noch fallen», schrieb Jünger darauf in das persönliche Kriegstagebuch jener Jahre, «und gerade in den kleinen Kreisen der letzten ritterlichen Menschen, der freien Geister, der jenseits der dumpfen Massenleidenschaften Fühlenden und Denkenden». Dennoch hielt Jünger auch diese Opfer für wichtig, «weil sie inneren Raum schaffen und verhüten, dass die Nation als Ganzes, als Block in die entsetzliche Tiefe des Schicksals fällt. Doch hassen die Blinden jene, die für sie im Lichte tätig sind.»

Das Kriegstagebuch Ob. West hat auf eine sehr zurückhaltende Art die Schreckensbotschaft verzeichnet. Es spricht von keinem Selbstmordversuch, sondern vermerkt lediglich mit diplomatischer Vorsicht: «Chef des Stabes Militärbefehlshaber in Frankreich meldet an Chef des Stabes Ob. West, dass der Militärbefehlshaber in Frankreich General d. Inf. von Stülpnagel bei seiner gestrigen Fahrt zum Oberkommando der Wehrmacht einen Unfall gehabt habe. Er sei ins Kriegslazarett Verdun gebracht. Einzelheiten fehlen noch.»

Was sollte Blumentritt unternehmen? Es blieb ihm nichts anderes übrig, als die Nachricht dem SS- und Polizeiführer weiterzugeben. Auch Oberg zeigte sich erschüttert. Er war ja Stülpnagel gleichfalls menschlich nähergestanden, denn im ersten Weltkrieg hatte er längere Zeit demselben Stabe wie der spätere Militärbefehlshaber angehört. Als Polizeiführer freilich musste er sich anders verhalten. Durch den Selbstmordversuch schien es so gut wie erwiesen, dass Stülpnagel nicht einer falschen Berliner Order zum Opfer gefallen war, sondern als Widerstandskämpfer dem Befehl der Berliner Führung Folge geleistet hatte. Vielleicht war sich Oberg zu diesem Zeitpunkt dessen noch nicht ganz sicher. Aber es spricht für ihn, dass er auch jetzt nicht nach Rache verlangte, wie wahrscheinlich mancher andere an seiner Stelle getan hätte – er fasste vielmehr einen ganz anderen und hochherzigen Entschluss: er erklärte Blumentritt, dass er selbst nach Verdun fahren und mit dem Schwerverletzten sprechen werde, sobald dieser vernehmungsfähig sei. Dies sollte unter vier Augen geschehen. Auch Oberg stand in diesen Tagen und Wochen vor mancher schwierigen Entscheidung.

Kluge im Zwielicht

Kannte Oberg um diese Zeit bereits die Mitwisserschaft Kluges? Da schon das Führerhauptquartier darum wusste, wie aus dem Zeugnis Guderians hervorgeht, muss angenommen werden, dass Himmler seinen Pariser Funktionären schon einen Wink gegeben hatte. Trotz-

dem nahm es der Obergruppenführer noch auf sich, sofort nach der Unterrichtung durch Blumentritt nach La Roche-Guyon zu fahren, um die heikle Angelegenheit Stülpnagel mit dem Feldmarschall zu besprechen. Es galt auch hier, eine Sprachregelung zu finden. Inzwischen wusste Oberg bereits von dem Besuch des Militärbefehlshabers bei Kluge am Donnerstagabend, wenn ihm auch noch nicht bekannt war, was dabei gesprochen wurde. Angesichts des Selbstmordversuchs war die amtliche Untersuchung nicht aufzuhalten. Was aber, wenn der Stab Ob. West, der der Heeresgruppe B und vor allem der Feldmarschall selber in sie verwickelt würden? Dann gab es einen Eklat ohnegleichen. Aber gerade den wollte Oberg zu diesem Zeitpunkt offensichtlich vermeiden, und zwar ebensogut aus menschlicher Rücksicht wie aus politischen Gründen.

So kam es am Abend des 22. Juli in La Roche-Guyon neuerdings zu einer seltsamen Begegnung. Auf der einen Seite der höchste SS-Funktionär in Frankreich, der schon mehr oder minder Bescheid wusste, auf der anderen Seite die Führungsoffiziere der höchsten Kommandobehörden der deutschen Westfront; samt und sonders wenn nicht Beteiligte, so doch Mitwisser an einem Komplott gegen den Obersten Befehlshaber der deutschen Wehrmacht. Es steht nicht fest, was Oberg zu diesem Zeitpunkt tatsächlich wusste, da es nicht möglich war, ihn über diese Einzelheiten zu befragen; jedenfalls aber liess er sich nichts anmerken und verhielt sich durchaus im Sinn der guten Erziehung des alten Heeres. Diese bewies er auch in der Besprechung mit Kluge, wie Blumentritt bezeugt. «Herr Feldmarschall», sagte er wörtlich, «wir wollen die Angelegenheit möglichst offiziersmässig behandeln.» Kluge begrüßte das natürlich und bat um Vorschläge. Oberg ersuchte um einen verantwortlichen Offizier für die Vernehmung von Offizieren. Auch da waren keine langen Besprechungen nötig. Kluge bestimmte einfach den ersten Adjutanten des Oberkommandos, der ohnedies die Offiziersangelegenheiten bearbeitete, also denselben Oberst Abbé, der Blumentritt bereits in der Nacht nach dem 20. Juli mit nach Paris begleitet hatte.

Nach der Besprechung ging man zum Abendessen. Es fand in demselben kleinen Speisesaal statt, in dem vor zwei Tagen Stülpnagel und Hofacker nach dessen feurigem Appell sassen. Auch diesmal lag wieder eine lastende Atmosphäre über der kleinen Tafelrunde und jeder musste sich anders geben, als er in Wirklichkeit dachte. Wieder bestritt der Feldmarschall in der Hauptsache die Unterhaltung, von der Front und seinen Fahrten berichtend, während Speidel und Blumentritt ziemlich schweigsam blieben und sich nur wenig daran beteiligten. Es liess eben niemand in sich hineinschauen. Was allerdings Oberg an diesem Abend von der Frontlage erfuhr, das stimmte ihn sicher nicht zuversichtlich. Kluge liess durchblicken, dass die Tage der deutschen Westfront in Frankreich gezählt seien oder dass er doch Schlimmes für sie befürchte.

Übrigens war an dem gleichen Vormittag ein Tagesbefehl des neuen kommissarischen Chefs des Generalstabs des Heeres eingelaufen, der folgendermassen lautete:

An alle Generalstabsoffiziere!

Der Führer hat mir mit dem heutigen Tag die Wahrnehmung der Geschäfte des Chefs des Generalstabs des Heeres übertragen. Ich übernehme dieses Amt in schwerer Zeit mit dem einzigen Ziel, den Krieg zum siegreichen Ende zu führen und damit das grosse Werk des Führers und den Bestand unseres deutschen Reiches und Volkes zu sichern.

Von allen Angehörigen des Generalstabs erwarte ich, dass sie mich im gegenwärtigen Schicksalskampf unseres Volkes, getreu ihrem Fahneid, mit aller Kraft des Herzens und Verstandes unterstützen, dass Sie alles daransetzen, die Kraft der kämpfenden Truppe zu stärken, den Widerstands- und Siegeswillen des Heeres zu stählen, und dass sie sich durch eine beispielhafte Haltung in und ausser Dienst das Vertrauen des Führers erneut verdienen.

Heil unserem Führer, Heil unserem Deutschen Reich!

*Mit der Wahrnehmung der Geschäfte beauftragt
gez. Guderian Generaloberst*

Dieser Tagesbefehl lag noch wie ein Meltau auf den Gemütern der Chefs wie der Generalstabsoffiziere in La Roche-Guyon. Sie sollten sich das Vertrauen Hitlers erneut verdienen, hatte es darin geheissen. In dessen Augen und nach der Auffassung des Regimes war in der Tat der gesamte Generalstab des Heeres am 20. Juli mehr oder minder kompromittiert. Der Attentäter Graf Stauffenberg war aus seinen Reihen hervorgegangen; zahlreiche führende Generalstabsoffiziere des ältesten und immer noch wichtigsten Wehrmachtteils hatten sich an dem Komplott beteiligt. Nun wurden sie von dem Hass und der Rachejustiz jenes seltsamen Obersten Befehlshabers verfolgt, der keine Sekunde fragte, was eventuell diese durchgebildeten Fachleute zu ihrem Aufstand veranlasst hatte. Grässliche Nachrichten von den Erschiessungen, Selbstmorden und Verhaftungen waren bereits nach den westlichen Hauptquartieren gedrungen und legten sich wie ein Alpdruck auf die Gemüter der Offiziere mit den einst so vielbegehrten karmesinroten Hosenstreifen. Sie sahen sich ganz besonders gefährdet. Feldmarschall von Kluge selbst liess sich nichts anmerken. Es ist aber wahrscheinlich, dass er unter dem Eindruck dieser Ereignisse und Hiobsbotschaften den Entschluss zum Gang in die vorderste Linie gefasst hat, den er am nächsten Tag ausführte.

Wie lange konnte es noch dauern, dass man sich frei bewegen konnte? Schon morgen oder übermorgen mochte die Untersuchung vielleicht die höchsten Stäbe in Frankreich erfassen, nachdem sie sich mit dem Militärbefehlshaber beschäftigte, wohl oder übel beschäftigen musste!

Blumentritt fuhr mit Oberg am späten Abend nach Paris, beziehungsweise nach St. Germain zurück. Man unterhielt sich noch vertraulich im Wagen, denn unterdessen hatte sich zwischen den beiden ein Vertrauensverhältnis ergeben. So kam man natürlich auch auf den Anschlag zu sprechen. Oberg deutete an, dass er doch weite, sehr weite Kreise gezogen habe und dass er für manchen fürchte. Von Berlin aus seien verschiedene Verdachtsmomente geäussert worden. «Aber ich kann nicht glauben», meinte der Oberggruppenführer be-

dächtig, «dass auch der Feldmarschall mit im Spiel ist. Er ist doch vom Führer persönlich ausgewählt und direkt aus dem Führerhauptquartier nach dem Westen geschickt worden. Dann kann ich mir nicht vorstellen, dass er den Führer so hintergangen haben könnte.» Blumentritt sekundierte mit Eifer. Die Loyalität des Feldmarschalls stehe doch ausser Zweifel! Vor allem sei er vorbildlich darin, wie er sich beinahe täglich auf seinen Frontfahrten aussetze. Das tue doch kein Verräter. Oberg nickte, er schien diesen Versicherungen zu glauben.

Aber vielleicht hat der Feldmarschall Günther von Kluge in der darauffolgenden Nacht eine Warnung von dritter, nicht genannter Seite erhalten. Sein Verhalten in den nächsten Tagen ist auffallend. Bereits am 23. Juli ist er, wie schon gesagt, erneut an die Front gefahren und hat die vorderste Linie aufgesucht. Das gehörte zwar zu seinen Gewohnheiten, wie jeder weiss, der einmal unter seinem Kommando stand, aber am 23. Juli hatte der Frontbesuch doch eine besondere Bedeutung. An diesem Sonntag war es, wie uns bekannt ist, dass die Vernehmungen in Paris einsetzten – da begab sich der Feldmarschall von Kluge nicht nur zu den Gefechtsständen der Korps- und Frontdivisionen, wie er sonst immer zu tun pflegte, sondern unmittelbar zu den vordersten Verteidigern des Schlachtfeldes. Es geschah in kritischer Lage. Er wählte noch dazu den Brennpunkt der Normandieschlacht vor Caen, die Front des I. SS-Korps. Und er tat dies, ohne den verantwortlichen Oberbefehlshaber der Panzergruppe davon zu verständigen, was sonst üblich gewesen wäre. Der Wortlaut des Telefongesprächs, das der Feldmarschall mit General Eberbach, jenem Oberbefehlshaber, einen Tag später geführt hat, gibt jedenfalls zu denken. Es lautet:

v. Kluge: «Sie werden inzwischen erfahren haben, dass ich gestern den ganzen Tag über bei Ihrer Panzergruppe war. Ich kann nur das eine sagen, dass die Leute verhältnismässig guter Stimmung waren. Ich bin hauptsächlich bei der HJ-Division gewesen und habe die mir sehr genau angesehen. Habe mir auch die Engländer angeguckt. Es war still, man konnte alles machen. Einen besonders guten Eindruck

habe ich von dem Wunsche (*Regimentskommandeur in der Division Hitlerjugend. Anm. d. Herausg.*), mit dem ich die ganze Stellung abgegangen bin; auch die macht einen tadellosen Eindruck.»

Eberbach: «Die HJ-Division ist gut im Geist und in der Ausbildung.»

v. *Kluge:* «Ich habe mich geirrt, denn Wunsche ist ja der Regimentskommandeur. Das war der Meier.» (*Div.-Kommandeur der HJ. Anm. d. Herausg.*)

Eberbach: «Der ‚schnelle Meier‘ ist sein Name. Ein famoser Junge.»

w. *Kluge:* «Dann habe ich noch den Feuchtinger (*Kommandeur der 21. Panzerdivision. Anm. d. Herausg.*) gesprochen und mich informiert, was bei dem letzten Grossangriff gewesen ist. Ich bekam bestätigt, was ich schon wusste. Von dort aus bin ich zur Leibstandarte. Da bin ich nicht so gut orientiert, wie bei der 21. SS. Ich habe das Gefühl, hier wird ziemlich geschwommen. Der Chef war leider nicht da.»

Eberbach: «Der Chef ist gut, aber Sepp Dietrich ist etwas grosszügig.»

x. *Kluge:* «Er machte einen besonders müden Eindruck.»

Eberbach: «Er war durch ‚diese Angelegenheit‘ auch sehr in Anspruch genommen. In der Nacht hat er allerhand Fernschreiben bekommen. Es stand zur Diskussion, ob irgendwelche Teile herausgezogen werden müssten. In dieser Nacht ist er nicht zum Schlafen gekommen.»

Dieses Gespräch ist bezeichnend. Es enthält viel von dem, was in keinem Kriegstagebuch niedergeschrieben wurde. Kluge hatte auf die vermutliche Warnung aus dem Reich in soldatischer Art gezeichnet. Er begab sich nicht allein an die Front, sondern direkt in die vorderste Linie. Und er wählte dazu nicht irgendeinen beliebigen Abschnitt, sondern den am meisten gefährdeten, um dort die Division «Hitlerjugend» zu besuchen. Der Gedanke ist naheliegend, dass er, ähnlich wie der Generaloberst Freiherr von Fritsch, der im Februar 1938 unter schimpflichen Umständen entlassene Oberbefehlshaber des Heeres, den Tod vor dem Feinde gesucht hat. Aber gerade

an diesem 23. Juli verlief der Tag relativ ruhig und ohne grössere feindliche Angriffe, auch nicht aus der Luft. Für den Feldmarschall von Kluge war keine Kugel gegossen und keine Granate gedreht, die ihm die kommenden Wochen und sein gewaltsames Ende hätten ersparen können. Am Abend nach diesem Frontgang kehrte er wohlbehalten in sein Stabsquartier zurück.

Noch etwas anderes musste der Oberbefehlshaber bei diesem Telefongespräch mit General Eberbach erfahren, was er bisher nicht wusste: dass Sepp Dietrich, der kommandierende General des I. SS-Panzerkorps, nach dem 20. Juli «Sonderbefehle» für die 1. SS-Division «Leibstandarte» erhalten hatte. Sie konnten nur von Hitler oder Himmler persönlich stammen, denn diese hätten durchaus nicht gezögert, über die Köpfe auch der höchsten Kommandobehörden des Heeres hinweg nach Belieben über Verbände der Waffen-SS zu verfügen. Wie Eberbach also meldete, stand es zur Diskussion, ob etwa die «Leibstandarte» in Paris würde eingreifen müssen. Gott sei Dank ist dies nicht nötig gewesen. Bei der gespannten Frontlage hätte es jedenfalls recht bedenkliche Folgen haben können, wenn ein so starker Verband aus der Front gezogen worden wäre. Die Alliierten hätten es sicher sehr schnell erfahren. Aber wer in Ostpreussen fragte schon nach solchen möglichen Folgen? Sepp Dietrich hatte immer seine direkte Telefon- und Kurierverbindung zu Himmler und Hitler – und auch der Wehrmachtführungsstab musste sich hüten, den Feldmarschall von Kluge, der ja selbst unter Verdacht stand, von möglichen Absichten des Eingreifens in Paris zu unterrichten. Kluge ahnte das. Den Bericht von General Eberbach, der ihn sicherlich überraschte, nahm er ohne jede persönliche Stellungnahme zur Kenntnis.

Aber noch einmal kam man in diesem Telefonat auf den 20. Juli zu sprechen. Dr. Ley, der Führer der deutschen «Arbeitsfront», hatte inzwischen seine berüchtigte Rede gegen das adelige Offizierskorps gehalten, die durch Rundfunk und Presse auch den Frontstäben und Fronttruppen bekanntgeworden war. Eberbach hatte daraufhin ein Schreiben an Kluge gerichtet. Von diesem Schreiben ist jetzt die Rede zwischen den beiden:

v. Kluge: «Ich habe Ihr kleines Schreiben bekommen. Ich bin der gleichen Auffassung wie Sie. Ich muss mal überlegen, was ich da mache. Irgendetwas muss geschehen. In der Zeit einer politischen Hochwelle platzt dann und wann etwas.»

Eberbach: «Selbst die SS-Kommandeure sagen, so gehe das nicht; das sei nicht tragbar, auch dem Ausland gegenüber nicht. Es besteht die Gefahr, dass irgendein dummer Kerl mit einem Adligen aneinandergerät. Das hat sowohl der Adel wie auch die Generalität nicht verdient.»

v. Kluge: «Das ist meine Ansicht auch. – Das Hochdruckgebiet wird nur kurze Zeit sein, ein Tief folgt. – Für morgen alles Gute.»

Die Frontfahrt war am Sonntag, den 23. Juli, gewesen. Aber wir müssen noch einmal auf den 22. Juli zurückgreifen, weil sich an diesem Tag etwas Bemerkenswertes ereignete. Da kam es nämlich zu einem Vorfall, der die innere Unfreiheit Kluges nach dem 20. Juli grell beleuchtet. Gerade weil er den Verdacht Hitlers auf sich gezogen, musste er nun wohl oder übel seine Loyalität betonen und sichtbar unter Beweis stellen. So hat er sich von jetzt ab dem Willen Hitlers auch in solchen Fällen unterworfen, in denen er vielleicht sonst nicht nachgegeben hätte. Für die operative Führung des Westheeres in den kommenden Wochen hatte dies die bedenklichsten Folgen. Am 22. Juli hat es sich allerdings nur um eine Art von Vorspiel zu dieser völligen Entmündigung gehandelt.

Am Nachmittag des 22. Juli, also noch vor Oberg, war der Bevollmächtigte des Gauleiters Sauckel, Präsident Glatzel, zum Vortrag bei Kluge in La Roche-Guyon erschienen. Es ging um die Frage, ob der gesamte Jahrgang 1924 in Frankreich eingezogen werden sollte. Diese Forderung war von ungewöhnlicher Tragweite. Sauckel hatte bekanntlich über Bormann bereits Falkenhausen als Militärbefehlshaber in Belgien zu Fall gebracht, weil sich dieser ihr ganz entschieden widersetzte, und auch dem General von Stülpnagel hatte sie noch am 20. Juli die grössten Schwierigkeiten bereitet. Stülpnagel hatte nicht nachgegeben und so sollte jetzt Kluge als Oberbefehlshaber West entscheiden. Er sträubte sich anfangs heftig, ja mit grimmigem

Unwillen, denn er kannte ja die Lage. Aber schliesslich hat er doch nachgegeben, sich auf die Feststellung beschränkend, dass kein Heeresoldat dafür zur Verfügung stehe, die Rekrutierung zwangsweise durchzuführen.

So ist es dann trotz aller Warnungen wirklich Sachverständiger im letzten Augenblick unmittelbar vor dem Zusammenbruch der Normandiefrent zu den Zwangsaushebungen in Frankreich gekommen, die praktisch nur geringe Erfolge brachten, dafür aber den Zuzug zur Résistance mächtig anschwellen liessen. Jeder mit gesundem Menschenverstand hätte dies voraussagen können. Aber für Hitler und seinesgleichen galt dieser gesunde Menschenverstand in den letzten Kriegsjahren als «Defaitismus».

Vergebliche Beruhigungsversuche

Was war in Paris inzwischen geschehen? Im Hotel Majestic, dem Dienstsitz des Militärbefehlshabers, hatte sich auch am Samstag «optisch» nicht viel geändert. Die Erregung der Vortage war allmählich im Abklingen. Hofacker erschien am Vormittag wieder auf seiner Dienststelle, als ob nichts geschehen wäre. Den Schock vom 20. und die Panik der darauffolgenden Nacht hatte er anscheinend ganz überwunden. Äusserlich war ihm nichts anzumerken, auch dann nicht, als ihn die Schreckensbotschaft von Stülpnagels Selbstmordversuch erreichte. Hofacker hatte längst gelernt, seine wahren Gedanken und Gefühle zu verbergen. So versah er am Samstag, dem 22. Juli, seinen Dienst wie gewöhnlich. Wie immer ass er im Kasino des Raphael mit den Kameraden zu Mittag. Die Offiziere, die einiges, aber nicht alles wussten, wollten ihren Augen nicht trauen, als Hofacker hereinkam. Aber sie bemühten sich dann, ebenso selbstverständlich zu plaudern wie dieser. Sie mochten an die Sprachregelung denken und daran, dass sie eingehalten werden musste. Im Stab war bisher nichts geschehen, was auf eine allgemeine hochnotpeinliche Untersuchung deuten und Hofacker gefährden konnte. Nicht

der geringste Verdacht wurde bis zu dieser Stunde gegen ihn geäußert.

Auch Dr. Michel konnte in diesen Tagen seine Überlegenheit bewahren. Er bedachte genau, was am besten geschehen sollte, und handelte dementsprechend. Man durfte sich nicht im Geringsten gehen lassen; das war man der guten Sache und mehr noch den gefährdeten Kameraden schuldig. Der Kampf um einen noch einigermaßen erträglichen Frieden war am 20. Juli unter tragischen Umständen gescheitert; aber nun galt es, einen anderen Kampf zu führen und zu gewinnen: den um Leben und Freiheit der beteiligten Kameraden. Die Mitwisser in Frankreich waren sich klar darüber und dazu entschlossen. Sie haben auf diesem Gebiet von jetzt ab auch Grosses geleistet. Einer deckte und schützte den anderen. So war man gerade an diesem Samstag voll zuversichtlicher Hoffnung auf einen erspriesslichen Ausgang.

Und doch blieben die Tage und Nächte weiterhin von Furcht überschattet. Vor allem die Abende waren drückend, wenn man allein in den schwülen Quartieren sass und seinen Gedanken nachhing. Würden sie heute Nacht an die Tür pochen oder die Gestapo weiter stillhalten? Wer stand heute und morgen auf ihren Listen? Niemand konnte das sagen und niemand Auskunft darüber erhalten. So war es vor allem die grässliche Ungewissheit, die sich auf die Gemüter legte. Dazu kam noch, dass man erfahren hatte, dass die eigene Gerichtsarbeit der Wehrmacht in Sachen des 20. Juli praktisch aufgehoben und eine Sonderkommission im Reichssicherheitshauptamt gebildet war. Wie Geschwader von dunklen Wolken zog es sich über den Beteiligten, den Mitwissern und ihren Freunden zusammen. Wer konnte sagen, wen es noch treffen würde? Der einzige Schutz war und blieb noch die Kameradschaft. Aber wusste man denn, wo und wie sie sich noch bewährte?

Das dachte auch Dr. Michel in diesen Tagen. Er wollte sich mit den Wissenden zusammensetzen und aussprechen. So lud er eine kleine Schar eingeweihter Freunde am Samstagabend in seine Wohnung, zu der auch ein hübscher Garten gehörte. Im vertrauten Kreis

wollte man unter den Bäumen ein wenig ausspannen und des Abendfriedens sich freuen. Diese Entspannung sollte vor allem Linstow zugute kommen; bei seinen Herzbeschwerden brauchte er das am meisten.

Aber es wurde nichts aus dieser Entspannung im abendlichen Garten, wie sie sich Dr. Michel wünschte und dachte. Gleich nach dem Kommen der Gäste wurde der Hausherr ans Telefon gerufen – und da erfuhr er nun, Stülpnagel sei völlig erblindet. Das erschütterte ihn so, dass er einfach nicht darüber zu schweigen vermochte. Die Kameraden traf die Schreckensnachricht nicht minder. Mein Gott, warum wurde gerade Stülpnagel von diesem unbeschreiblichen Unglück getroffen, warum blieb er am Leben? Umsonst bemühte sich der Gastgeber, das Gespräch auf andere Dinge zu bringen – immer wieder, fast zwangsläufig, kehrte es zu den jüngsten Ereignissen zurück. Mit Stülpnagel hatte es angefangen; wer war der Nächste? Für Oberst von Linstow, der bleich mit am Tische sass, sollte es der letzte Abend sein, den er frei im Kameradenkreis verbrachte.

Übrigens waren nicht nur Männer der «Zelle» zugegen wie Michel und Teuchert. Der «innere Kreis» hatte sich unterdessen noch um Personen erweitert, die wussten und schwiegen, so dass man sich zuverlässig auf sie verlassen konnte. So waren an diesem Abend auch die Majore Dr. Leo und Dr. Neuhaus zugegen.

Als Baumgart mit Humm gegen 20.30 Uhr von Verdun nach der Dienststelle zurückkehrte, wurde ihm ausgerichtet, er möge sofort in die Wohnung von Dr. Michel kommen, um von seiner Fahrt zu berichten. Selbstverständlich folgte er unverzüglich diesem Wunsche. An seiner Niedergeschlagenheit merkten die Kameraden sofort, wie es stand und was er erfahren hatte. Auch Major Humm, Feldwebel Schauf und Unteroffizier Fischer kamen und erzählten der kleinen Gesellschaft. Die Schatten wurden tiefer.

Was sollte man tun? Man beriet hin und her, ohne einen Ausweg zu finden. Linstow hatte sich mit einigen Herren in ein Zimmer der Wohnung zurückgezogen, um sich intern mit ihnen zu besprechen. Es dauerte eine Weile, bis sie wieder herauskamen. Dann sagte der

Oberst zu Schauf, indem ei ihm die Hand drückte: «Schauf, es ist ein trauriges Geschick, das den Herrn General ereilt hat. Sie müssen jetzt zum SD zur Vernehmung. Bitte tun Sie mir den Gefallen und sagen Sie nichts von dem Selbstmordversuch; das sind wir unserem General schuldig.»

Der arglose Linstow hatte die beste Absicht, als er dies sagte. Aber gerade sie wurde ihm bald darauf zum Verhängnis.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

DIE VERNEHMUNGEN BEGINNEN

Nun war es also soweit, dass auch in Paris die Vernehmungen begannen. Feldwebel Schauf und Unteroffizier Fischer waren die ersten, die an die Reihe kamen. Nachdem sie sich von der Wohnung Dr. Michels direkt zu der Hauptdienststelle des Sicherheitsdienstes in der Avenue Foch begeben hatten, mussten sie abschnallen und ihre Pistolen abliefern, die man aus dem Zimmer entfernte. Dann wurden sie getrennt und in verschiedenen Räumen vernommen. Die ganze Nacht bis in die achte Vormittagsstunde hat dieses Verhör gedauert. Die beiden Begleiter Stülpnagels auf seiner tragischen Fahrt nach Verdun werden es nie vergessen.

Was war auf den alten Schlachtfeldern geschehen? Die Gestapo wollte alles, auch die geringsten Einzelheiten wissen. Das Verhör war so lang und zermürbend, dass sich Fischer in Widersprüche verwickelte. So gab er schliesslich auf Vorhalt zu, es sei wahrscheinlich bei General von Stülpnagel doch ein Selbstmordversuch gewesen.

Aha! Gerade das wollte man ja bestätigt haben. Und wie hatte man sich im Stab des Militärbefehlshabers zu dieser Annahme verhalten? Da geriet der brave Unteroffizier offenbar ganz und gar in die Klemme, denn er war an besonders erfahrene Beamte geraten, die die Vernehmungstechnik beherrschten. Sie blieben besonders lange bei dieser Frage, wie sich der Stab des Militärbefehlshabers verhalten habe. Glaubten die Herren dort an einen Selbstmordversuch oder glaubten sie an etwas anderes? Oder war da Besonderes besprochen worden?

In den Morgenstunden brach Unteroffizier Fischer offenbar mit den Nerven zusammen. Ja doch, im Stab wurde etwas besprochen. Und was? Nun, der Oberst von Linstow hatte Feldwebel Schauf auf die Seite genommen und ihn gebeten, dass er von diesem Selbstmordversuch nichts sagen sollte, sondern bei dem bleiben, was er anfangs berichtet hatte: es seien Partisanen gewesen. Der Vernehmungsbeamte notierte eifrig. In einer kleinen Pause tauschte er seine Notizen mit dem Kollegen, der Schauf verhörte. Da war klar, dass Oberst von Linstow die Zeugen zu beeinflussen versucht hat.

Nun war es soweit, dass auch Schauf in die Enge getrieben wurde. «Machen Sie sich doch nicht lächerlich», sagte der Beamte, «es ist ein glatter Selbstmordversuch gewesen. Warum wollen Sie das leugnen? Sie selbst sind an der ganzen Sache doch nicht beteiligt. Oder?» Nun wusste Schauf, womit er zu rechnen hatte. «Ich habe jedenfalls nichts gesehen», sagte er immer wieder beharrlich. Da schien dem Beamten der Geduldsfaden zu reißen. «Wenn Sie etwas verschweigen, lassen wir Sie erschossen», sagte er drohend. So ging es bis zum hellen Morgen. Schauf und Fischer waren vollkommen «fertig», als sie schliesslich am Vormittag des 23. Juli wieder entlassen wurden. Beide waren erstaunt, nicht in Haft genommen zu werden. Aber bei Gott, sie hatten sich ja auch nicht das geringste zu Schulden kommen lassen!

Seit dem 23. Juli, dem Sonntag, folgten die Spürhunde der aufgenommenen Fährte. Wie nicht anders nach der Aussage Fischers zu erwarten, richtete sich der nächste dringende Verdacht gegen Linstow, der die Kronzeugen offensichtlich hatte beeinflussen wollen. Erschien nicht auch sonst das Verhalten des Obersten in hohem Grade verdächtig? Immerhin war er der nächste «Führungsgehilfe» des früheren Militärbefehlshabers. Dieser General von Stülpnagel hatte sich höchstwahrscheinlich mit eigener Hand gerichtet oder den Versuch dazu gemacht; das wies ja förmlich auf seinen nächsten Mitarbeiter. Schwerverwundet lag der General jetzt im Lazarett und war wohl erst in einigen Tagen vernehmungsfähig; da musste man sich

eben an seinen Chef halten. So war Linstow nach Schauf und Fischer der erste Offizier des Stabes, den man am Sonntag verhörte.

Es muss hier gesagt sein, dass SS-Obergruppenführer Oberg offenbar weiterhin die Kameraden des Heeres zu schonen versucht hat. Gemäss der Sprachregelung, in den ersten Stunden des 21. Juli im Raphael getroffen, hatte er zwei Tage lang stillgehalten. Nach dem Selbstmordversuch Stülpnagels konnte indessen dieses Stillhalten nicht länger gewährt werden. Zudem waren inzwischen neue, strenge Weisungen aus Berlin eingelangt. Eine Sonderkommission mit ungewöhnlichen Vollmachten unter der direkten Leitung des SS-Gruppenführers Müller, des Chefs der Abteilung IV im Reichssicherheitshauptamt, war inzwischen gebildet worden und waltete ihres fürchterlichen Amtes, von Hitler persönlich getrieben. Nun konnte Oberg einfach nicht anders, als «seine Pflicht erfüllen», das heisst, die Befehle auszuführen, die ihm von Berlin aus gegeben wurden, wenn er nicht Verdacht auf sich selber lenken, sein Leben oder doch seine Freiheit aufs Spiel setzen wollte. Auch er wie seine Beamten standen unter dem totalitären Terror. Die Dinge nahmen ihren Lauf, wie schon Kluge in der Nacht nach dem 20. zu Blumentritt gesagt hatte.

So begannen die Vernehmungen auch im Stabe des Militärbefehlshabers. Sie begannen durchaus offiziersmässig, wie von Oberg mit Kluge vereinbart. Nur der totale Gewissenszwang kann solche Situationen schaffen. «Dem deutschen Soldaten ist nichts unmöglich», hatte es einmal triumphierend geheissen; nun erlebte man die groteske Umkehrung dieses Satzes.

An diesem Sonntag, den 23. Juli, sah sich auch der General Blumentritt in eine geradezu groteske Situation gezwungen. Als Chef des Stabes des Oberbefehlshabers West hatte er die Aufgabe, an den Verhören teilzunehmen, ja sie mit durchzuführen. Nur unter Gefahr seines eigenen Lebens hätte er sich diesem Auftrag entziehen können. Da hatte es der Adjutant Oberst Abbé entschieden leichter, da er von nichts wusste und sich nicht zu verstellen brauchte. Leiter der

Verhöre aber war Oberg, von dem nicht im Einzelnen bekannt war, was er ahnte oder vielleicht von Berlin schon erfahren hatte. So sah also das Gremium aus, vor dem die verdächtigen Offiziere erscheinen mussten. Sie kamen aber damit zuerst durchaus vor vernünftige Leute und Kameraden, die ihnen die Aussagen erleichterten. Vor allem war es nun Blumentritt möglich, darüber zu wachen, dass die Voruntersuchung auf einen sehr engen Kreis und bestimmte Fragen beschränkt blieb. Diese Wachsamkeit rettete noch manchem Freiheit und Leben.

Zu Blumentritt war im Übrigen bis zum Mittag des 23. Juli verschiedenes durchgesickert; anderes hatte er auch von Oberg selber erfahren. Vom Reichssicherheitshauptamt waren strenge Befehle gekommen, viele Verhaftungsbefehle darunter. Gegen wen aber? Darüber tappte der General im Dunkeln, denn es war wohl gescheiter, Oberg nicht direkt zu fragen. Er wusste nur soviel: es waren Soldaten und Zivilisten, aber gleich dreissig bis vierzig. Diese hohe Zahl, die der Obergruppenführer einmal genannt hatte, war recht beunruhigend und versetzte auch Blumentritt in Schrecken. Er merkte auch, wie sich die Furcht in Paris ausbreitete, vor allem bei den höheren Stäben. Würden im Übrigen die Mitwisser jener Abendgespräche von La Roche-Guyon dichthalten? Kluge und Blumentritt, aber auch Speidel und Dr. Horst hatten bisher nicht ein Wort darüber verloren. Aber Kluge? Der Feldmarschall schien zum mindesten gefährdet.

Sonntag, den 23. Juli 1944

Um neun Uhr vormittags war General Blumentritt im Majestic erschienen, um nun in aller Form die Geschäfte des Militärbefehlshabers zu übernehmen. Er begab sich sogleich in die Diensträume im ersten Stock, wo bis zum Donnerstag Stülpnagel seines Amtes gewaltet hatte. Wer ihn kannte, der konnte ihm anmerken, wie auch ihm diese Tage zusetzten. Bald nach seinem Eintreffen bestellte er den Chef des Stabes und den Chef der Militärverwaltung zu sich auf sein Dienstzimmer.

«Jetzt ist es soweit», mochten die beiden denken. Als Dr. Michel hereinkam, traf er SS-Obergruppenführer Oberg bereits wartend im Vorzimmer und begreiflicher Weise fuhr ihm wie dem gleich darauf eintretenden Linstow ein heftiger Schreck in die Glieder. Aber der alte Jurist Dr. Michel hatte schnell seine Fassung wiedergewonnen. Oberg begrüßte ihn freundlich, wenn auch offensichtlich etwas verlegen. Danach konnte er annehmen, dass für ihn noch keine unmittelbare Gefahr bestand, wenigstens vorläufig. «Der Angriff ist die beste Parade», dachte er. «Das war ja am Donnerstag eine dumme Geschichte», sagte er zu Oberg, ein ganz klein wenig ironisch lächelnd. «Ja, den General hat wohl der Teufel geritten», erwiderte dieser kurz. Es war indessen nicht offenkundig, ob er noch an der Sprachregelung festhielt. Nach dem Selbstmordversuch war das ja wenig wahrscheinlich.

Dann kam zunächst eine Überraschung, und zwar eine angenehme: weder Linstow noch Dr. Michel wurden vernommen. Blumentritt besprach nur Angelegenheiten mit ihnen, die die vorläufige Übernahme der Amtsgeschäfte durch ihn betrafen, und zwar durchaus jovial, seiner gutartigen bajuwarischen Art entsprechend. Die jüngsten Ereignisse liess er geflissentlich beiseite. Dann waren die beiden Herren schon wieder entlassen. Nach ihnen ging allerdings Oberg zu Blumentritt hinein, um hinter der Polstertür etwa eine halbe Stunde zu bleiben.

Die Offiziere und Beamten des Führungs- wie des Verwaltungsstabes hatten sich unterdessen im grossen Speisesaal versammelt. Nach einiger Zeit erschien der kommissarische Militärbefehlshaber: man stand in Haltung, erhob die Hand und dann wurde durch Linstow gemeldet wie üblich. Der General dankte. Er sprach, wie er eben aus diesem offiziellen Anlass zu sprechen hatte. Selbstverständlich verurteilte er den Anschlag; selbstverständlich erwähnte er zu treuer Pichterfüllung, aber zugleich war erkenntlich, dass er jede Phrase wie jede Schärfe vermeiden wollte. Der Soldat, der Blumentritt war, konnte sich schwer verstellen; so war ihm das innere Unbehagen bei dieser Veranstaltung anzumerken. Wenn er in die Ver-

sammlung sah, dann konnte er auch den Oberstleutnant von Hofacker in seiner Luftwaffenuiform erkennen – und der wusste am besten, wie tief der Generalstabschef selbst einmal hinter die Kulissen gesehen hatte. So konnte Hofacker Hoffnung schöpfen, dass ihn dieser nicht verraten werde. Wenn man ihn aber an diesem Tage nicht festsetzte, so war er morgen oder spätestens übermorgen über die Grenze, die deutsche Grenze, und konnte im eigenen Vaterland untertauchen. Auch andere Möglichkeiten waren ihm noch geboten worden; aber darauf war er nicht mehr eingegangen, das verlangte ein ungeschriebenes Gesetz der Ehre, das in dem Oberstleutnant immer lebendiger und mächtiger als alle anderen Regungen war.

Schon am Donnerstag war der französische Grossindustrielle Le Boussac mit einem seiner ersten Mitarbeiter in der Wohnung von Dr. Ernst Röchling erschienen. Röchling hatte ihm früher bereits zu verstehen gegeben, dass man ihn eventuell noch brauchen werde. Le Boussac hielt mit einer ganzen Reihe von Deutschen Verbindung, aber er galt auch als heimlicher Förderer der französischen Widerstandsbewegung. Nun kam er, um sich seinen deutschen Bekannten loyal als Vermittler zu den westlichen Alliierten zur Verfügung zu stellen. Wie bekannt war, gehörte Lord Beaverbrook in England zu seinen vertrauten Freunden. «Wenn Sie es wünschen, Messieurs, so will ich gern vermitteln», erklärte er höflich. Wie der Bankier Le Roy Ladurie, der sich um Falkenhausen bemüht und ihn über die Pläne der Gestapo unterrichtet hatte, so wusste auch der Industrielle offenbar mehr als gewöhnliche Sterbliche. Über das Scheitern des Anschlags auf Hitler war er natürlich genau im Bilde. Aber trotzdem, so meinte der kluge Franzose, müsse man jetzt gerade versuchen, mit der anderen Seite zu verhandeln: «Jetzt sind die Alliierten darüber im Bilde, dass in Deutschland eine aktive Widerstandsgruppe besteht, die bereit ist, das System zu beseitigen und Frieden zu schliessen, jetzt wissen sie doch, an wen sie sich halten können.» Das war jedenfalls seine Meinung.

Le Boussac war auch bereit, Dr. von Hofacker ein Asyl zu verschaffen, ein besonders hochherziges Angebot, denn er musste ja

wissen, wie er sich damit gefährdete, denn Hofacker war Stabsoffizier der Wehrmacht. So schien der Industrielle doch auch erleichtert, als Hofacker ablehnte, in Frankreich unterzutauchen. Als Widerstandskämpfer hatte er nur an seine selbstgewählte patriotische Pflicht gedacht, aber er war nie und nimmer ein Landesverräter, der er bei einem Untertauchen in Frankreich werden musste. Auch an seine Frau und seine fünf Kinder mochte er denken, an die Verfemung und Sippenhaftung, die ihnen drohten. Nein, er dankte herzlich für die Bereitschaft zur guten Absicht. «Im Übrigen will ich noch ab warten, wie sich die Lage weiter entwickelt», sagte er abschliessend zu Boussac, «denn noch habe ich Hoffnung.» So vertraute der feurige Geist dieses Mannes noch immer auf ein neues Aufflackern des Widerstandes in Deutschland. Er kannte noch nicht Hitlers und Müllers ungeheuerliche Methoden und das geringe Talent der Deutschen zu irgendeiner Dauerverschwörung. Hofacker ging den Weg, den er gehen musste. Dies war der Weg des Opfers.

Am Freitag, den 21. Juli, hatten die Freunde Röchling, Hofacker und Falkenhausen noch lange Kriegsrat gehalten. Was sollte mit Hofacker werden? Je länger und offener man sich aussprach, umso absurder erschien der Gedanke, im Westen unterzutauchen. Es war schon schwer genug für ihn, dass er die äussere Fahnenflucht auf sich nehmen musste. So ist Hofacker weiterhin in Paris geblieben, ja wieder auf seiner Dienststelle erschienen. Es war richtig, dass er alles vermied, was den Verdacht noch besonders auf seine Person und die Widerstandsgruppe im Stab des Militärbefehlshabers hätte lenken können. Am Sonntag hatte sich allerdings die Lage wieder geändert, nachdem die Vernehmungen begannen. Sehr lange konnte Hofacker jetzt nicht mehr bleiben, wenn er nicht der Gestapo in die Hände fallen wollte. Nachdem sich bereits am 23. Juli das Verhängnis näherte, war es wahrscheinlich, dass man als nächsten den Oberstleutnant vernehmen werde, nachdem er Stülpnagel auf der Fahrt zu Kluge begleitet und ihm besonders nahegestanden hatte. Das hatte wohl auch inzwischen das Reichssicherheitshauptamt erfahren.

Am 23. Juli trafen sich Hofacker, Röchling und Dr. von Falkenhausen noch einmal zum gemeinsamen Frühstück in Röchlings Wohnung, wo man sich noch am sichersten fühlte. Darauf ging Hofacker ins Majestic, um sich bei der Ansprache Blumentritts zu zeigen – und das sollte sein letztes Auftreten im Stabe darstellen, wie man vereinbarte. Dann war es Zeit, zu verschwinden. Unmittelbar danach, so war abgesprochen, sollte Hofacker nach Deutschland fahren, um dort Verbindung mit noch vorhandenen Widerstandsgruppen zu suchen, und zwar zunächst in München.

Nach der Ansprache Blumentritts begannen die Vernehmungen im Majestic und damit der dritte Akt der Tragödie des 20. Juli 1944 in Frankreich. Sie wurden von Oberg und Dr. Knochen geleitet, während ihnen General Blumentritt und Oberst Abbé eigentlich nur beiwohnten; trotzdem waren sie noch von der Gegenwart dieser Heeresoffiziere bestimmt, auf die betont Rücksicht genommen wurde. So verliefen sie mehr als zwanglose Unterhaltungen, bei denen jede unnötige Schärfe vermieden wurde. Dass man überhaupt so wenig wie möglich Staub aufwirbeln wollte, darüber herrschte auch jetzt noch zwischen Blumentritt und Oberg stillschweigendes Einverständnis. Nur so ist zu erklären, dass der Kreis der Verfolgten in Frankreich klein blieb und nur etwa ein halbes Dutzend besonders Belasteter der Freislerschen Rachejustiz verfiel. Nur ein kleiner Teil der von Berlin aus verlangten dreissig oder vierzig Personen wurde tatsächlich verhaftet und von ihnen ist eine ganze Anzahl mit dem Leben davongekommen. Sie sind es, denen wir die genauen Nachrichten über diese Ereignisse verdanken.

Die Vernehmungen der nächsten Umgebung

Es war noch am späten Vormittag, als die Vernehmungen begannen. Wie vorauszusehen, wurde zuerst die nächste Umgebung des Militärbefehlshabers, der Chef des Stabes und der persönliche Ordnungsoffizier Stülpnagels, der Oberleutnant d. R. Dr. Baumgart

vernommen. Bei dem letzteren war General Blumentritt einigermaßen sicher, dass keine Panne passieren werde, denn Dr. Baumgart gehörte, dank Stülpnagels Vorsicht, nicht zu den Eingeweihten und hatte an der internen Besprechung bei Kluge nicht teilgenommen. Anders war es bei Linstow. Wie würde der Herzranke bestehen, wie die Vernehmungen aushalten, ohne einen neuen Nervenzusammenbruch oder eine Herzattacke zu erleiden? In einem solchen Fall konnte die Untersuchung in gefährliche Bahnen geraten – und dann war nicht abzusehen, wer noch belastet werden würde. Vor allem stand Hofacker in der Feuerlinie, aber auch Kluge und Speidel wie Blumentritt selbst, nachdem sie ja in La Roche-Guyon Hofackers Appell zum Hochverrat ruhig mit angehört und keinen Taterbericht gegen den Oberstleutnant erstattet hatten. Warum hatten sie ihn nicht auf der Stelle verhaftet?

Was man befürchtete, geschah: der ranke Oberst von Linstow verlor die Nerven. Bereits die erste Vernehmung hat er nicht durchgestanden. Dabei wurde er nicht einmal eine Stunde lang vernommen, aber auch dies ging bereits über seine mitgenommenen Kräfte. Ausserdem konnte ein Mann wie Linstow einfach nicht lügen oder die Dinge auch nur vertuschen. So verwickelte er sich bald in offenkundige Widersprüche, wenn ihm auch Blumentritt immer wieder goldene Brücken zu bauen versuchte. Aber Linstow wollte seinen Oberbefehlshaber um keinen Preis ganz allein belasten. «Ja, es ist richtig», sagte er, «wir haben den Befehl, den SD zu verhaften, von Berlin erhalten, vom Befehlshaber des Ersatzheeres.» «Aber haben Sie ihn denn auch vom Oberkommando der Wehrmacht bestätigen lassen?» wurde gefragt. Nein, das hatte man unterlassen, weil man an der Legalität des Befehls nicht zweifelte. Aber dann behauptete Linstow auf einmal, nach seiner Meinung habe sich Stülpnagel doch noch die Bestätigung geholt. Es war gegen Mittag, als Linstow nach dieser ersten Vernehmung entlassen wurde. Es wurde ihm aber gesagt, dass er sich für weitere bereithalten sollte.

Er war blass und verwirrt, als er in das Vorzimmer herauskam. «Frau Gräfin», wandte er sich mit heiserem Flüstern an die Privatse-

ekretärin Stülpnagels, sie auf die Seite nehmend, „sagen Sie bitte aus, dass General von Stülpnagel noch einmal beim OKW zurückrief, um sich den Verhaftungsbefehl bestätigen zu lassen. Das müssen Sie behaupten, sonst sind wir verloren.« Schon zum zweitenmal versuchte er so, einen Zeugen zu beeinflussen, und der erste Versuch war inzwischen schon beim SD durch die Vernehmung Fischers bekanntgeworden. Die Gräfin Podewils geriet in böse Konflikte.

«Was soll ich tun?» fragte sie Dr. Baumgart. Auch sie konnte nicht lügen und hatte kein Talent, die Wahrheit zu vertuschen. Das erkannte Dr. Baumgart, und so widerriet er dringend, zu sagen, was Linstow verlangte, die Wahrheit würde doch schnell herauskommen, denn über die Telefonate wurden ja genaue Aufzeichnungen geführt, die eine Nachkontrolle ermöglichten. Man rief beim Leiter des Nachrichtendienstes an und dieser bestätigte, dass keine Eintragung vorliege, nach der der General von Stülpnagel noch einmal mit dem Oberkommando der Wehrmacht gesprochen habe. Es hatte keinen Zweck, sich solche Blößen zu geben; sie mussten den schon vorhandenen Verdacht nur steigern und konnten den Kreis der Verdächtigten ausweiten. Das sagte die Gräfin auch zu Linstow.

Bald danach wurde Dr. Baumgart zur Vernehmung gerufen. Er konnte ruhigen Gewissens erklären, dass er in der fraglichen Zeit nur im Vorzimmer gesessen und keine besonderen Befehle erhalten hatte. Er habe auch keine Gespräche vermittelt, könne also nichts aussagen. Auch in La Roche-Guyon sei er im Vorzimmer geblieben. Oberg gab sich damit zufrieden, wollte aber dann umso mehr von dem wissen, was Baumgart in Verdun erlebt und erfahren habe. Da aber konnte sich Baumgart darauf berufen, dass sein eigenes Wissen ja nur aus zweiter Hand stammte. Seine Vernehmung war bald wieder beendet.

Nun kam die Gräfin Podewils an die Reihe. Sie wusste mehr als Baumgart, obwohl auch sie Stülpnagel nicht eingeweiht hatte. Aber sie schwieg. Sie leugnete, irgendetwas zu wissen, was auf eine Verschwörung deuten konnte. Namen von Mitwissern? Sie habe sich nur um ihren Dienst im Vorzimmer gekümmert und kenne keinen

pflichtgetreueren Vorgesetzten als Stülpnagel. «Und wie war es am Nachmittag des 20. Juli?» wollte man nun ganz genau wissen. Die Gräfin wies darauf hin, dass sie erst verspätet gekommen sei, erzählte von der Unruhe nach ihrer Rückkehr vom Zahnarzt, erwähnte Stülpnagels Erregung über Sauckel, aber das war auch alles. Vor allem verschwieg sie, dass Hofacker und Dr. Horst zu Stülpnagel gekommen seien, um keinen Verdacht auf diese Beteiligten zu lenken. Ihr persönlich freilich fiel es jetzt wie Schuppen von den Augen. Das Verhör, das in höflicher Form verlief, dauerte etwa dreiviertel Stunden. Gegen 13.30 Uhr war die erste Vernehmung, die sich auf Linstow, Baumgart und die Gräfin Podewils erstreckte, schon wieder beendet. Dann ging man zum Essen. Es lag Blumentritt offensichtlich daran, Zeit zu gewinnen und eine ganz bestimmte Taktik der Vernehmung zu verfolgen. Der Name Hofacker war in den Verhören bisher überhaupt noch nicht gefallen.

Linstows Verzweiflung

Die erste Vernehmung brachte schon ein Alarmzeichen: Oberst von Linstow hatte sich in so offenkundige Widersprüche verwickelt, dass Verdunklungsgefahr bestand. So blieb nichts anderes übrig, als ihn vom Dienst zu entheben und unter Hausarrest zu stellen. Er durfte seine Wohnung im Raphael nicht mehr verlassen. In der erzwungenen Einsamkeit brach er vollends zusammen. Unter düsteren Vorahnungen der Beteiligten und Mitwisser ging der Sonntag zur Neige.

Übrigens hatten Hofacker und Linstow noch am Sonntagvormittag miteinander gesprochen. Dabei versuchte der Oberstleutnant vergeblich, den unter schweren Depressionen leidenden Chef noch einmal aufzurichten. «Wir müssen unbedingt daran festhalten», sagte Hofacker, «dass wir an einen echten SS-Putsch geglaubt und darum den SD in Paris haben verhaften lassen. Sie sollen uns erst einmal das Gegenteil nachweisen, wenn sie es können.» Aber dieses energische

Zureden konnte Linstow ebenso wenig beruhigen und aufrichten wie Stülpnagels Mahnung vor seiner Abreise: «Schieben Sie alles auf mich, Sie haben von nichts gewusst.» Linstow war zu sensibel und besass ein viel zu nervöses Gewissen, um bei dieser Version zu bleiben. Er, der Zarte und Geistige, wurde nicht nur das Opfer seiner Krankheit, sondern auch einer feineren Veranlagung, die in diese Welt nicht mehr passte. Wie oft mochte er jetzt an die Zeiten des Generalobersten von Seeckt zurückdenken, dessen persönlicher Adjutant er längere Zeit gewesen, und der gerade diese sublimen Eigenschaften, die Aufrichtigkeit besonders, geschätzt hatte.

Der Oberst im Generalstab von Linstow war kein Held nach dem Stil der Lesebücher oder nach einem heroischen Schema, sondern ein anderer Prinz von Homburg in der Kleist'schen Tragödie. Wie diesen der Anblick des für ihn ausgeschaukelten Grabes in grässliche Schrecken versetzt, so Linstow die Furcht, dass er einer Hitlerschen Rachejustiz verfallt. Von Angst gejagt, verliess er in der Nacht vom Sonntag auf Montag sein Zimmer, um bei den Kameraden Trost zu suchen. Dabei hatte er jede Rücksicht auf die Gefahr vergessen, in die er unter Umständen andere bringen konnte. So kam er trotz der strengen Arrestvorschriften in diesen und den noch folgenden Nächten mehrmals in das Zimmer Friedrich von Teucherts, um von diesem Hilfe zu erflehen. Es wäre um beide geschehen gewesen, hätte ein Spitzel auf den viel begangenen Fluren diese Wege beobachtet. Linstow flüchtete auch in seiner Verzweiflung zu Bargatzky. «Ich beschwöre Sie», sagte er verzweifelt, «gehen Sie zu Horst und bitten Sie ihn, dass er bei seinem Schwager General Speidel vermittelt, vielleicht weiss Speidel noch einen Ausweg.» Auch Dr. Baumgart wurde von Linstow entgegen dem strengen Verbot, Besuch zu empfangen, flehentlich gebeten, ihn auf dem Zimmer zu besuchen, er solle aber mit äusserster Vorsicht kommen, um nicht gesehen zu werden. Baumgart erschrak, als er Linstow wiedersah; der Oberst bot einen schrecklichen Anblick, hatte völlig die Nerven verloren und weinte. Er fragte immerfort, was denn geschehen solle und was man um Gottes Barmherzigkeit willen noch machen könne. Er war in völliger

Verzweiflung. Vor allem hatte er eine unbeschreibliche Furcht vor den möglichen Denunziationen seines Ordonnanzoffiziers, dem man freilich allgemein misstraute. Wohin war dieser feinnervige Mann gekommen!

Aber sein männlicher Kern war anders. Als man Linstow nach Berlin transportierte, in der zweiten Hälfte der kommenden Woche, da hatte er schon die Todesfurcht überwunden. Von da an wusste er, dass er sein Leben verwirkt hatte und sah dann dem herannahenden Ende mit Ruhe ins Auge. Er hatte bei den ersten Verhören nicht lügen können, aber bei den späteren besass er Kraft und Fassung, zu schweigen. So hat er in der Gestapohaft, auch bei dem schärferen Grad der Verhöre, der sicher auch gegen ihn angewandt wurde, keinen Namen genannt und kein Geheimnis verraten. Schweigen und Standhaftigkeit sind ihm gewiss viel schwerer gefallen als anderen, aber in seiner letzten Prüfung ist dieser Mann über sich selbst hinausgewachsen. Seine endgültige Verhaftung erfolgte übrigens erst am Donnerstag, dem 27. Juli. Es liegt die Vermutung nahe, dass er wirklich noch denunziert wurde, und zwar in der Tat von seinem persönlichen Ordonnanzoffizier, der sich vielleicht damit die eigene Karriere sichern wollte. Übermenschliches, Menschliches, Allzumenschliches und Verruchtes gingen in diesen Tagen stark durcheinander.

Und Hofacker?

Was aber war mit Caesar von Hofacker? Am Sonntag, dem 23. Juli, hat ihm das Schicksal noch einmal eine grosse Chance gegeben. Denn noch am Nachmittag unterfertigte Dr. Michel die Dienstaussweise, die ihn in Sicherheit bringen sollten. Es war dabei eine besondere Pikanterie, dass der Chef der Militärverwaltung seinen geschwungenen Namenszug «Dr. Michel» in Gegenwart des SS-Sturmabführers Dr. Maulaz, der ihn gerade dienstlich besuchte, unter die Reisepapiere setzte. Während sie noch auf dem Tisch lagen, ging Dr. Michel daran, diesen Herrn Maulaz, den Wirtschaftsreferenten des SD im Stabe des Militärbefehlshabers, vorsichtig auszu-

horchen. Was man erfuhr, konnte man sicher noch brauchen, um die Kameraden zu warnen.

Der Sturmbannführer war recht gesprächig. Auch er war mit den anderen SD-Führern festgenommen worden und hatte zunächst geglaubt, es seien Terroristen in deutschen Uniformen, die die SS-Quartiere überfielen. Da war man so überrascht, dass man nicht den geringsten Widerstand geleistet, ja auch nur versucht hatte. Nach der Rede Hitlers, die man im Hotel Continental am Radio mit angehört hatte, begriff man allerdings die wahren Zusammenhänge. Maulaz glaubte in dieser Nacht, dass die SD-Führer allesamt noch vor Morgen grauen erschossen würden, und hatte damit nicht ganz unrecht, wenn das Todesurteil des vorbereiteten Standgerichts gewiss auch nur wenige getroffen hätte.

Dr. Michel verzog keine Miene und redete seinem Besucher nach dem Munde. Ja, das sei schon ungeheuerlich gewesen ... «Aber», so sagte er, «in unserem Stab ist doch keiner auf den Gedanken gekommen, mit den Verschwörern gemeinsame Sache zu machen. Oder?» Dr. Maulaz zuckte die Achseln und machte eine recht vielsagende Miene, als ob er mehr wisse, als er sagen könne oder wolle. Aber dem Menschenkenner Dr. Michel kam vor, als ob man beim SD noch im Dunkeln tappe. Er hatte die Hoffnung, dass sein Freund Hofacker noch unbehelligt reisen könne.

Und doch ist es gerade dieser Standartenführer gewesen, der zwei Tage danach Caesar von Hofacker und andere persönlich verhaftete. Es ist auch da wieder seltsam zugegangen.

Warum hat Hofacker Paris nicht rechtzeitig verlassen? Er hatte die Papiere gegen sechs Uhr Nachmittag selbst in Empfang genommen, war noch eine Weile bei Dr. Michel gesessen und hatte sich dann wie fürs Leben von ihm verabschiedet. Aber dann war er doch nicht gefahren. Die letzten Gründe dafür werden wohl für immer im Dunkel bleiben. Mit einem festen Händedruck war man dann auseinandergeschieden und am Montag glaubte Dr. Michel den Freund schon sicher über der Grenze. Hofacker hatte, wie schon gesagt, die Absicht, zu-

nächst nach München zu fahren; dort hoffte er bei dem Adjutanten des Luftgaukommandos zu erfahren, wie es inzwischen stand. Er hatte die Hoffnung nicht aufgegeben, dass der Brand des heimlichen Widerstandes im Lande noch weiterglimmen werde, wenn man ihn auch in Berlin gewaltsam ausgetreten hatte. Er hatte nicht mit den Methoden der Hitlerschen Verfolgung und Ausrottung gerechnet. Das wurde ihm zum Verhängnis.

Noch lebte man in den Pariser Privatquartieren, als ob nichts geschehen wäre. So sah auch die Wohnung Röchlings am Sonntagabend noch einmal eine gesellige Tafelrunde: ausser dem Hausherrn und Hofacker auch Gottfried von Falkenhausen und Baron Ostensacken, der einen Stock tiefer wohnte und als Eingeweihter galt, auf den man sich fest verlassen konnte. Die Unterhaltung ging in der Hauptsache um die bevorstehende Reise Hofackers und die Möglichkeiten, die sie ihm bieten mochte. Im Übrigen hatte der Oberstleutnant jedem erzählt, dass er am Montagabend reisen werde. Sein Gepäck war auch schon in der Wohnung Röchlings. Nichts hinderte ihn also, sofort oder am Montag in aller Frühe abzufahren. Im Übrigen glaubte er sich in Röchlings Wohnung vor der Gestapo einigermaßen sicher. Denn Röchling stand ausserhalb des Verwaltungsstabs des Militärbefehlshabers und war so oft unterwegs, dass eigentlich immer nur wenige von seinem jeweiligen Aufenthalt in Paris wussten. Ausserdem lag das Gastzimmer, das Hofacker benutzte, einen Stock tiefer und konnte zur Not ohne Aufsehen verlassen werden, wenn Gefahr in Verzug war. Und trotzdem ereilte ihn das Verhängnis! So hat die Geschichte um Caesar von Hofacker nach dem 20. Juli noch eine Art von politischem Kriminalroman geschrieben.

Kluge und das Ultimatum Rommels

Was geschah an diesem Sonntag, dem 23. Juli, im Stabe Kluges? Wir wissen wohl, dass der Feldmarschall an diesem Tage die vorderste Linie besuchte, aber wir wissen nicht, was wirklich in ihm vorging, denn er hat niemand gesprochen und in sein Herz sehen lassen.

Aber aus dem erhaltenen Kriegstagebuch ergibt sich die Tatsache, dass er das «Ultimatum» Rommels, das über den Oberbefehlshaber West hätte an Hitler gehen sollen, bisher einfach liegengelassen hatte. Es hat sogar den Anschein, als ob Kluge diese ultimative Lagebeurteilung am liebsten in seiner Schublade behalten hätte. Aber drei Tage nach dem Attentat schickte er auf einmal einen eigenen Lagebericht zusammen mit dem von Rommel nach St. Germain. Ja, auf seinen Befehl sollten sie nun durch einen eigenen Kurieroffizier nach Ostpreussen weiterbefördert und diesem ein eigener Begleitschutz bis zur reichsdeutschen Grenze mitgegeben werden. Es handelte sich also um eine «Verschlussache» von ausserordentlicher Bedeutung.

Muss es nicht auffallen, dass eine Abschrift der Lagebeurteilung Rommels wie Kluges im Kriegstagebuch Ob. West fehlt, wie auch die Anlage, auf die es hin weist? Vielleicht ist sie nach dem späteren Selbstmord Kluges entfernt worden. Im Übrigen sprechen alle Anzeichen dafür, dass der Feldmarschall diese Schriftstücke trotz seines anfänglichen Befehls noch einmal angehalten hat, weil sie ihm bei weiterer Überlegung doch als zu gefährlich erscheinen mochten. Jedenfalls sagte er am 26. Juli zu General von Falkenhausen, als dieser nach La Roche-Guyon kam, um sich nach seiner Absetzung als Militärbefehlshaber abzumelden und noch einmal unter vier Augen mit dem Feldmarschall zu sprechen: er habe sich noch nicht entschliessen können, diese Lagebeurteilung abzuschicken, die den sicheren Zusammenbruch der Westfront als unmittelbar bevorstehend voraussetzte. Falkenhausen beschwor im Übrigen Kluge bei dieser Gelegenheit, unter allen Umständen die Denkschrift nicht länger liegen zu lassen und zu handeln. Es käme jetzt auf jeden einzelnen Tag an. Daraufhin überlegte Kluge und sagte zu, er werde sogleich noch einmal an die Front fahren und Falkenhausen dann Nachricht geben. Aber diese Zusage hat der Feldmarschall nicht gehalten.

Wenige Tage später konnte Kluge die Lagebeurteilung doch nicht mehr zurückhalten. Nun war es soweit, dass sich der Durchbruch der

Amerikaner abzeichnete. Rommels Voraussage war eingetroffen. Aber was half die Genugtuung darüber, dass er buchstäblich Recht behalten hatte? Freilich musste man sich sagen, dass auch ein rechtzeitiges Eintreffen des «Ultimatums» im Führerhauptquartier kaum etwas an den Entschlüssen Hitlers wie an der Niederlage im Westen geändert hätte, denn die Zeit war vorüber, da noch die wissenschaftliche Führung des Krieges, die Vernunft und die überzeugende Sprache der Tatsachen den Sinn des Diktators hätten bestimmen können, von dem Gewissen vor Gott und dem eigenen Volk ganz zu schweigen.

Vierundzwanzigstes Kapitel

DIE GESTAPO GREIFT ZU

Der eigentliche Schicksalstag für Caesar von Hofacker war Dienstag, der 25. Juli 1944. Aus unbekanntem Gründen war er über den Sonntag hinaus in Paris geblieben und auch am Montagabend nicht abgefahren. Nun wollte er endlich am Dienstag reisen, aber gerade an diesem Dienstag war es, dass die Gestapo zugriff. Am Montag war man offenbar in Berlin auf die Spuren Hofackers gestossen und so erging von dort aus die Weisung, ihn zu verhaften. Noch am Montag hätte er sich mit dem Dienstreisepass in Sicherheit bringen und wahrscheinlich im Reiche untertauchen können. Aber vielleicht fühlte sich Hofacker in der Wohnung seines Freundes Röchling fürs erste sicher. Das wurde nun ihm und seinen Freunden zum Verhängnis. Dr. von Falkenhausen, der zu gleicher Zeit wie Hofacker verhaftet wurde, aber mit dem Leben davonkam, hat das in allen dramatischen Einzelheiten geschildert.

Dr. von Falkenhausen war an diesem Dienstag, wie abgesprochen, zu Dr. Michel gegangen, um ihn von Hofackers endgültigen Reiseplänen zu unterrichten. Er fand Dr. Michel sehr ruhig und voll Verständnis für Hofackers Absicht. Ja, dieser war nach der Atempause, die man den Eingeweihten gelassen, noch einigermaßen optimistisch. «Glauben Sie mir», so sagte er etwa zu Falkenhausen, «der SD ist nicht sehr tatendurstig nach allem, was er erlebt hat. Ich rechne nicht mehr mit einer grösseren Aktion von seiner Seite.» Und dann nannte Dr. Michel den Sturmbannführer Dr. Maulaz als seinen Gewährsmann. Dr. von Falkenhausen konnte diese optimistische Auffassung nicht teilen.

«Trauen Sie diesem Maulaz?» fragte er. Dr. Michel zuckte die Achseln. «Was mich bedenklich stimmt», fuhr Falkenhausen fort, «ist die fast an Sicherheit grenzende Vermutung, dass die hiesigen SD-Leute von Berlin aus gesteuert werden.» Das musste Dr. Michel allerdings auch zugeben, und so vereinbarte man auf alle Fälle, Hofacker zu warnen; von einer Stunde zur anderen konnte sich die Lage für ihn bedenklich verschlechtern oder gar lebensgefährlich werden. Bei dieser Unterhaltung kam auch Teuchert ins Zimmer. Er war sichtlich niedergeschlagen, weil er inzwischen Genaueres von den Verhören erfahren hatte. Vor allem erzählte er, dass jetzt neben Oberg auch Dr. Knochen an den Vernehmungen teilnehme und dass diese immer weitere Kreise zögen. Es war ein Alarmzeichen, dass man über den Oberst von Linstow Hausarrest verhängt hatte, auch die Rolle Hofackers war wohl schon zur Sprache gebracht worden. Auch Dr. von Falkenhausen war zu Ohren gekommen, dass sich die Gestapo lebhaft für Hofacker interessiere und nach seinem Verbleib frage. Da war es höchste Zeit, dass er abreiste, zum mindesten aber aus seinem vermeintlich sicheren Versteck verschwand. Falkenhausen erklärte sich sofort bereit, Freund Hofacker die Warnung zu überbringen.

So fährt an diesem Dienstag ein unauffällig gekleideter Zivilist durch Paris, dem man weder seine hohe Funktion in Frankreich als deutscher Bankenbevollmächtigter noch seine drückenden Sorgen ansieht. Er fährt auch nicht im Wagen, sondern mit einem ganz gewöhnlichen Fahrrad, um in der Masse der Radfahrer unterzutauchen, die am Ende des vierten Kriegsjahrs die Boulevards und Avenuen entlangrasen oder gemütlich entlangpendeln. Falkenhausen gehört zu den ersteren, denn er hat Eile, die grösste Eile, zu der ihn böse Ahnungen antreiben. In Schweiss gebadet erreicht er die Röchlingsche Wohnung, stellt das Fahrrad im Hausflur unter und eilt dann, sich rasch die Schweisstropfen abtrocknend, nach oben. Es ist etwa 11.30 Uhr. Nachdem er Dr. Michel und Teuchert verlassen, ist er noch kurz auf seinem Büro gewesen, um einige dringende Arbeiten zu erledigen und dann rasch weiterzufahren. Schon unter der Tür

stehend, dreht er sich noch einmal um und sagt zu seiner Sekretärin wie von einer Vorahnung getrieben: «Hören Sie, wenn ich irgendwann einmal nicht wiederkomme, so wenden Sie sich vertrauensvoll an Dr. Michel oder an Dr. Lehmann, seinen persönlichen Referenten.» Dann macht er sich eilig auf den Weg, aber noch im Fortgehen hat er das deutliche Gefühl, soeben eine grosse Dummheit begangen zu haben.

Jetzt ist Dr. von Falkenhausen also im dritten Stock angelangt und geht in das Gastzimmer, in dem Hofacker wohnt. Röchling selber ist nicht zu Hause, aber der Freund gerade beim Packen. Gott sei Dank! Falkenhausen ist sehr erleichtert. «Menschenskind», sagt er, «jetzt ist aber auch höchste Eile!» Und dann berichtet er von den Vernehmungen. Hofacker nimmt die Nachrichten ziemlich gelassen zur Kenntnis. Ja, wie er sagte, war er an diesem Morgen noch einmal im Hotel Ritz bei dem Gesandten von Barga gewesen, um von ihm etwas über die Lage im Reich zu hören. Nun sei er entschlossen, heute Abend zu fahren. Hofacker spricht zuversichtlich, viel zuversichtlicher als sein Freund und Warner. Diese Zuversicht will und kann ihm Falkenhausen nicht rauben. Ein leiser Schimmer von Hoffnung beginnt auch in ihm wieder aufzusteigen.

Das Gespräch mit von Barga

Warum aber hatte Hofacker an diesem Morgen noch einmal mit dem Gesandten von Barga gesprochen? Wir wissen es nicht genau, denn ein äusserlich zwingender Grund war nicht vorhanden. So bleibt nur die Deutung, dass er wohl das Bedürfnis hatte, sich noch einmal rückhaltlos auszusprechen. Dazu wählte er einen Mann, dem er Vertrauen entgegenbrachte und der über beiden Parteien stand. Im Übrigen hatte Hofacker den Gesandten erst im Frühjahr kennengelernt, nachdem diesen das Auswärtige Amt Ende März nach Paris als Geschäftsträger entsandt hatte: Botschafter Abetz war um diese Zeit wieder einmal in Ungnade gefallen und nach Berlin zurückgerufen worden.

Auch der Gesandte von Bargaen muss als «Mitwischer» angesprochen werden, obwohl er in keiner Weise zu den «Eingeweihten» gehörte. Mit Hofacker hatte er sich jedenfalls schon bei der ersten Begegnung ausgezeichnet verstanden. Im Übrigen besass er damals weder eine Ahnung davon, dass sein neuer Bekannter zum Widerstandskreis gehörte, noch gar, welche Rolle er am 20. Juli spielen werde. Doch war der Gesandte bereits seit zwanzig Jahren mit Dr. von Falckhausen befreundet, so dass sich auch dadurch eine gute Verbindung ergeben hatte. Auch zu General von Stülpnagel kam von Bargaen rasch in ein persönliches Vertrauensverhältnis: wie alle einsichtigen Männer mochte auch er die Lage als verzweifelt erkennen und einsehen, wie sehr die oberste Spitze des Reiches ebenso sehr politisch wie militärisch versagte. So konnte Hofacker mit Bargaen ganz offen sprechen.

Nach dem 20. Juli hatten sich, was zu verstehen war, zunächst die Beziehungen zwischen der Botschaft und dem Stab des Militärbefehlshabers gelockert. Bargaen hörte nur, dass Hofacker, von dessen Rolle er unterdessen wusste, Paris verlassen und sich in Sicherheit gebracht habe. Seine Überraschung war daher gross, als ihn Hofacker am Montagnachmittag auf der Botschaft anrief, sich mit seinem Namen meldete und sagte, dass er den Gesandten gerne noch einmal sprechen würde. Bargaen war unterrichtet, dass man Hofacker schon suchte, er befürchtete auch, dass die Gespräche der Botschaft abgehört und dem Reichssicherheitshauptamt berichtet wurden. Trotzdem hat er eine Zusage für seine kameradschaftliche Pflicht gehalten. So bat er Hofacker für den nächsten Morgen zum gemeinsamen ersten Frühstück auf sein Zimmer im «Ritz», wo er wohnte. Am Dienstagvormittag um 8 Uhr haben sich dann die beiden Männer noch einmal getroffen.

Wir verdanken dem Gesandten z. Wv. von Bargaen einen ausführlichen Bericht über diese letzte Begegnung. Hofacker erschien pünktlich und blieb etwa eine Stunde. Er sprach ganz offen. Ruhig und unverändert erscheinend, erklärte er unumwunden, dass er jeden Augenblick mit seiner Verhaftung rechne. Über sein weiteres

Schicksal machte er sich keinerlei Illusionen. Er bekannte auch, dass er zunächst die Absicht gehabt habe, mit Hilfe französischer Freunde unterzutauchen oder im Ausland zu verschwinden, aber diesen Plan habe er wieder aufgegeben, auch mit Rücksicht auf seine Familie, der in diesem Fall Sippenhaft und vielleicht noch Schlimmeres drohte. Nun müsse er also die Konsequenzen tragen.

Hofacker sprach noch einmal freimütig über den 20. Juli. In seinen Augen war er der letzte Versuch gewesen, den völligen Zusammenbruch Deutschlands zu verhindern. Bei diesem verzweifelten Versuch habe er getan, was er konnte. Bei diesen Erörterungen blieb Hofacker vollkommen sachlich und nüchtern und verlor kein einziges Wort der Klage. Jetzt, nach dem Zusammenbruch aller Hoffnungen, schien er nur von einer Vorstellung beherrscht, die ihn aufrichtete: *In magnis et voluisse sat est!* Er hat dies nicht ausgesprochen, aber doch etwa gesagt: «Wir haben das Äusserste versucht. Das Schicksal hat gegen uns entschieden. Nun muss das Verhängnis seinen Lauf nehmen.» Den Leidensweg, der ihm bevorstand, erwähnte Hofacker mit keinem Wort, es ging ihm nur um das Schicksal des grossen Ganzen.

In dieser letzten Stunde, in der sich er noch einmal aussprechen konnte, erzählte er auch noch Einzelheiten über den 20. Juli, die das Zeugnis anderer bestätigen. So berichtete er, dass er versucht habe, Stülpnagel dazu zu bringen, trotz des Scheiterns des Attentats weiterzumachen und auf eigene Faust den Krieg im Westen zu liquidieren. Aber Stülpnagel habe sich dazu nicht mehr bereitfinden können. Nach der Weigerung Kluges war er der Mitwirkung höherer Führer im Westen ebensowenig sicher wie der der Truppe. Stülpnagel kannte eben seine Deutschen und war auch selber ein Deutscher. So war auch hier in Paris nach einem so glücklichen Anfang der Aufstand endgültig gescheitert.

Hofacker war bekanntlich als Gesandter bei der Vichy-Regierung ausersehen, wenn der Anschlag gelungen wäre. Daran mochte er gleichfalls bei diesem Gespräch mit von Barga denken. «Für Sie»,

so meinte er, «bleibt in Paris doch noch die Aufgabe, mit der französischen Regierung zu verhandeln und das Verhältnis zu Frankreich auf eine andere Basis zu stellen.» Aber wie war das jetzt möglich? Eigenmächtige politische Aktionen, aus welchen hohen Motiven auch immer, waren im Dritten Reich ebenso ausgeschlossen wie eigenmächtige militärische. Dazu hatte der Gesandte von Barga die Leitung der Botschaft schon seit einigen Wochen wieder an Abetz abgegeben, den man nach der Landung der Alliierten nach Frankreich zurück schickte, natürlich zu spät, wie immer gegen Ende des Krieges.

Etwa um 9 Uhr Vormittag stand Hofacker auf, um sich zu verabschieden. Er tat dies herzlich, dem Gesandten noch eine nützliche Tätigkeit im Interesse des Reiches wünschend. Schon als er zur Tür gegangen, sagte er: «Ich fahre jetzt nach Deutschland. Sie können sich denken, Herr von Barga, was das bedeutet. Wir werden uns nicht wiedersehen!» Damit verließ Cäsar von Hofacker das Zimmer, seinen Gesprächspartner in tiefer Gemütsbewegung zurücklassend.

Um ein Haar wäre dann der Gesandte an diesem Tage in den Verhaftungsstrudel hineingeraten. Gegen 10 Uhr, als er schon auf der Botschaft war, wurde er nämlich von Dr. Ernst Röchling, dem Gastgeber Hofackers, angerufen. «Kommen Sie doch gegen 1 Uhr zum Frühstück», bat dieser, «damit wir noch einmal mit unserem Freund zusammensein können.» Hofackers Voraussage sollte indessen recht behalten: er und von Barga haben sich nicht mehr wiedergesehen. Der Gesandte war schon anderweitig verabredet und konnte daher nicht kommen. Wäre er aber gekommen, was er wahrscheinlich getan, wenn er nicht schon verfügt hätte, so wäre es auch um seine Freiheit geschehen gewesen, vielleicht sogar um sein Leben.

Die Macht des Schicksals

Die Macht des Schicksals hatte es anders beschlossen. Sie schonte den einen und griff nach dem anderen. Sie hielt ihre schützende Hand

über den Gesandten von Barga, dessen Telefon nicht oder gerade an diesem Vormittag nicht abgehört wurde, und sie stiess andere unbarmherzig ins Verhängnis. Dabei ist nach unerforschlichem Ratschluss nicht nach «Schuld» oder «Unschuld» gefragt worden.

Der erste Schauplatz des letzten Akts der Tragödie des 20. Juli 1944 in Frankreich ist die Pariser Wohnung Dr. Ernst Röchlings. Hofacker und Falkenhausen hatten sich dort noch einmal getroffen, wie wir wissen. Am Abend wollte der erstere nun endgültig ins Reich fahren, so dass es gar nicht mehr der Warnung des Freundes bedurfte. Nun war Falkenhausen bereits im Gehen, als die Sirenen draussen ertönten: es wurde Fliegeralarm gegeben. Das bedeutete damals auch in Paris, dass man die Strasse nicht mehr betreten durfte. Die Haushälterin Röchlings ging noch einmal durch alle Zimmer, um Nachschau zu halten und die Fenster zu öffnen. So war es nicht zu vermeiden, dass sie auch in das Gastzimmer kam und dort die beiden Freunde sah, da ja auch Falkenhausen noch hatte bleiben müssen. Genau so lange musste er wegen dieses Fliegeralarms noch warten, bis aus dem Mitwisser gleichfalls ein Verhafteter wurde. Nur eine gute Viertel-, vielleicht eine halbe Stunde war dazu nötig. Dieses kleine Versäumnis hat ihn böse Zeiten gekostet.

Die Freunde wussten noch nichts davon, als sie Abschied nahmen. Sie taten es ohne viel Worte. Aber sie gaben sich die Hand darauf, dass sie unverbrüchlich schweigen würden, auch im Falle der Katastrophe. Sie wussten, worum es ging und was sie sich in den letzten Jahren gewesen waren. Völlige Verschwiegenheit versprachen sie sich vor allem über ihr Zusammensein in der Nacht nach dem 20. Juli. Auch der Angehörigen wurde bei diesem Abschied gedacht: man wollte sie gegenseitig grüssen, wenn man es überlebte. Da ist auch Hofacker für einen Augenblick ernst geworden, da er an seine Frau, an seine fünf Kinder dachte. Dann aber riss er sich schnell zusammen. «Ich bin überzeugt, dass alles noch gut werden wird», sagte er unter der Tür zu dem Freunde. Das war das letzte Wort, das Falkenhausen von ihm gehört hat.

Innerlich erschüttert stieg Falkenhausen die Treppe hinunter. Er wollte das Rad im Hausflur nehmen und sich eilig davonmachen. Aber wie ein Blitzschlag zuckte es neben ihm nieder, als er eben aus der Haustür heraustreten wollte: da standen zwei SS-Offiziere in unmittelbarer Nähe und dicht dabei einige Kraftfahrzeuge. Falkenhausen erkannte auf der Stelle, was das bedeutete. Es wäre aufgefallen, wenn er nicht einfach weitergegangen wäre. So drückte er die Basenmütze ins Gesicht, murmelte eine Entschuldigung, die wie französisch klingen konnte, und schob, den Unbeteiligten spielend, sein Rad zwischen die an der Haustür stehenden Männer. Kommst du durch, dachte er, dann kannst du vielleicht von einem benachbarten Bistro aus anrufen und Hofacker noch warnen.

Aber gerade in dem Augenblick, da er hinaustrat, drehte sich der eine SS-Führer um und sah Falkenhausen ins Gesicht. Es war Dr. Maulaz, Wirtschaftsbeauftragter des Sicherheitsdienstes. Er erkannte sofort, wen er vor sich hatte. «Guten Tag, Herr von Falkenhausen», sagte er höhnisch, «wohnen Sie auch in diesem Hause?» Die Frage frappte den Angesprochenen, denn dieser Maulaz wusste genau, wo er wohnte. So antwortete er nur kurz mit der Wahrheit: «Ich war in der Wohnung Röchlings.» Darauf Maulaz: «Ist Röchling zu Hause?» Falkenhausen: «Nein, ich habe an der Türe geklopft, aber niemand war da.» Jetzt dekuvierte sich Maulaz und sagte in scharfem Tone: «Das stimmt nicht. Die Wohnung war offen. Ich bin schon oben gewesen. Haben Sie Waffen bei sich?» «Nein», erwiderte Falkenhausen. Es gab kein Zurück mehr, die Gestapo hatte ihn gefangen, mitten in Paris und am hellen Tage, während die Franzosen auf der Strasse vorübergingen, sich scheu umsahen, und wohl nicht ahnten, wer da verhaftet wurde.

Dr. von Falkenhausen wurde abgetastet. «Die haben Übung», musste er noch denken. Jetzt war Maulaz nur noch der Funktionär des Sicherheitsdienstes. «Setzen Sie sich in den Wagen da», sagte er hart und unpersönlich, «Sie werden zu meiner Dienststelle gebracht, wo man Ihnen einige Fragen stellen wird.» Was sollte Falkenhausen machen? Einen Augenblick dachte er an Flucht, aber Fliehen wäre

sinnlos gewesen. Es blieb ihm nichts übrig, als in den einen Wagen zu steigen und sich neben den Fahrer zu setzen, wie ihm geheissen wurde. Dann gab dieser Gas und brauste nach Neuilly. Als Falkenhausen eine Frage an ihn richtete, zuckte er nur mit den Achseln. Er schien nicht Deutsch zu verstehen. Anscheinend war er ein Russe, ein Hiwi. Die Häuser und eleganten Bummler der Weltstadt verschwanden vor Falkenhausens Blicken. Nun ist alles verloren, musste er immerfort denken, nun haben sie auch Hofacker entdeckt. Was wird nun folgen?

So ist es geschehen, dass man Hofacker festnahm. Von Dr. Maulaz geführt, gingen die Beamten der Gestapo noch einmal nach oben, fragten die Haushälterin und entdeckten das Gastzimmer einen Stock tiefer. Da fanden sie Hofacker mit seinen bereits gepackten Koffern, als er sich eben sorgfältig rasierte. «Wer weiss», mochte er denken, «wann ich wieder dazu komme.» Er leistete keinen Widerstand, als man ihn für verhaftet erklärte. Dr. Maulaz triumphierte; die Gestapo hatte die treibende Kraft der Konspiration in Frankreich in ihren Händen.

Bereits am Montag war sie auf Weisung des Reichssicherheitsamtes auf die Spuren Hofackers gesetzt worden. Zunächst hatte sie ihn wohl auf seiner Dienststelle und in seiner Wohnung gesucht und dann weitere Nachforschungen angestellt, die ihren Verdacht bestärkten. Auch im Majestic zog man Erkundigungen ein und erfuhr dort noch weiter Verdächtiges. SS-Standartenführer Jehle, der Vizechef der Militärverwaltung, als Beobachter im Majestic eingebaut, wie Ernst Jünger schon lange bemerkt hatte, rief bei Dr. Michel an und fragte: «Stimmt es, dass Sie Hofacker eine Dienstreise bewilligt haben?» «Ja», sagte dieser, sich harmlos stellend, «er ist ja nun einmal unser Reiseonkel.» «Und wohin geht sie?» «Nach Berlin und nach München, wenn ich mich recht erinnere, Sie wissen ja, wieviele Ausweise ich unterschreibe.» «Und wie lange wird sie wohl dauern?» «Ich glaube acht Tage.» Jehle dankte für die Auskunft. Das Telefongespräch hatte kaum eine Minute gedauert, aber ein Feuerwerk roter Leuchtkugeln hätte auf Dr. Michel nicht alarmierender

wirken können. Dieser Vize-Kollege Jehle war persönlich gewiss nicht der Schlechteste, aber man wusste doch, wie er sich zu dem SD hielt und wie vertraulich er vor allem mit Dr. Maulaz verkehrte. Und Maulaz war übel. In der Mittagsstunde des 25. Juli hat er das ja auch bewiesen.

Der Montagnachmittag hatte im Übrigen noch ein weiteres Alarmzeichen gebracht. Wie man beobachten konnte, wurde Oberst von Linstow aus seinem Quartier im Hotel Raphael abtransportiert, und zwar in Zivil durch einen Polizeioffizier. Das war ein böses Omen für alle, die in Gefahr waren. Die officersmässige Behandlung Linstows war also zu Ende, nachdem sich die Verdachtsmomente noch weiter verstärkten. Vielleicht waren auch seine nächtlichen Schleichwege beobachtet oder verraten worden. Sein Schicksal war damit besiegelt.

Die düsteren Zeichen mehrten sich überhaupt seit Montagnachmittag. So wurde bekannt, dass auch der General von Stülpnagel im Lazarett unter SS-Bewachung gestellt sei. Die Gräfin Podewils, die in Verdun jeden Tag angerufen und sich nach seinem Befinden erkundigt hatte, erhielt keine Auskunft mehr; ihr wurde bedeutet, die Anrufe künftig zu unterlassen.

So ist es kein Wunder, dass sich die Furcht im Majestic wie im Raphael epidemisch ausbreitet, auch bei sonst Hochgemuten und Tapferen. Gefährlich rückt die Untersuchung heran an die Eingeweihten und Mitwisser. Wen kann sie heute treffen, wen morgen? Um sich vor Überraschungen zu schützen, haben die Eingeweihten eine Art Warndienst eingerichtet, der sofort jede verdächtige Beobachtung weitergeben soll. Aber dieser Warndienst kann natürlich nicht davor schützen, dass die Gestapo zugreift.

Aber das Unerwartete sollte zur Tatsache werden. Bis auf einen einzigen letzten Schritt hatte sich die Vernehmung und Untersuchung dem innersten Kreis genähert – dann stand sie still. Es gab keine weiteren Untersuchungen mehr im Stab des Militärbefehlshabers, nur noch Vernehmungen im Stabe des Kommandanten, die von vornherein ziemlich lässig gehandhabt wurden. Kam das daher, dass

Hofacker alle Schuld auf sich genommen und einfach erklärt hatte, er ganz allein sei der Schuldige? Es war anzunehmen, dass hier Blumentritt einhakte und bei halber Zustimmung Oberg's das Ablenkungsmanöver gelang. Jedenfalls wurde nach dem Schlag des 25. Juli aus den höheren Stäben in Paris und Frankreich zunächst kein Offizier mehr verhaftet, mit Ausnahme des Oberquartiermeisters Eberhard Finckh.

In diesem jovialen Obersten hätte wohl hier im Westen keiner einen «Hochverräter» vermutet, wenn er nicht auf einer Berliner Liste gestanden wäre. Der Befehl, ihn zu verhaften, ging direkt auf das Reichssicherheitshauptamt zurück. General Wagner, Finckh's unmittelbarer Vorgesetzter im Hauptquartier des Heeres in Zossen, hatte inzwischen Selbstmord begangen. So konnte auch Blumentritt nicht mehr verhindern, dass den Obersten das Schicksal ereilte. Es hiess, er sei am Mittwochabend in seiner Wohnung verhaftet worden. Seine bösen Vorahnungen, die ihn die ganze Zeit über verfolgten, hatten sich bestätigt. General Blumentritt war durch diese Verhaftung besonders betroffen. Er hatte für Finckh immer starke menschliche Sympathien empfunden; als Oberquartiermeister West aber war der Oberst vollends unentbehrlich und unersetzlich. Die Versorgung, die sich eben gebessert hatte, erlahmte nach seiner Verhaftung schnell wieder bedenklich. Nicht ein Verschwörer war es also, der in diesem Fall «sabotierte», das geschah vielmehr durch das Reichssicherheitshauptamt und letzten Endes durch Hitler persönlich. Wenn es um seine Rache ging, gab es für ihn keine Kriegs- und Frontinteressen mehr.

Offiziere vom Stab des Militärbefehlshabers Frankreich hatten am Abend des Donnerstag noch ein Erlebnis, das sie erschütterte. Auf dem Ostbahnhof sahen sie nämlich die beiden Obersten Finckh und von Linstow, wie sie von Beamten begleitet in Fesseln zum Zug nach Deutschland gebracht wurden. Dabei war es im Wesentlichen der Initiative des gewesenen Oberquartiermeisters zu danken, dass überhaupt wieder einige Züge gingen. Nun trugen Finckh und von Linstow Zivil und waren kaum wiederzuerkennen. Beide hatten die Au-

gen niedergeschlagen und keinen Blick für ihre Umgebung. Als sie in das Sonderabteil geschoben wurden, an dessen Fenstern dann die Beamten Aufstellung nahmen, da fuhren sie dem sicheren Tod in Deutschland entgegen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

STÄRKER ALS DER TERROR

In Berlin hatte die innere Kameradschaft des Heeres am 20. Juli zum Teil unter grässlichen Umständen versagt; in Paris bewährte sie sich und war stärker als der Terror. Im Berliner Hauptquartier des Ersatzheeres richteten am späten Abend deutsche Offiziere die Waffen gegeneinander, als der Zusammenbruch des Aufstandsversuchs offenkundig wurde – in Paris und in Frankreich standen mit wenigen Ausnahmen Offiziere und Beamte, Spieler und Gegenspieler einhellig zusammen, um das Schlimmste zu verhindern und die Eingeweihten und Mitwisser vor der Rache Hitlers zu decken. Ja, eine geschlossene Front bildete sich sogar zwischen Heer und SS, die zunächst auch das Reichssicherheitshauptamt noch nicht zu sprengen vermochte.

Da war dieser merkwürdige «Höhere SS- und Polizeiführer Frankreich», Obergruppenführer Oberg. Er war nicht eben beliebt im Kommandostab wie teilweise auch im Verwaltungsstab des Militärbefehlshabers, aber in dieser Zeit beschämte er manchen der Gegenspieler. Jedenfalls hatte er die Jahre nicht vergessen, da er selbst aktiv im Heere und unter Stülpnagel gedient hatte. Es mag sein, dass er in anderen Dingen «stur» war, aber in diesem Fall hielt er sich an die ungeschriebenen Gesetze des kameradschaftlichen Anstands. Es war ihm sicher nicht angenehm, dass der SD in der Nacht des 20. Juli keine sehr heroische Rolle gespielt hatte, aber es spricht für ihn, dass er auf jede Art von Rache verzichtete.

Sicherlich wusste Oberg von dieser Nacht mehr, als er sagte. Sicherlich hätte er jetzt sein Mütchen kühlen und manchen verderben

können, nachdem er alle Zusammenhänge durchschaute, doch offensichtlich entsprach dies nicht seinem Charakter. Er war auch kein blosser Funktionär des Regims wie andere, die sich bald als solche erweisen sollten: Oberg hatte von Anfang an einen Mann wie Blumentritt eingeschaltet und gab – ob halb oder ganz im Bilde, ist schwer zu sagen – einem Mitwisser die Chance, die Untersuchungen so abzustecken, wie dieser es brauchte. Es war Oberg wohl auch nicht unangenehm, dass diese Untersuchung nach dem 25. Juli, also nach der Verhaftung der Röchling-Gruppe, auf ein Nebengeleise abgeschoben werden konnte.

Hatte sich übrigens der Obergruppenführer nicht dem vermeintlichen Hauptsdilag persönlich entzogen? Gerade an diesem 25. Juli war er jedenfalls nach Verdun gefahren, nachdem er sich die Vernehmung des Generals von Stülpnagel persönlich vorbehalten hatte. Zu einer wirklichen Vernehmung im üblichen Sinne ist es indessen gar nicht gekommen: kein Untersuchungsbeamter und kein Protokollführer waren zugegen, die persönliche Unterredung geschah unter vier Augen. So kann niemand genau sagen, was gesprochen wurde; denn der eine, Stülpnagel, ist tot und der andere, Oberg, sitzt noch immer in einem Pariser Untersuchungsgefängnis und konnte darum nicht befragt werden. Nur dem General Blumentritt gegenüber hat Oberg über seinen Besuch in Verdun Andeutungen gemacht: er wünschte offensichtlich, dass sich der Blindgeschossene rückhaltlos ausspreche und nicht gequält werde. So sass an diesem 25. Juli nicht ein sogenannter Gestapist, sondern ein Offizier alter Schule am Bett eines schwerverwundeten Kameraden, um sich als Kamerad mit ihm auszusprechen.

Karl Heinrich von Stülpnagel hat wohl in dieser denkwürdigen Stunde unter vier Augen die Gesamtschuld, so weit man von einer solchen überhaupt sprechen konnte, ganz allein auf sich genommen. Er hat keinen Augenblick irgendetwas geleugnet. Warum auch? Der Obergruppenführer kannte doch die wahre Lage, vor allem im Westen, genau so gut wie er selber, und er wusste um die zwingenden vaterländischen Gründe, die Stülpnagel nach vielen Skrupeln

schliesslich dazu veranlasst hatten, mit den Berlinern gemeinsame Sache zu machen.

Man weiss ja inzwischen, dass zu diesem Zeitpunkt auch schon die Oberste SS-Führung mit ähnlichen Gedanken gespielt hat, wie ja auch Oberstgruppenführer Hausser und Sepp Dietrich unter Umständen mit Rommel gegangen wären. Dies alles ist wohl am Bett des Blindgeschossenen nicht ausgesprochen worden, aber es war wie ein gemeinsames Wissen im Lazarettzimmer vorhanden. Jedenfalls steht fest, dass der Obergruppenführer Stülpnagel am Ende der Unterredung versprach, seine schützende Hand über dessen Familie zu halten – ein Versprechen, das dann auch eingelöst wurde.

Die SS- und SD-Führung in Frankreich bestand aber leider nicht nur aus Männern vom Schlage Oberg's. Es gab in ihren Reihen eine Anzahl von Arrivierten, die charakterlich fragwürdig waren und blieben. Dr. Maulaz zum Beispiel ist von ganz anderer Art gewesen. Das hat sich am Dienstagmittag gezeigt und zeigte sich noch einmal einen Tag später besonders deutlich.

Am Mittwochnachmittag kam Dr. Maulaz bei einer Besprechung des Verwaltungsstabes des Militärbefehlshabers unmittelbar neben Dr. Michel zu sitzen. In diesen kritischen Tagen, da schon die Front wankte, jagte eine wichtige Konferenz die andere. So hatte Dr. Michel infolge dieser Inanspruchnahme kaum Zeit gefunden, sich um die verhafteten Freunde und deren Schicksal zu kümmern und diplomatisch für sie zu intervenieren. Nun ergriff er die günstige Gelegenheit, mit dem Manne zu sprechen, der sie ja sozusagen mit eigenen Händen verhaftet hatte, was Michel allerdings noch nicht wusste. Besondere Vorsicht schien dabei freilich geboten. So fragte er ganz beiläufig nach Dr. von Falkenhausen. «Wissen Sie etwas über seinen Verbleib?» wandte er sich an Maulaz. «Er ist ja ein gemeinsamer Bekannter.» «Warum fragen Sie denn nach ihm?» erwiderte Maulaz aufschauend. Darauf Dr. Michel: «Seit gestern Nachmittag ist Dr. von Falkenhausen nicht mehr in seinem Büro gewesen. Seine Sekre-

tärin hat mich deswegen angerufen.» «Da will ich Ihnen die Antwort nicht schuldig bleiben», entgegnete darauf Maulaz, «ich persönlich habe gestern Mittag Hofacker, Falkenhausen und Röchling verhaftet.»

Man kann sich vorstellen, wie schwer es Dr. Michel fiel, nicht einfach aufzuspringen und diesen Maulaz niederzuschlagen. Aber er beherrschte sich. Dass Falkenhausen verhaftet war, musste er ja nach dem Anruf von dessen Sekretärin befürchten, aber um ihn brauchte er sich keine allzugrossen Sorgen machen, da Falkenhausen ja nicht zu dem «inneren Kreis» gehörte – sehr viel schwerer traf ihn die Nachricht, dass man Caesar von Hofacker noch hatte greifen können! Dabei hätten ihm doch die ausgestellten Papiere bereits am Sonntagabend die Flucht nach Deutschland ermöglicht.

Dr. Michel bezwang sich weiter. Man musste noch mehr auf der Hut sein als bisher, um jeden Schlag zu parieren, der ferner kommen konnte. So zeigte er sich betreten: «Das ist ja scheusslich. Ich habe Dr. von Hofacker noch am Sonntag ahnungslos eine Dienstreise ins Reich bewilligt und ihm die nötigen Ausweise dafür gegeben.» «Das ist mir bekannt», sagte daraufhin Maulaz, «wir haben die Papiere, die Sie unterschrieben haben, bereits bei Hofacker gefunden. Natürlich sind sie ihm abgenommen worden und befinden sich jetzt bei den Akten.» Der Schrecken Michels verstärkte sich noch mehr.

Aber Maulaz war nicht der Mann, feinere Schwingungen zu spüren. Sempel, wie er nun einmal war, schien er den Chef der Militärverwaltung trotzdem für einen «treuen Gefolgsmann» zu halten. Vielleicht hatte er auch andere Gründe, es mit ihm nicht zu verderben. So sagte er einlenkend, Dr. Michel habe ja täglich viele Unterschriften zu leisten und sei wohl kaum für diese «Dienstreise» des Hoch- und Landesverrätters verantwortlich zu machen. Wie gut war es nun, dass Michel so dringend vor jener Reise nach Italien gewarnt hatte. Berlin war unverdächtig; aber die Unterschrift unter den Dienstaussweis nach Italien wäre wohl kaum damit zu erklären gewesen, dass man die Notwendigkeit einer solchen Reise nicht näher zu prüfen brauchte. In diesem Fall wäre ein Verfahren wegen mangelnder Dienstaufsicht

wohl kaum zu vermeiden gewesen – und wer weiss, welche Kreise es noch gezogen hätte. Auch Dr. Michel hat in diesen Tagen der Terror des Öfteren gestreift, aber dank seines geschickten Verhaltens wie glücklicher Fügungen ist er nicht nur der hochnotpeinlichen Untersuchung, sondern auch allen sonstigen Unannehmlichkeiten entgangen. Indirekt hatte auch er das der Nachsicht Obergs zu verdanken.

Die Vernehmungen in Paris hielten sich auch nach dem 25. Juli in engen Grenzen. Das Reichssicherheitshauptamt hatte seine Opfer. Es hatte Stülpnagel und seit Dienstag auch Hofacker; es hatte die Obersten Finckh und Linstow. Der SD in Paris konnte sich also darauf berufen, dass er die «Zentrale der Hochverräter und Saboteure des Sieges» in Frankreich ausgehoben und unschädlich gemacht hatte. Zu den «HauptverSchwörern» waren unerwarteter Weise noch Dr. von Falkenhausen, Dr. Ernst Röchling, Geheimrat Kreuter und der Baron von Osten-Sacken hinzugekommen. Der Pariser SD konnte also eine ganz ansehnliche «Strecke» melden. Vor allem war es gelungen, diejenigen Personen dingfest zu machen, die von Berlin aus gesucht wurden.

General Blumentritt atmete auf, als man ihm berichtete. Er war betroffen, dass man Hofacker verhaftet hatte, auf der anderen Seite aber erleichtert: der Feldmarschall von Kluge wie der Generalstab der Heeresgruppe B waren nicht wieder genannt worden. Die weitere Untersuchung ging andere Wege.

Nun galt es also, den Oberstleutnant von Hofacker in aller Form zu vernehmen. Das Verhör erfolgte noch am Nachmittag des 25. Juli im Majestic in den Formen, wie es Oberg selbst vorgeschlagen hatte.

Oberg hatte Blumentritt davon unterrichtet, dass man Hofacker verhaftet hatte, nachdem er von Berlin aus gesucht wurde. Der Obergruppenführer war unterdessen von Verdun wieder zurückgekommen. Welche Gefühle mögen Blumentritt beherrscht haben, als man Hofacker hereinbrachte; wie mag er sich haben zusammennehmen müssen, als er das Wort an ihn richtete. Der General war sozu-

sagen einer der Untersuchungsrichter, aber Hofacker wusste doch, dass Blumentritt in Wirklichkeit wenn nicht zu den Eingeweihnten, so doch zu den Mitwissern gehört hat. Aber er hatte politischen Takt genug, sich nichts davon merken zu lassen. Er wandte sich nur an Oberg. Auch Dr. Knochen trat er frei und offen entgegen.

Die Vernehmung Hofackers ist im Übrigen durchaus chevaleresk verlaufen. Es wurde alles vermieden, was den Oberstleutnant peinlich hätte berühren können. Immer noch hatte man es mit einem Kameraden zu tun und nicht etwa mit einem Angeklagten. Da Hofacker seit dem Frühstück mit dem Gesandten von Bargaen nichts mehr gegessen hatte, erklärte er offen, dass ihm ganz flau sei, und so erhielt er eine gute Mahlzeit serviert, der er hungrig zusprach. Man sass überhaupt kameradschaftlich am runden Tisch, während man sprach; man rauchte viele Zigaretten und hatte auch eine Likörflasche bereit, aus deren Inhalt man sich stärkte. Man habe auch Sekt für Hofacker kommen lassen, als dieser Zeichen der Erschöpfung zeigte, berichtet Blumentritt.

Hofacker hielt nicht hinter dem Berge. Er hat es seinen Vernehmern überhaupt ausserordentlich leicht gemacht. Wie schon dem Gesandten von Bargaen gegenüber, so hat er sich auch jetzt als wahrer Grandseigneur erwiesen. Kein Wort der Klage, keines der Beschönigung oder gar der Entschuldigung kam aus seinem Munde. Völlig frei sagte er aus, was er geplant und was er getan hatte. Er schwankte nicht, sondern sprach so unbefangen, als sei von einer dritten Person die Rede, über die er ein Referat zu halten habe. Freilich war es dadurch unmöglich, dass ihm Blumentritt noch helfen oder seine Aussagen auch nur abschwächen konnte. So wurde das, was ein hochnotpeinliches Verhör hätte werden können, zu einer tragischen Aussprache, in der der Beschuldigte fast ganz allein das Wort führte. Oberg und Knochen wussten auch diese männliche Freiheit zu schätzen, unterbrachen Hofacker nur selten und hatten schliesslich nur noch wenige Fragen an ihn zu richten. Von ihrer Seite ist auch kein Wort der Missachtung oder gar der Empörung über den «Hoch- und Landesverrat» gefallen, dessen Geschichte Hofacker so rückhaltlos

darlegte. Blumentritt, der sich aus begreiflichen Gründen zurückhielt, hatte sogar den Eindruck, dass die hohen SS-Führer Hofacker insgeheim recht gaben und dessen Argumente im Stillen billigten. Stillschweigend zeigten sie ihm ihre persönliche Achtung. Mehr konnten sie freilich nicht tun. Denn auch sie hatten ja keinen freien Willen mehr, sondern waren abhängig vom Berliner Reichssicherheitshauptamt und der dort eingerichteten «Sonderkommission 20. Juli». Das persönliche Denken und Gewissen der SS-Führer in Frankreich war ausgeschaltet.

Wie weit aber gingen die Aussagen Hofackers? Sie betrafen nur seine eigene Person, nichts weiter. Die Fahrt nach La Roche-Guyon, die abendliche Auseinandersetzung mit Kluge in dessen Arbeitsgemach wie im kleinen Speisesaal – sie wurden vorläufig nicht erwähnt. Hofacker hat sie geschickt umgangen und Blumentritt keinen Anlass gehabt, daran zu erinnern. Auch Oberg wollte darüber nichts wissen. Wenn er und seine Begleiter im Übrigen stillschweigend Verständnis für die Motive Hofackers zeigten, so hatte das seine besonderen Gründe: die SS-Führer sassen ja nicht in Berlin, wie etwa Freisler, sondern standen mit der Front und der schwer blutenden Waffen-SS in dauernder Verbindung – und da hörten sie manches, was nicht in den Hitlerschen Sprachschatz passte: wie man heute weiss, frass um diese Zeit auch schon an der obersten SS-Führung der Wurm eines tiefen Zweifels an der alleinseligmachenden militärischen und politischen Führung des «Führers».

So sind auch die anderen, in den 20. Juli 1944 in Frankreich verwickelten Offiziere glimpflich davongekommen. Die weitere Untersuchung stagnierte, nachdem man den «Hauptschuldigen» Hofacker, den zweiten «Hauptschuldigen» Finckh und den schwerbelasteten Linstow verhaftet, vernommen und dann nach Berlin «überstellt» hatte. Sie hatten bei den Verhören keine weiteren Namen genannt, und auch vom Reichssicherheitshauptamt wurden keine weiteren Verhaftungsbefehle gegeben. Stülpnagel und Hofacker hatten die alleinige Schuld auf sich genommen und erklärt, dass sie aus eigener Verantwortung gehandelt und keine Mitwisser gehabt hätten. Das schien nicht ganz ungläubwürdig. Aber freilich lag bei Oberg die

Entscheidung darüber, ob er die Untersuchung auch noch auf den Verwaltungsstab ausdehnen und weitere Offiziere oder Beamte als Verdächtige wollte verhaften lassen. Er traf diese Entscheidung rasch und eindeutig negativ. So geschah das Unerwartete, dass die weiteren Eingeweihten und Mitwisser völlig ungeschoren blieben, nachdem sie noch einige Tage in geheimer Angst hatten schweben müssen. Für die meisten von ihnen wirkte dies wie ein Wunder.

Im «äusseren Ring» gingen die Vernehmungen allerdings noch eine Zeitlang weiter. Aber gerade für diesen Kreis war ja am wenigsten zu befürchten.

Am 25. Juli ist auch der Ordonnanzoffizier Stülpnagels, Dr. Baumgart, noch einmal vernommen worden. Er wurde dem Sturm-bannführer Schnettler vorgeführt. Schnettler befragte ihn über seine Fahrt nach Verdun und dann vor allem eingehend darüber, ob er nichts von einer Verschwörung gemerkt habe. «Hat denn Stülpnagel Ihnen gegenüber nie Andeutungen gemacht?» Baumgart konnte dies mit ehrlichem Gewissen verneinen. «Aber Sie sassen doch im Vorzimmer und hätten manches sehen und hören müssen, das Ihnen heute verdächtig erscheinen dürfte.» Baumgart zuckte die Achseln. Er konnte auf den Führerbefehl Nr. 1 vom 13. Januar 1940 verweisen, dass kein Offizier und keine Dienststelle mehr wissen dürfe, als zu ihren unmittelbaren Dienstobliegenheiten gehörte. Daran habe er sich gehalten.

Aber war diese ganze Vernehmung nicht eine Farce? Baumgart musste sich das sagen, wenn er darüber nachdachte. Es wäre der Gestapo ein leichtes gewesen, eine Reihe von Kreuzverhören im Stabe anzustellen, wenn sie das nur gewollt hätte. In diesem Fall hätte sie die politische Einstellung jedes einzelnen Offiziers, seine Gespräche und seine Freundschaften ohne Schwierigkeiten herausbekommen. Dann wäre sie sicher auf zahlreiche Verdachtsmomente gestossen. Zu dem Zeitpunkt, da Baumgart vernommen wurde, war keineswegs klar, ob dies nicht doch noch geschehen werde. So kam er sich buchstäblich wie eine Maus vor, mit der Katzen ihr mutwilliges, lebens-

gefährliches Spiel treiben. Umso verwunderter ist er, sind die Eingeweihten in der kommenden Woche gewesen, als sich nichts weiter ereignete.

Die Vernehmung von Dr. Baumgart blieb freilich nicht ganz ohne disziplinarische Folgen. Man warf ihm vor, dass er fahrlässig gehandelt und nicht genügend sein Augenmerk auf hoch- und landesverräterische Umtriebe gerichtet habe, um diese «pflichtgemäss» anzuzeigen. Für diese Unterlassung hatte er nun zu büssen; aber sie wurde nur durch einen Verweis und eine Strafversetzung geahndet, die Oberst Abbé in seiner Eigenschaft als Adjutant und Offiziersbearbeiter des Oberkommandos West verfügte. In Wirklichkeit ist aber diese zwangsweise Versetzung, hinter der wohl auch Blumentritt stand, mehr eine Schutzmassnahme als eine Strafe gewesen. Oberleutnant Baumgart kam jedenfalls am 4. August aus dem Untersuchungsbereich des Pariser Sicherheitsdienstes. Eine solche Entfernung war zweckmässig, nachdem ja Baumgart zu den Zeugen der Fahrt Stülpnagels nach La Roche-Guyon gehört hat. Diese Fahrt war und blieb weiterhin der neuralgische Punkt aller Ereignisse.

Ähnlich glimpflich sind auch die Offiziere davongekommen, die den SD in der Nacht des 20. Juli hatten verhaften lassen oder selbst mit verhaftet hatten. Auch nach dem Wegfall der «Sprachregelung» deckte man nun darüber den Mantel der Nächstenliebe soweit nur irgend möglich. Es gab unter ihnen keine langen Vernehmungen mehr, nachdem sie sich samt und sonders auf den Befehl des Militärbefehlshabers berufen konnten. Ausserdem kam ihnen ein Führerbefehl jüngsten Datums zu Hilfe, der kategorisch verlangte, alle Befehle von Vorgesetzten strikt und blindlings, gleichsam wie ein Kadaver auszuführen, ohne nach den Gründen zu fragen. Ganz in diesem Sinne aber hatten die in Frage kommenden Offiziere der Kommandantur und des Wachregiments gehandelt, als sie die Gestapo verhafteten. Sollte man sie deshalb bestrafen? Auf Obergs Vorschlag und mit Blumentritts Einwilligung belies man es also bei gelinden disziplinarischen Ahndungen. Einer eventuellen Mitwisserschaft wurde nicht nachgespürt.

So begnügte man sich damit, den Kommandanten von Gross-Paris, Generalleutnant von Boineburg-Lengsfeld, abzulösen und in die Führerreserve zu versetzen; er blieb aber in Frankreich und kam bald darauf zum Stab des neuen Militärbefehlshabers, des Generals der Flieger Kitzinger. An die Stelle Boineburgs trat der bisherige kommandierende General des 84. Korps in der Normandie, Generalleutnant von Choltitz. Dieser Mann sollte dann Paris vor der Zerstörung retten, die Hitler befohlen hatte – also genau so im europäischen Sinne handeln, wie dies schon Boineburg plante.

Auch der Stellvertreter des Kommandanten, Generalmajor Bremer, erlebte eine Strafversetzung und wurde dann Divisionskommandeur an der Ostfront. Dagegen ist Oberstleutnant von Kraewel, der Kommandeur des Pariser Sicherungsregiments Nr. 1, ganz ungeschoren geblieben: allerdings wurde das Regiment, das er befehligte, schon Anfang August an die inzwischen aufgerissene Normandiefrent geworfen und im Bereich der 7. Armee bald aufgegeben. Kraewel gehört wie Boineburg zu den überlebenden Zeugen dieser Ereignisse.

Am Dienstag, den 25. Juli, also am Tag der Festnahme Hofackers, wurde auch die Privatsekretärin Stülpnagels, die Gräfin Podewils, noch einmal vernommen. Der Sicherheitsdienst in der Rue Ville juste, Ecke Avenue Foch, verhörte sie mehrere Stunden lang. Auch dieses Verhör verlief korrekt und ohne Drohung oder Einschüchterungsversuche. Wiederum wurde die Gräfin über ihre Beobachtungen und die Namen von eventuellen Mitwissern befragt. Sie erklärte von Neuem nachdrücklich, dass sie von der ganzen Sache nichts wisse. Allerdings musste sie den vernehmenden SS-Führer im Rang eines Hauptmanns – den Namen hat sie vergessen – wiederholt korrigieren, als dieser ihre Aussagen über Stülpnagel in abfälliger Weise verändern wollte. Sie liess sich auch nicht dazu bestimmen, auszusagen, dass Stülpnagel einen Selbstmordversuch verübt habe – der General habe ihr gegenüber niemals derartige Absichten geäußert und im Übrigen sei sie ja auf dem alten Schlachtfeld nicht mit dabei gewesen. Diese Aussagen hätte die Gräfin Podewils mit ruhigem Ge-

wissen beschwören können. Trotz des stundenlangen Verhörs hatte sie schliesslich den Eindruck, dass diese ihre zweite Vernehmung nur noch «pflichtgemäss» erfolgte. Man wollte offenbar mit dem ganzen Komplex bald fertig werden. Denn schon am 27. Juli geriet ja die Normandiefrent ins Wanken. Der SD in Paris hatte Grund, seine Zelte in Frankreich bald abzubauen.

Nach der Gräfin Podewils wurde auch der Leiter des Nachrichtendienstes (L.d.N.), Leutnant Lotheisen, vernommen. Von ihm, der den Dienst im Majestic am 20. Juli versehen hatte, wollte man die genauen Einzelheiten über die Telefongespräche wissen, die der Militärbefehlshaber am 20.7. geführt hatte. Auf diese Weise sollten auch die Aussagen der Gräfin nachkontrolliert werden. Lotheisen sagte nur, was in den dienstlichen Aufzeichnungen stand, die nur ein einziges Gespräch vom Befehlshaber des Ersatzheeres in der Berliner Bendlerstrasse vermerkten. Es stand also fest, dass Stülpnagel oder sein Chef des Stabes zum OKW nicht wieder zurückgerufen hatten. Es war nur gut, dass die Gräfin Podewils dem Ansinnen Linstows nach seiner ersten Vernehmung am Sonntag nicht stattgegeben hatte.

Als letzter kam Dr. Horst, Kriegsverwaltungsrat im Stab des Militärbefehlshabers, an die Reihe. Er war, man wird sich erinnern, ein Schwager von Generalleutnant Speidel, und hatte an jener Fahrt Stülpnagels nach La Roche-Guyon teilgenommen, teils weil er den Weg gut kannte, dann aber auch, weil er selbst mit zu den Widerstandskräften gehörte. Neben Hofacker hatte er an jenem düsteren Abendessen wie an dem Vortrag des Oberstleutnants bei Kluge teilgenommen. Bei der Vernehmung konnte er sich indessen darauf hinausreden, dass er eben den Weg kannte und Stülpnagel ihn nur aus diesem Grunde zu der Fahrt mitgenommen hatte. So war sein Verhör bald beendet.

Obergruppenführer Oberg wusste inzwischen einiges von der Besprechung in La Roche-Guyon. Bei den weiteren Verhören Hofackers war sie inzwischen offensichtlich zur Sprache gekommen. Aber man weiss nicht, was Hofacker darüber gesagt hat, und auch Blumentritt hütete sich, danach zu fragen. Die Frage der Mitwisserschaft Kluges wurde umgangen. Es ist dabei heute noch nicht geklärt, ob

Oberg die Fahrt nach La Roche-Guyon nur als eine «routinemässige Besprechung» betrachtete oder ob er die höchsten Kommandobehörden im Westen schonen wollte. Der zweite Fall ist wahrscheinlicher.

Jedenfalls sind nach dem 27. Juli in Paris nur noch nebensächliche letzte Einvernahmen erfolgt. Verhaftungen wurden nicht mehr vorgenommen und der Verwaltungsstab des Militärbefehlshabers Frankreich blieb auffallend verschont. Nur der Kriegsverwaltungsoberrat Freiherr von Teuchert wurde am 27. Juli von der Todesgefahr gestreift. An diesem Donnerstag erschien nämlich einer der geschicktesten Leute des Sicherheitsdienstes im Büro Teucherts, um ihn lange Zeit festzuhalten. Offiziell kam er «aus reiner Neugier», wie er sich ausdrückte, um von ihm etwas über die Vorgänge und Zusammenhänge des 20. Juli in Frankreich zu erfahren. Diese angebliche «Besprechung» dehnte sich immer länger und dauerte schliesslich drei Stunden. Aber Teuchert liess sich nicht aus dem Konzept bringen und stellte sich völlig unbefangen, ja er verstand es, sich möglichst zurückzuhalten und dafür den SD-Mann zum Reden zu veranlassen. So erfuhr er viel über seinen Freund Hofacker, was auch andere Nachrichten bestätigten.

«Hofacker», so sagte der SD-Mann, «hat überhaupt nicht gelehnet. Schon beim ersten Verhör hat er alles zugegeben und es abgelehnt, sich etwa weiterhin für seine Person auf einen erhaltenen Befehl zu berufen. Mit aller Entschiedenheit hat er sich als den allein Verantwortlichen bezeichnet.» Teuchert erfuhr auch, dass sein Freund es sich nicht hatte nehmen lassen, in feurigen Reden darzulegen, warum er sich zu dem Aufstand und dem Komplott entschlossen hatte. Bezeichnenderweise liess man ihn auch bei der Geheimpolizei reden. Ja, er hatte offensichtlich so überzeugend gesprochen, dass er selbst auf die vernehmenden SD-Leute einen ebenso nachhaltigen Eindruck machte wie schon im Majestic auf Oberg und Dr. Knochen. Nicht ohne Hochachtung wurde Caesar von Hofacker als der gefährlichste Staatsfeind bezeichnet, der bislang die Wege des Sicherheitsdienstes gekreuzt hatte.

Mit welchen Gefühlen dachten die Freunde in diesen Tagen an ihren Hofacker! Er hatte wie ein Winkelried gewirkt und sein Opfer bewusst gebracht. Er zog alle Anklagen auf sich, die sich sonst gegen die Kameraden gerichtet hätten, und entlastete sie durch sein rückhaltloses Geständnis. Dadurch machte er auch weitere Vernehmungen überflüssig. Vor allem aber liess er der Gestapo den Triumph, einen der gefährlichsten Staatsfeinde endlich gefasst zu haben. Wie tapfer sich Hofacker verhielt, das konnte auch Dr. Michel in diesen Tagen erfahren, als er sich um die Freunde bemühte, die der SD in Röchlings Wohnung verhaftet hatte: selbst Dr. Maulaz, der sattsam bekannte, sprach von Hofacker ungewollt in Worten der Anerkennung. Aber sonst berichtete Maulaz manches, das Michel nicht eben beruhigte.

Was war mit Röchling und Falkenhausen? Maulaz gab Auskunft. Nein, es war nicht möglich gewesen, sie wieder auf freien Fuss zu setzen, da auch sie das Reichssicherheitshauptamt verlangte. Im Übrigen aber waren sie wohl in diese ganze Affäre guten Glaubens hineingeschliddert. Jedenfalls hatte Hofacker alles getan, sie von dem Verdacht, zu den Widerstandskräften zu zählen, zu entlasten, indem er sagte: «Nach ihrem Charakter sind sie nie für dieses Komplott geeignet gewesen, und darum habe ich auch auf ihre Mitwirkung verzichtet. Dr. von Falkenhausen ist viel zu weich und sensibel und Dr. Röchling zu unstet und vielgeschäftig, um für eine Verschwörung in Frage zu kommen. An den Stellen, die sie in Frankreich innehatten, konnten sie auch nichts nützen.» Die Wahrheit war freilich anders: der sicher sensible Falkenhausen war Mitwisser vom ersten Tage an und der unstete Röchling gerade der Freund, der sich mit seiner ganzen Person für die Rettung Hofackers einsetzte, wenn auch vergeblich. Trotzdem ist Hofackers Darstellung Glauben geschenkt und in diesem Sinn auch nach Berlin berichtet worden. Den Bericht unterzeichnete Oberg persönlich. Das hatte weitreichende Folgen, wie wir noch sehen werden.

Am 31. Juli, also wenige Tage nach diesen Ereignissen, kam der endgültige Durchbruch der Amerikaner durch die längst mürbe ge-

wordene und schon aufgerissene Normandiefrent. Die Heeresgruppe des Generals Bradley konnte bei Avranches das Loch schlagen, durch das sich dann ihre schnellen Truppen wie eine übermächtige Flutwelle in den Raum hinter den deutschen Stellungen ergossen. Nun erlebte die verblendete Führung Hitlers die Wucht der Niederlage, die sie verdiente. Seine notorische Unterschätzung der Amerikaner rächte sich bitter: vom 1. August an kam eine Alarmnachricht nach der anderen, mit welcher verwegenen Schnelligkeit diese weiter vorandran und die rückwärtigen deutschen Verbindungen bedrohten. Ein Angriffskeil stiess sehr bald auf Paris und die mittlere Seine. In den Pariser Dienststellen begann man zu packen. Wenn dies der Sicherheitsdienst zuerst tat, so ist das gewiss verständlich: er hatte schwerwiegende Gründe dafür, sich so früh wie möglich aus dem Staube zu machen und vor den anrückenden Alliierten in Sicherheit zu bringen. Denn ganz bestimmt war er ein besonderer «Geheimnisträger» und musste damit rechnen, dass sich die Alliierten für seine «Mysterien» ausserordentlich interessierten. Auch diesem Umstand verdanken die Widerstandskräfte in Paris, die man bis Anfang August noch nicht gefasst hatte, Freiheit und Leben.

Der SS-Bericht über den 20. Juli, der nach unseren Nachforschungen Glauben verdient, enthält auch eine denkwürdige Aussage des Sturmbannführers Kiesel über den Oberquartiermeister Finckh. Sie ist kennzeichnend dafür, dass man es auch bei Finckh mit einer Persönlichkeit von besonderem Werte zu tun hatte. Der Sturmbannführer hat Finckh in seinem Bericht als einen «genialen Improvisator des Nachschubs» bezeichnet. Ja, nach Kiesels Zeugnis lebte der Oberquartiermeister so stark seiner Aufgabe, dass er untröstlich war, aus dieser herausgerissen zu werden, gerade als die Fronten im Westen ins Wanken gerieten. So bat er nach seiner Festnahme inständig, ihn doch wenigstens noch so lange im Amt zu lassen, bis die Gefahr gebannt und eine neue zusammenhängende Front im Westen wieder aufgerichtet sei. Er wisse, wie sehr er bei dieser Aufgabe gebraucht werde. Er gebe sein Ehrenwort, nicht zu fliehen. «Wenn die Gefahr

gebannt ist», so schlug er vor, «werde ich jede Folgerung ziehen, die man von mir verlangt.»

Dieser Vorschlag ist sicher naiv gewesen. Es war der Vorschlag eines pflichtgetreuen, ja pflichtbesessenen Soldaten und rechnete nicht mit der Gleichgültigkeit, mit der Hitler die Interessen der Front auf die Seite schob, wenn es galt, Rache zu üben. So wurde er natürlich verworfen. Aber er spricht dafür, wie der Oberquartiermeister dachte, wie er sich einsetzte und dass es in erster Linie die Front war, für die er lebte und starb.

So haben sich also die «Hoch- und Landesverräter», die «feigen und dummen, verbrecherischen Offiziere», wie Hitler sie nach dem 20. Juli bezeichnet hatte, in Wirklichkeit verhalten. Nicht einmal die vernehmenden SS- und SD-Führer haben ihnen ihre Achtung versagen können.

Vierter Teil

DAS ENDE DES FELDMARSCHALLS VON KLUGE

Sechszwanzigstes Kapitel

UNBEGRÜNDETER VERDACHT

S ofort nach dem 20. Juli ist der Verdacht der Mitwisserschaft auf den Feldmarschall von Kluge gefallen. Hitler war davon unterrichtet, hörte jedoch zunächst noch auf die besänftigenden Stimmen seiner Umgebung: der Feldmarschall war in der Tat, wie besonders Jodl mit Nachdruck erklärte, «das beste Pferd im Stall» und konnte in der gegenwärtigen Krise der Schlacht im Westen unmöglich entbehrt werden, vor allem nicht nach dem Ausscheiden Rommels. Darüber hinaus ist nicht sicher, ob auch die «Sonderkommission 20. Juli» bereits die ersten Spuren seines früheren Kontakts mit den Widerstandskräften gefunden hatte, oder ob etwa darüber schon Aussagen vorlagen – sicher dagegen ist nach dem Zeugnis von Überlebenden, dass Caesar von Hofacker bei einer späteren Vernehmung, wenn auch ganz ungewollt, Andeutungen in dieser Richtung entschlüpfte. Es war dann nicht zu vermeiden, dass er über den Grund seines Besuches mit Stülpnagel bei Kluge am Abend des 20.7. Gefragt wurde – und da hat Hofacker einfach die Wahrheit gesagt, nichts weiter. Es hat dann sicher der besonderen Geschicklichkeit Obergs bedurft, bei seinen Berichten an das Reichssicherheitshauptamt nicht auch noch Blumentritt oder Speidel, die ja gleichfalls dagegen waren, mit dem Verdacht der Mitwisserschaft zu belasten.

Die Gefahr der Entdeckung der Wahrheit rückte in der zweiten Hälfte der Woche, um den 27. und 28. Juli herum, in unmittelbare Nähe. Man kann sich den Schrecken Blumentritts vorstellen, als ihn Oberg ersuchte, auch der nächsten Vernehmung Hofackers beizu-

wohnen, die diesmal im Raphael stattfand. Nach den Mitteilungen Obergs sollte Hofacker inzwischen ausgesagt haben, Kluge sei doch «im Bilde» gewesen. So war bereits der Oberbefehlshaber West mit in die Untersuchung hineingezogen. Wenn Hofacker auf seiner Aussage beharrte, wenn er die anderen Zeugen benannte und die Gestapo deren Vernehmung verlangte, war die weitere Entwicklung nicht abzusehen; dann war die schlimmste Verwirrung in den höchsten Kommandobehörden des Westheeres so gut wie sicher.

Es ist indessen nicht zu dieser Verwirrung gekommen, wenigstens nicht fürs erste. Auch in diesem Fall scheint sie der besondere Takt von Oberg geschickt umgangen zu haben. Denn bei der zweiten Vernehmung Hofackers war nur vom 20. Juli die Rede und wie sich Kluge dabei benommen hatte. Da aber war nicht zu bezweifeln, dass er schroff ablehnte, dass er den SD sofort wieder enthaften und Stülpnagel des Dienstes hatte entheben lassen. Aber würde man nicht auch in der Vergangenheit nachforschen? In privaten Gesprächen mit Oberg musste Blumentritt natürlich auch jede weitere Mitwisserschaft seines Oberbefehlshabers leugnen oder entschieden bestreiten, wenn er ihn und vielleicht auch sich selbst nicht ans Messer liefern wollte. «Das ist doch ganz ausgeschlossen», sagte er zu Oberg, «bei einem Manne, der sich derart in der Schlacht einsetzt und so frisch und ungebrochen ist.» Blumentritt konnte dabei auch auf den jüngsten Besuch Kluges in der vordersten Front bei der «Hitlerjugend» und der «Leibstandarte» hinweisen.

War aber Kluge nach dem 20. Juli tatsächlich noch frisch und ungebrochen? Der Verfasser, damals höherer Kriegsberichterstatter beim Stab Ob. West, muss das auf Grund anderer Eindrücke bestreiten.

Aber Blumentritt hatte bei Oberg erreicht, was er wollte: in Paris und in Frankreich sind die zu Kluge führenden Spuren einer längeren Mitwisserschaft zunächst nicht weiterverfolgt worden. Der SS-Obergruppenführer schien dem Generalstabschef zuzustimmen. So sagte Oberg wörtlich zu Blumentritt: «Auch ich kann einfach nicht glauben, dass der Feldmarschall zu den Mitwissern gehört; da muss

sich Hofacker einfach geirrt haben.» In diesem Sinn sind dann offenbar auch die letzten Vernehmungen Hofackers in Paris noch geführt worden, bis der Befehl kam, Caesar von Hofacker als das Haupt der Verschwörung in Frankreich nach der Berliner Prinz-Albrecht-Strasse und damit dem Reichssicherheitshauptamt zu überstellen.

So brachten die Tage nach dem 27. Juli in St. Germain wie in La Roche-Guyon eine nicht mehr zu überbietende Nervenanspannung. Man konnte nichts weiter tun, als sich tarnen, nach aussen hin seine Loyalität versichern, hoffen und fürchten. Dass man sich an der allgemeinen «Treuekundgebung» beteiligte, ja selbst dazu aufrief, war ein Gebot der Selbsterhaltung, dem sich auch der lauterste Wille zur Wahrheit nicht mehr entziehen konnte. Entsetzliche Nachrichten waren inzwischen durchgesickert. Das Reichssicherheitshauptamt wütete vor allem unter den Generalstabsoffizieren des Heeres. Jeden Tag hörte man von neuen Vernehmungen und Verhaftungen; jeden Tag war schon wieder ein Offizier aus hohen Führungsstäben verschwunden. Dazu kam die Botschaft von Kameraden, die sich inzwischen das Leben genommen hatten: so erfuhr man jetzt von dem schrecklichen Tod des jungen Generalmajors von Tresckow, zuletzt Chef der 2. Armee im Osten, der sich zwischen den deutschen und russischen Linien mit einer Gewehrgranate selbst in die Luft sprengte, von dem Selbstmord des Generalquartiermeisters Wagner in Zossen, von dem Freitod des Oberstleutnants von Voss, der unter Witzleben Ic im Westen gewesen. Die philosophisch Veranlagten machten sich abgrundtiefe Gedanken: mit Blumenfeldzügen hatte es so verführerisch angefangen, nun gewann das Grässliche eine satanische Macht über die einstmals so idealistischen Offiziere, die ihre Hand wohlmeinend dazu geboten hatten.

Kluge, Speidel und Blumentritt besuchten in diesen Tagen im Übrigen auch gemeinsam den Feldmarschall Rommel. Er war inzwischen von dem Luftwaffenlazarett in Bernay, einem Städtchen ostwärts von Lisieux, wo er auf Grund seiner heftigen Abneigung Göring gegenüber einfach nicht länger bleiben wollte, in das Wehrmachtlazarett in Le Vésinet zwischen Versailles und Marly gebracht

worden. Der Feldmarschall war schon verhältnismässig munter. Natürlich war er längst aufgestanden, bot aber noch einen grotesken Anblick. Denn das linke Auge war immer noch dick geschwollen und blutunterlaufen; auch das Sprechen blieb noch behindert. So dauerte der Besuch nicht lange. Aber selbstverständlich kam das Gespräch auf den 20. Juli, und da sagte Rommel: «So ein Unsinn – Attentat auf den Führer!» War das Rommels wirkliche Überzeugung oder erklärte er das nur mit Rücksicht auf Kluge? Man weiss, dass er das Attentat grundsätzlich ablehnte und auch in diesem Sinn noch auf Hofacker einwirkte, bevor dieser nach Berlin fuhr. Ob er aber zuletzt noch an dieser Meinung festgehalten hat? Kluge gegerfüber war jedenfalls in Rommels Augen auch jetzt noch Reserve geboten, nachdem dieser anfangs durchaus im «Stil von Berchtesgaden» geredet hatte. Dieser Start Kluges im Westen hatte verhindert, dass die beiden Feldmarschälle zu einer gemeinsamen Aktion im Westen gekommen waren. So konnte Rommel auch nach dem 20.7. nicht offen mit Kluge reden.

Der Feldmarschall Günther von Kluge war, wenn man so will, am 20. Juli 1944 seinem Fahneid treu geblieben. Praktisch war er seitdem der absolute Gefangene Hitlers. Er hatte noch in der Nacht, wie wir wissen, ein Ergebnistelegramm an den Führer und Obersten Befehlshaber unterzeichnet. Aber nun sah er sich, da er inzwischen von dem Verdacht seines Obersten Kriegsherrn wusste, mit jedem Tag unlösbarer an ihn gekettet. Für die Schlacht in Frankreich hatte dies unabsehbare Folgen. Denn nach der völligen Kapitulation vor Hitler war auf dem Schlachtfeld nicht mehr von selbständigen Entschlüssen die Rede, nicht einmal mehr in taktischer Beziehung: der Feldmarschall Günther von Kluge musste auch dadurch seine Loyalität immer von Neuem beweisen, dass er die Führerbefehle blindlings und mit wahren Kadavergehorsam ausführte. Für die Truppen der Westfront wie für ihren Oberbefehlshaber war dies von ebenso katastrophalen Folgen. Denn gerade jetzt war es so weit, dass die Schlacht in der Normandie ihrem Höhepunkt zustrebte: vom 26. Juli an gingen die Amerikaner auf dem Westflügel der Normandiefrent

zum Grossangriff über und bereits in den nächsten Tagen hatten sie die schon lange zermürbte Front der 7. Armee durchstossen und völlig aufgerissen.

So ist es bald nach dem 20. Juli nicht nur zu einer Tragödie Stülpnagels, Hofackers, Finckhs und Linstows, sondern auch zu der des Feldmarschalls Günther von Kluge gekommen. Ja, sie entwickelte sich so schnell, dass sie bereits Mitte August ihrem furchtbaren Ende zutrieb. Die dazwischenliegenden Wochen sind durch ein fürchterliches Schwanken des Menschen gekennzeichnet, wie durch die Gewissensnöte des Oberbefehlshabers, die dieser ganz allein mit sich ausmachte.

Die Ereignisse in Paris und die dort laufenden Vernehmungen hatten den Feldmarschall von Kluge zunächst in La Roche-Guyon festgehalten. Aber am 25. und 27. 7. ist er wieder an der Front. Die Lage erfordert sein persönliches Eingreifen und sollte es in den nächsten Tagen und Wochen noch mehr verlangen. Bereits am 24. und 25. war den Amerikanern ein tiefer Einbruch im Raum von St. Lô gelungen, den sie dann in den nächsten Tagen beträchtlich auszuweiten vermochten: bis zum 27. Juli ist die Front der deutschen 7. Armee in einer Breite von 15 und einer Tiefe von 12 bis 15 Kilometern aufgerissen. Seit dem 28. Juli gehen die Angreifer zum Durchbruch über. Nennenswerte Reserven sind auf deutscher Seite nicht mehr vorhanden. So gelingt es dem General Bradley dank einer fast zwanzigfachen Übermacht vor allem an Panzern, von der Luftwaffe und anderen schweren Waffen ganz zu schweigen, in diesen Tagen durch schnellen Stoss nach Westen die Küste zu erreichen und die noch im Raum von Coutances und nördlich davon stehenden Teile des deutschen 84. Korps abzuschneiden. Die deutschen Kampftruppen sind dadurch erneut dezimiert worden. Wieder hatte es Hitler nicht gestattet, dass sie rechtzeitig zurückgenommen werden durften, und der Feldmarschall Günther von Kluge hatte sich an diese Befehle gehalten.

In dieser bedrohlichen Lage geschieht indessen etwas recht Auffälliges: der Oberbefehlshaber West macht den bisherigen Chef des Stabes des 82. Korps, das zur 15. Armee gehört, den Oberst i. G. von

Gersdorff, zum Chef des Stabes der 7. Armee. Der neue Chef ist aber kein anderer als der dritte General Stabsoffizier, der sogenannte Ic seines alten Stabes der Heeresgruppe Mitte im Osten. Mit Tresckow, der inzwischen Selbstmord verübt hat, und dem Oberleutnant von Schlabrendorff, den man in der Folge verhaftet, gehört er zu den aktivsten Widerstandskämpfern der Frontstäbe. Gewiss sind dabei neben persönlichen auch ganz objektive Gründe im Vordergrund gestanden: der Feldmarschall wollte gerade in diesen Tagen einen Chef bei der am meisten gefährdeten Armee haben, den er persönlich kannte und hochschätzte. Trotzdem muss diese Ernennung zu denken geben. Denn es scheint nicht ganz ausgeschlossen, dass Kluge dabei doch noch andere Absichten mit ins Auge gefasst hat: noch am 26. Juli hat er, wie wir ja wissen, in dem Gespräch mit Falkenhausen die Möglichkeit angedeutet, ja in Aussicht gestellt, eventuell noch im Westen selbständig zu handeln, sich also von Hitler loszusagen. Es ist also wahrscheinlich, dass Kluge in diesen Tagen immer noch mit dieser Absicht gespielt hat. Aber zu einem festen Entschluss konnte er sich nicht mehr durchringen. Er war der Gefangene Hitlers bis zu seinem tragischen Tode.

Am 30. Juli 1944, zehn Tage nach dem Attentat, ist den Amerikanern bei Avranches der Durchbruch endgültig gelungen. Rommel hatte dies bereits am 15. Juli vorausgesagt, und Kluge hatte das wenige Tage zuvor in seinem Lagebericht, der den Rommels begleitete, endlich und endgültig bestätigt. Die Schlacht um Frankreich ist mit Avranches verloren, auch wenn sich Hitler mit Händen und Füßen dagegen sträubt, davon Kenntnis zu nehmen und die niederschmetternde Tatsache anzuerkennen. Aber was hilft diese Vogel-Strauss-Politik? Mit jedem Tag wird das Verhängnis grösser, die Lage irreparabler, der operative Erfolg der angreifenden amerikanischen Heeresgruppe schliesslich so weitreichend, dass die Westfront nach weiteren sechs Wochen völlig zermalmt ist. Die Gegenangriffsbefehle Hitlers vergrössern und beschleunigen nur noch die Katastrophe. Aber bevor sie eintritt, scheidet der Feldmarschall Günther von Kluge bereits aus dem Leben.

Vorläufig wehrt er sich noch, und er wehrt sich heroisch – man kann es nicht anders sagen. Nach dem 29. Juli vergeht kaum ein Tag, an dem er nicht an die Front fährt, allen Jaboangriffen zum Trotz, um an den Brennpunkten persönlich einzugreifen. Der amerikanische Durchbruch ist da; man kann das Loch vorerst nicht stopfen, aber vielleicht ist es noch möglich, den Durchbruch wenigstens einzudämmen, ihn zu «kanalisieren», wie man das oft im Osten getan hat. Aber die Amerikaner sind ganz anders mechanisiert und motorisiert als die Russen, die Kampfkraft der eigenen Truppen furchtbar abgesunken. Bei seinen Anrufen im Hauptquartier West ersucht Kluge immer wieder, dies mit unzweideutiger Schärfe dem Wehrmachtsführungsstab zu melden. Der Oberste Befehlshaber, der jetzt seinen Kampf gegen Hunderte von Heeresoffizieren mit mindestens demselben Fanatismus führt wie gegen die Alliierten, soll wenigstens nicht sagen können, man habe ihn über die wahre Lage nicht unterrichtet.

Am 31. Juli kommt es zur Katastrophe, als an diesem Tag die amerikanischen Panzer Avranches erobern. Sie haben damit sowohl die Schlüssel zur Bretagne wie die in das freie Innere Frankreichs in Händen. Die schwer dezimierten Reste der 7. Armee sind endgültig durchbrochen und in zusammenhanglose Gruppen aufgespalten. Dem Feind mit seinen gepanzerten und vollmotorisierten Divisionen stehen nur noch versprengte Haufen gegenüber. Katastrophal ist der Mangel an Panzern auf deutscher Seite, denn alle grösseren Panzerverbände sind durch die laufenden Angriffe bei Caen oder im Raum von Vire gebunden. Nur die 9. Panzerdivision des Generals Jolasse wurde inzwischen endlich auf Drängen Kluges aus Südfrankreich an die Schlachtfrent geworfen. Aber sie ist erst an der Loire zwischen Nantes und Angers in Ausladung begriffen und nur mit ersten vorderen Teilen bereits im Anrollen. Das Schlachtenglück wird auch sie nicht mehr wenden können. Eine einzige Infanterie-Division aus Südwestfrankreich, bisher gleichfalls nur mit Gewehr bei Fuss, kann in den nächsten Tagen noch eingreifen. Aber das ist auch alles gegenüber der ganzen 3. amerikanischen Armee, die mit mindestens

sechs der modernsten Grossverbände aus dem bei Avranches geschlagenen Leck hervorstrudelt. So sieht es in der Normandie aus, zehn Tage nach dem Attentat, das grundsätzlich Wandel in der obersten deutschen Führung schaffen wollte, bevor es zu spät war, politisch wie militärisch. Es hat nicht sein sollen . . .

Der ganze aufgespeicherte Groll des Oberbefehlshabers West in diesem Zeitpunkt des Krieges kommt in einem Ferngespräch zum Ausdruck, das Kluge an diesem 31. Juli mit seinem Chef Blumentritt geführt hat. Auch dieses Gespräch ist wörtlich mitgeschrieben worden.

Blumentritt: «Ich bin über die Lage orientiert, Herr Feldmarschall. Sie kommen wahrscheinlich erst morgen wieder zurück.»

v. *Kluge:* «Das weiss ich noch nicht. Es ist eine ganz tolle Situation hier.»

Blumentritt: «Ich habe eine Frage: Soll nicht einer von oben mal herkommen?»

v. *Kluge:* «Meiner Meinung nach müsste Jodl oder Warlimont mal herkommen. Ich würde das sehr begrüssen. – Ich habe gestern das Korps und die Armee geführt. Sie machen sich keinen Begriff, wie das hier ist. Die Leute waren völlig ausgeschaltet. Es ist hier eine Riesensauerei. Die ganze Geschichte ist entstanden durch einen verhängnisvollen Entschluss von Hausser, dass nach Südosten durchgebrochen werden soll. Mein Gegenbefehl ist noch gerade rechtzeitig gekommen, um die 91. Division nach Süden herunterzuziehen. Ich weiss nicht, ob auch Sie die Lage wie ich ansehen. Sie ist im höchsten Grade kritisch. Vorläufig scheinen nur die Spitzen von allen möglichen Verbänden in Avranches und in der Gegend durchzusein, aber es ist doch klar, dass alles hinterherfolgt. Wenn ich nicht Infanterie, Artillerie und panzerbrechende Waffen heranbekomme, ist der Flügel dort nicht mehr zu halten.»

Blumentritt: «Ich habe ein Fernschreiben bekommen, wir sollten mitteilen, was hier in der Normandie alles an Riegelstellungen, rückwärtigen Stellungen usw. in Bau ist.»

v. Kluge: «Man kann bloss laut lachen. Lesen die denn keine Berichte von uns? Die leben anscheinend noch auf dem Mond. Sind denn die nicht orientiert worden?»

Blumentritt: «Selbstverständlich.»

v. Kluge: «Dem Führer muss doch gesagt werden, dass, wenn der Feind hier bei Avranches durch ist, er in der freien Natur ist und machen kann, was er will.

Ich habe mit Speidel gesprochen, dem Militärgouverneur Kitzinger muss gesagt werden, dass er alles, was er an motorisierten Kräften hat, zur Verfügung stellen muss. ich denke da an Galliéni, wie er das 1914 gemacht hat. Rücksichtslos müssen wir alles dransetzen, und Infanterie muss in kürzester Frist da sein. Das muss mit grosser Eindringlichkeit gesagt werden. Die Infanterie ist hier vollkommen zerplatzt. Die Leute kämpfen auch nicht mehr. Sie haben eine miserable Haltung.»

Blumentritt: «Sie sind übermüdet.»

v. Kluge: «Alle Führungsmöglichkeiten sind hier vorsintflutlich. Ich muss über das öffentliche Fernsprechnetzt sprechen, und das wird ja abgehört. Es sind tolle Zustände. Ich begeben mich jetzt zur Armee bei Mortain.»

Anfang August verschlechterte sich die Lage mit jedem weiteren Tage. Anfang August machten sich aber auch die Folgen der Vernehmungen in Berlin in Sachen des 20. Juli immer stärker bemerkbar. Das war an Hitlers Verhalten dem Oberbefehlshaber West gegenüber in vielen Kleinigkeiten und Nadelstichen zu spüren. General Blumentritt bemerkte dies mit steigender Sorge. Die operativen Befehle, die vom Wehrmachtsführungsstab kamen, nahmen einen schrofferen Ton an. Man war nicht nur mit der militärischen Führung im Westen nicht mehr zufrieden, dahinter steckten noch andere Gründe.

Der Feldmarschall von Kluge war Tag und Nacht unterwegs, um persönlich einzugreifen, wo es not tat. Und es tat überall not, wo er hinkam. Er fuhr im Artilleriefuehrer, im Strichfeuer der Strassenpanzer. Ohne Rücksicht auf die Jabos, die ihn fast täglich jagten, fuhr er von Stab zu Stab, von einer versprengten Truppe zur anderen. Durch sein persönliches Eingreifen versuchte er, wieder eine zusammen-

hängende Front aufzubauen, wie er es oft im Osten getan hat. In dieser Entschlossenheit schien er genau derselbe wie früher. Aber er war nicht mehr der alte. Seine Spannkraft war seit dem 20. Juli gebrochen. Er befolgte die Führerbefehle vielleicht sogar peinlich genau, sehr viel genauer als früher – aber er glaubte nicht mehr an sie. Er glaubte nicht mehr an Hitler. Es war ihm einfach unmöglich angesichts der Ereignisse.

Ob Kluge noch jetzt daran dachte, sich von Hitler zu lösen? Nach Avanches ist dies nicht mehr wahrscheinlich. Für Waffenstillstandsverhandlungen hatte er jetzt keinen Preis mehr zu bieten. Was bedeutete noch das Angebot einer Räumung? Die völlige Niederlage, die schnelle Vertreibung der Deutschen aus den besetzten Gebieten – das war doch nur noch die Frage von einigen Wochen.

Das musste sich auch Kluge sagen. Er aber, er ganz allein, musste dafür die Verantwortung tragen. Von Hitler war keine Gerechtigkeit zu erwarten: so oder so, er würde ihn doch vernichten. Nur der Selbstmord blieb da noch übrig. Seit Anfang August, darf man annehmen, hat sich Kluge mit diesen Gedanken beschäftigt.

Und wie war es mit Blumentritt, seinem Chef des Stabes? Auch er erlebte die düsterste Zeit seines Lebens in diesen Wochen. Später schrieb er darüber in der Gefangenschaft:

«Nur, wer das erlebt hat, weiss, wie stark der Druck des absoluten Staates ist, gestern bei uns, heute noch in Russland. Westliche Demokraten können das gar nicht verstehen.

So spielte man mit den berühmten zwei Gesichtern des Menschen. Nur so sind unbegreifliche Befehle, Taten, Äusserungen der Disharmonie zu verstehen.

Nur so kann man das Verhalten Kluges, Rommels, Speidels und – sein eigenes richtig beurteilen. Man dachte und fühlte anders als man handelte! Ein furchtbares Lehrbeispiel, wohin ein gebildetes, anständiges Volk aus Angst und blosser Selbsterhaltungstrieb in einem solchen Staate kommen muss. Es ist nicht wahr, dass es sich ‚erheben‘ kann! Dazu fehlt ihm jede Organisation, jede Möglichkeit

der Vereinigung. Die Faust und das scharfe Auge der Diktatur erkennt und zerschlägt jeden Anfang.

Und die Armee, die Truppen? Nun, viele Führer hatten insgeheim gehofft, es käme anders. Aber die Truppe war vom 20. Juli völlig überrascht und unvorbereitet. Sie stand im schwersten Kampf und hielt noch immer am Glauben an Hitler fest, aber auch an Deutschland. Fünfundsiebzig Prozent des deutschen Volkes vom Juli 1944 glaubten mindestens noch an einen Vernunftfrieden, an neue Waffen, an die Propaganda, die es hermetisch von der Wahrheit abschloss.

Wir, das heisst die obersten Kommandobehörden, kannten die Lage, aber wir kannten auch die Vernichtungsverträge von 1943. Wir wussten unsere Kameraden an der Ostfront im härtesten Abwehrkampf gegen die Russen.

Als daher am 20. Juli der Führer nicht tot war, war eine grosse selbständige Handlung nicht mehr möglich . . . Wenn Kluge trotz des lebenden Führers im Westen Schluss gemacht hätte, dann wäre das politische Ergebnis infolge der Verträge von 1943 kein anderes gewesen als heute. Nur geschont wäre allerdings manches geblieben . .

Wir haben also nach dem 20. Juli in verlorener Sache als deutsche Soldaten bis zum Letzten unser Äusserstes getan – die berühmte preussische ‚verdammte‘ Pflicht und Schuldigkeit. Von Kluge ging uns im Beispiel voran – in für ihn völlig verlorener Lage. Von vorne ein übermächtiger Material-Feind, von hinten die alles umfassende Faust einer absoluten Diktatur!

Lieber einen dritten Weltkrieg mitmachen als nochmals die Wochen nach dem 20. Juli.

Aber das kann ein Aussenstehender nicht begreifen.»

Siebenundzwanzigstes Kapitel

KLUGE IM KESSEL

Der Feldmarschall hat das Äusserste getan, um die Katastrophe aufzuhalten. Das steht kriegsgeschichtlich fest. Es wird auch von seinem Stab wie von den Befehlshabern der Kampftruppen bestätigt. Dies bezeugen aber auch die Kriegstagebücher in ihren nüchternen Aufzeichnungen. Kluge hat sich persönlich eingesetzt, wie nur wenige Feldmarschälle mit Ausnahme Rommels; er gönnte sich Tag und Nacht keine Ruhe, um an die Front zu fahren und die Führerbefehle auszuführen – aber er sah sich in diesen Wochen bereits dem Unmöglich gegenüber, an dem auch der stärkste und reinste Wille wie der persönlichste Einsatz scheiterten.

Im August geriet Kluge immer mehr zwischen zwei Feuer: zwischen das der westlichen Alliierten, die die verzweifelten deutschen Truppen im Raum von Falaise hoffnungslos einschlossen – und jenes andere, geheime und darum vielleicht noch gefährlichere Feuer, das von der «Wolfsschanze» aus geschürt wurde. Mitte des Monats gab es für Kluge keinen Ausweg mehr. So muss man den unbeschreiblichen Leiden des Feldmarschalls in dieser letzten Periode seines Lebens das Mitleid entgegenbringen, das wir jeglicher leidenden Kreatur gegenüber empfinden – und zugleich wird niemand dem tapferen Soldaten die Achtung versagen können, die er sich auch in seinen letzten Lebenstagen verdient hat. Er ist schliesslich so eingekesselt worden, dass er keinen Ausweg mehr fand und sich selber tötete. Damit ist er als erstes Opfer des 20. Juli 1944 in Frankreich gefallen.

Der deutsche Gegenangriff von Mortain am Abend des 6. August

ist die erste der Leidensstationen auf diesem Wege. Er wird von Hitler nur nach der Lagekarte befohlen, ohne dass er die Meinung der Frontkommandeure berücksichtigt. Inzwischen sind wohl seine Beauftragten nach dem Westen geschickt worden, um mit eigenen Augen zu sehen, aber auch sie dürfen nicht auf die Wünsche der Truppe hören oder sich über die wirkliche Lage orientieren – sie sind nur Funktionäre und Kontrolleure, die auf die Durchführung der Führerbefehle dringen sollen. Sie sind militärische Kommissare der Diktatur, auch wenn sie es selbst nicht wollen.

Was Hitler Anfang August gewollt hat, war mehr oder minder utopisch. Durch den Stoss aller verfügbaren deutschen Panzerkräfte von Mortain nach Westen wollte er die Verbindung zur Küste wiedergewinnen und zugleich die durchgebrochenen amerikanischen Divisionen von ihrem Nachschub abschneiden. Der Plan war kühn und ehrte die Einbildungskraft seines Schöpfers. Er hatte nur den entscheidenden Fehler, dass er mit der Wirklichkeit nichts mehr zu tun hatte und vom grünen Tisch aus gefasst wurde. Denn er berücksichtigte weder den Zustand der eigenen Truppe noch die beiderseitige Beweglichkeit oder gar das Verhältnis der Kräfte beider Parteien. Vor allem aber kümmerte er sich überhaupt nicht um die absolute Luftherrschaft der Westalliierten. So war er von vornherein zum Scheitern verurteilt.

Trotzdem hat ihn Kluge durchzuführen getrachtet. Er war ja an seine «Treuekundgebung» gebunden. Als versierter Taktiker und fronterfahrener Oberbefehlshaber sah er wohl, dass der Hitlerplan nur im Fall eines Wunders oder des völligen Versagens der gegnerischen Führung gelingen könne – aber als dem Gefangenen Hitlers, der er inzwischen war, blieb Kluge einfach nichts anderes übrig. So versuchte er das utopische Wagnis, führte aus, was ihm die «Wolfschance» befahl, und war fast täglich an allen Brennpunkten auf dem Schlachtfeld. Mit dem Herzen ist er freilich nicht mehr dabei gewesen.

Nach dem Misslingen des Gegenangriffs bei Mortain wurde die Lage verzweifelt. Er hatte nicht einmal stärkere feindliche Heeres-

kräfte binden können, weil die feindliche Luftwaffe zu seiner Abwehr genügte, aber die Masse der deutschen Panzer war durch ihn festgehalten und stark verbraucht worden. Die Situation wurde noch weit gefährlicher, als sich Hitler auf einen zweiten Gegenangriff versteifte, ohne auf die drohende Entwicklung Rücksicht zu nehmen. Inzwischen hatten die Amerikaner bereits die Bretagne mit dem dort stehenden 25. Korps des Generals Fahrbacher abgeschnitten und gleichzeitig weitausholend um den in der Luft hängenden linken Flügel der deutschen Normandiefrent herumgegriffen. Was half es da, wenn sich die rechten Korps noch immer tapfer bei Caen gegen die Briten behaupteten! Spätestens nach dem 10. August war klar, dass es im Raum von Mortain-Falaise zu einer furchtbaren Kesselschlacht kommen musste. Nur ein schleuniger Rückzug hinter die Seine hätte die deutschen Truppen dieser Gefahr entziehen können – und diese Absetzung ist auch von den Frontkommandeuren gefordert und immer wieder beantragt worden, aber vergeblich. Es war ja schon ausser Zweifel, dass der schnelle und hochgepanzerte Feind, der genau so kühn operierte, wie die Deutschen das 1940 in Frankreich getan hatten, stark genug war, mit einem gleichzeitigen Stoss die mittlere Seine zu erreichen. Die Bedrohung von Paris und der rückwärtigen Verbindungen der Normandiefrent rückte damit in unmittelbare Nähe.

Diese Bedrohung wie der schon vorauszusehende Zusammenbruch der gesamten Westfront veranlasste am 11. August den Feldmarschall von Kluge zu vorbereitenden Massnahmen. Zu diesem Zweck wurde eine Lagebesprechung in St. Germain anberaumt. Sie gehört mit in diese Geschichte des 20. Juli, wenn auch nur am Rande. Denn bei diesem Anlass kamen die beiden «Parteien», Spieler und Gegenspieler, Eingeweihte, Mitwisser und unentwegte Hitleranhänger noch einmal zusammen, und zwar zum letzten Male im Westen. Die Ergebnisse der Strategie des Obersten Befehlshabers lagen jetzt allen deutlich genug vor Augen. Was mögen die einen wie die anderen über die Ursachen der drohenden Katastrophe gedacht haben, als sie sich gegen 18 Uhr im grossen Kasino versammelten! Bei dieser

End-Lage-Besprechung im Westen waren ausser Kluge und Blumentritt zugegen:

Der Oberbefehlshaber der Luftflotte 3, Feldmarschall Sperrle, mit seinem Chef des Stabes, Generalleutnant Koller;

der Oberbefehlshaber der Marinegruppe West, Admiral Krancke, mit seinem Chef des Stabes, Vizeadmiral Hoffmann;

der neue Militärbefehlshaber in Frankreich, General d. Flieger Kitzinger, mit seinem Chef des Stabes;

der Chef der Militärverwaltung beim Militärbefehlshaber in Frankreich, Ministerialdirektor Dr. Michel;

der Höhere SS- und Polizeiführer Frankreich, SS-Obergruppenführer Oberg, und SS-Standartenführer Dr. Knochen;

der neue Kommandant von Gross-Paris, Generalleutnant von Choltitz, mit dem Chef des Stabes, Oberst von Unger.

Bei dieser Besprechung, drei Wochen nach dem 20. Juli, brauchte man sich kein Blatt mehr vor den Mund zu nehmen. Es war so weit! Paris musste geräumt werden, ganz Frankreich demnächst folgen. Das letzte Faustpfand, das die Westgruppe der Widerstandskräfte den Alliierten für eine Waffenruhe hatte bieten wollen, ging damit verloren, und zwar unter schrecklichen Verlusten. Aber das alles war ja gerade durch den 20. Juli gegenstandslos geworden. Jetzt ging es nur noch darum, alles noch entbehrliche Material abzutransportieren, soweit dies die Transportlage überhaupt noch gestattete. Selbstverständlich musste nun auch in Paris und Frankreich das letzte Aufgebot dazu herhalten, die zum Teil ganz sinnlos verheizten Frontdivisionen zu ersetzen – es war vorauszusehen, mit welchen Verlusten und mit welchem Mangel an auch nur vorübergehenden Erfolgen! Schliesslich musste natürlich auch noch die Ordnung in Paris bis zu dem von Hitler befohlenen Endkampf aufrechterhalten werden. Viel Zeit blieb nicht mehr für diese letzten Massnahmen. Es war ein bitterer Triumph für einen Teil der Teilnehmer an jener Besprechung, vor allem für Dr. Michel und Oberst von Unger, als sie das hörten.

Und wie reagierte Hitler, so wird man fragen, auf die katastrophale Entwicklung der Lage im Westen? Das Scheitern des Gegen-

angriffs bei Mortain liess ihn keinen Augenblick nachdenken darüber, ob nicht vielleicht schon sein Angriffsbefehl Unmögliches forderte, weil er von falschen Voraussetzungen ausging – es versetzte ihn einfach in eine düstere Wut, die sich gegen den Oberbefehlshaber der Westfront richtete. Was halfen seine, Hitlers, kühnsten Ideen, wenn dieser Verräter, dem er zunächst nach dem 20. Juli noch die Stange gehalten hatte, einfach versagte oder geradezu sabotierte!

Diese Wut bekam auch General Warlimont zu spüren, den Hitler als seinen Kontrolleur und Befehlskommissar Anfang August nach dem Westen entsandt hatte. Aber auch die Anwesenheit des stellvertretenden Chefs des Wehrmachtsführungsstabes hatte dem Gegenangriff nicht die Durchschlagskraft mit auf den Weg geben können, wie man sie offenbar in der «Wolfsschanze» erwartete. So vermochte Warlimont nach seiner Rückkehr nach Ostpreussen auch nur von dem Fehlschlag bei Mortain zu berichten. Warlimont tat dies in seinem Vortrag bei Hitler mit der gebotenen Genauigkeit. Er bemühte sich, den Führer davon zu überzeugen, dass jeder Frontbefehlshaber von Kluge bis zu den Kommandeuren der angreifenden Panzerdivisionen und diese selbst ihr Äusserstes getan hatten, damit der Angriff durchschlug. Hitler hörte ihm über eine Stunde lang schweigend zu, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, ohne Warlimont auch nur ein einziges Mal zu unterbrechen, dann sagte er:

«Das hat von Kluge mit Absicht gemacht. Er tat es nur, um mir zu beweisen, dass es unmöglich war, meine Befehle auszuführen.»

Glaubte das Hitler wirklich? Jedenfalls hatte der Argwohn inzwischen völlig von ihm Besitz ergriffen.

Die letzten Wochen des Oberbefehlshabers West

Über die letzten Wochen und Tage des Oberbefehlshabers West, Generalfeldmarschall von Kluge, sind viele Gerüchte oder nur halb zutreffende Nachrichten verbreitet. Aber nach systematischer Nach-

forschung gelang es, auch darüber Klarheit zu gewinnen. Dies ist vor allem dem glücklichen Umstand zu verdanken, dass der damalige Begleitoffizier des Feldmarschalls, Oberleutnant d. R. Tangermann, den Krieg überlebt hat und als Forstmeister im Hannoverschen ausfindig gemacht werden konnte. In Tangermann verfügt unsere Darstellung über einen zuverlässigen Augenzeugen.

Da diese Darstellung auch von anderer Seite bestätigt und durch das erhaltene Kriegstagebuch ergänzt wird, besitzt sie dokumentarische Bedeutung. Oberleutnant Tangermann hat den Feldmarschall in diesen Wochen überall begleitet. Seine sachlichen Schilderungen unterstreichen noch einmal, wie sich Kluge persönlich einsetzte; vor allem aber können sie endlich jene mysteriöse Fahrt in den Kessel von Falaise, um die so viele Gerüchte entstanden, einwandfrei klären.

Am 1. August war Kluge vormittags auf dem vorgeschobenen Gefechtsstand von AOK 7 bei Vire. Er hatte dort lange mit Oberstgruppenführer Hausser und dessen neuem Chef des Stabs, Oberst i. G. von Gersdorff, gesprochen. Die Verbindung von dem vorgeschobenen zu dem Hauptgefechtsstand der 7. Armee war in dem allgemeinen Durcheinander des inzwischen erfolgten Durchbruchs der Amerikaner bereits sehr schlecht geworden. So fuhr Kluge nach Beendigung der Besprechung selbst nach Le Mans, damit der Armeefehlshaber mit seinem Chef noch vorne bleiben und die zurückflutenden Truppen persönlich auffangen konnte. Kluge selbst wollte sich unterdessen um die Heranführung von Reserven und den Neuaufbau einer Abwehrfront bemühen.

Die Nacht in Le Mans war von einer Düsternis ohnegleichen. Es gab keine Sprechverbindungen nach vorne mehr. Kluge schlief kaum. Mit jeder Meldung, die in der Nacht noch hereinkam, erwies sich der Durchbruch der Amerikaner folgenschwerer, die eigene Lage immer verzweifelter. Kluge versammelte die in Le Mans anwesenden Offiziere der Führungsabteilung von AOK 7 und sagte: «Meine Herren, dieser Durchbruch der Amerikaner bedeutet für uns und das deutsche Volk den Anfang vom nunmehr endgültigen, bitteren

Ende. ich sehe keine Möglichkeiten mehr, dem fortschreitenden Angriff des Feindes Einhalt zu gebieten. Denken Sie an diese meine Worte, wenn Sie jemals Gelegenheit haben werden, sich dieser Stunde zu erinnern.»

Oberleutnant Tangermann erinnerte sich nach dem Kriege. Er erinnert sich aber auch ganz genau, dass Kluge nie den leisesten Versuch machte, etwa mit dem Feind in Verbindung zu treten, wie ihm das Hitler dann unterstellte. Vor allem aber erinnert sich der frühere Begleitoffizier des Feldmarschalls an den Verfall der seelischen Kräfte Kluges in diesen Wochen, wenn er schreibt:

«Kluge hat nach dem Kraftwagenunfall in Russland seine alte Zähigkeit und Spannkraft nie mehr richtig erreichen können. So ist er schliesslich an den schweren inneren Kämpfen, die er mit sich selber führte, einfach psychisch zerbrochen. Wie oft lief er in diesen letzten Wochen in seinem riesigen Arbeitszimmer in La Roche-Guyon wie ein gefangenes Tier ruhelos hin und her, ohne mich, wenn ich eingetreten war, überhaupt zu beachten. Stockend stiess er Worte und Sätze hervor. Manchmal, wenn er sie förmlich aus sich herauspresste, merkte man nur allzu deutlich, wie schwer er innerlich mit sich kämpfte. Er konnte sich zu keiner Klarheit mehr durchringen. Was war nun wichtiger und entscheidender: der dem Obersten Kriegsherrn geschworene Eid, der es notwendig machte, die zum Teil angesichts der Lage völlig irrsinnigen Befehle Hitlers auszuführen – oder aber die Verantwortung vor Gott, dem Volk und dem eigenen Gewissen?»

Auch sein Stolz und sein unleugbarer militärischer Ehrgeiz stürzten den Feldmarschall in diesen Wochen in die schwersten Konflikte, wie Tangermann berichtet. Es war diesem Soldaten unerträglich, dass sein Name mit dem Zusammenbruch der deutschen Front im Westen für alle Zukunft verbunden sein sollte. Er gab sich auch keiner Täuschung darüber hin, dass man im Führerhauptquartier von seiner Mitwisserschaft am 20. Juli Kunde erhalten hatte. In den letzten vier Wochen seines Daseins ist er zusehends verfallen und erschreckend gealtert, ein äusseres Zeichen dafür, wie schwer sein innerer Konflikt war.

Der Feldmarschall von Kluge hat es nach seiner nächtlichen

«Treuekundgebung» unmittelbar nach dem Attentat nicht mehr fertiggebracht, sich von Hitler loszusagen. Die Tradition seiner Familie, die Begriffe, in denen er aufgewachsen, wie sein dem preussischen Gehorsam verpflichteter Charakter taugten viel weniger zur Empörung als die in ihrer Art mehr souveräne Veranlagung von Beck oder Stülpnagel. Dafür wurzelte dieser Altpreuße zu tief in der «Pflichterfüllung an sich», die eine letzte persönliche Entscheidung nahezu ausschloss. So gab es für ihn schliesslich keinen anderen Ausweg mehr als den Tod: entweder den Tod auf dem Schlachtfeld oder die Vernichtung des eigenen Lebens. Wie wir wissen, mag er den ersten schon am 23. Juli vor Caen gesucht haben, aber vergeblich. Den zweiten Versuch unternimmt er offensichtlich in schon verzweifelter Lage am 14. und 15. August bei seiner Fahrt in den Kessel, den inzwischen die Alliierten um die 7. deutsche Armee gebildet hatten. Aber gerade dieser Versuch des Feldmarschalls, vor dem Feinde zu sterben, ist von Hitler, dem er den Eid nicht brechen wollte, entsetzlich missverstanden worden. Dieses Missverständnis hat wenige Tage später den Selbstmord Kluges endgültig besiegelt.

Die Fahrt in den Kessel von Falaise

Am 14. August begab sich Feldmarschall von Kluge wieder, wie in den letzten Wochen fast täglich, von La Roche-Guyon zu den Frontruppen. Sein erstes Ziel auf dieser Fahrt war das Schlösschen Fontaine-l'Abbé bei Bernay, wo Sepp Dietrich, inzwischen zum Oberbefehlshaber der neugebildeten 5. Panzerarmee ernannt und zum Oberstgruppenführer befördert, seinen Gefechtsstand aufgeschlagen hatte. Dort übernachtete Kluge mit seinem Begleitoffizier Tangermann. Am nächsten Morgen wollte der Feldmarschall weiterfahren und die Generale Hausser und Eberbach in dem schon zu drei Vierteln geschlossenen Kessel sprechen, um mit ihnen über den Ausbruch der Truppen aus der Umklammerung der Alliierten zu beraten. General Eberbach sollte mit seinen Panzerkräften diesen Ausbruch

leiten; die Vorbereitungen dazu wollte Kluge selbst in die Hand nehmen, beziehungsweise an Ort und Stelle mit der gebotenen Gründlichkeit durchsprechen.

Der Oberbefehlshaber West war kein «Fernkrieger». Er sah nur zu deutlich, wie gering seine persönliche Einwirkung vom Gefechtsstand Sepp Dietrichs aus war, der sich entschieden noch in der Etappe befand. Zu der Panzergruppe des Generals Eberbach bestand nur Funkverbindung, und diese schien Kluge nicht ausreichend für die schnelle Durchgabe seiner Befehle in dieser äusserst prekären Lage. Da gab es für ihn nur die Pflicht, selbst in den Kessel hineinzufahren und mit den örtlichen Oberbefehlshabern persönlich zu sprechen. Er mochte auch noch einen privaten Grund dazu haben, denn sein Sohn, der Oberstleutnant i. G. von Kluge, war von ihm selbst als Chef der Gruppe Eberbach bestimmt worden, da der Feldmarschall, wie er sagte, sein eigenes Blut nicht schonen wollte. Aber auch das war ein Umstand, der später den besonderen Argwohn Hitlers erregt und zu phantastischen Kombinationen Anlass gab.

Jeder Soldat, der 1944 im Westen stand, weiss von der grässlichen Landplage der Jabos auf allen Strassen. Rommel war ihnen am 17. Juli zum Opfer gefallen. Auch dem Feldmarschall von Kluge ist am 14. August beinahe ein ähnliches Schicksal zuteil geworden. Seine beiden Wagen sind bereits auf der Fahrt von La Roche-Guyon über Evreux nach Bernay in einen Jaboangriff geraten und angeschossen worden. Nur der eine konnte wieder so notdürftig instandgesetzt werden, dass man die Fahrt mit ihm fortzusetzen vermochte. Wieder war Kluge der feindlichen Kugel entgangen. Mit Major i. G. Behr und Oberleutnant Tangermann erreichte er wohlbehalten den Gefechtsstand Sepp Dietrichs, jenes idyllische Schlösschen bei Bernay, selbst noch in diesen Tagen eine Insel des Friedens. Dort besprach man eingehend die Lage. Der Feldmarschall fasste dann den Entschluss, am 15. August in aller Frühe die Fahrt in den Kessel hinein zu wagen.

Sepp Dietrich schüttelte darüber den Kopf. Warum sollte sich Kluge so aussetzen? Im Laufe der Nacht, als man noch immer bei-

sammen sass, versuchte er wiederholt, aber vergeblich, den Feldmarschall von dieser gefährlichen Fahrt abzubringen. Nach seiner Meinung hatte der Oberbefehlshaber West nichts in dem Kessel zu suchen. Schliesslich gelang es ihm auch, Kluge dazu zu bestimmen, dass er sich entschloss, ausserhalb zu bleiben und im «Flaschenhals», also in dem noch offenen Zugang, mit Hausser und Eberbach zu sprechen. In diesem Sinn ist dann auch ein Funkspruch abgegangen. Als Treffpunkt wurde die Kirche in dem Dorf Nécy, etwa 7 Kilometer südostwärts Falaise vereinbart. Am Vormittag des 15. August, zwischen 10 und 11 Uhr, wollte man dort zusammenkommen. Noch vor Mitternacht wurde dann eine kleine Motor-Staffel zusammengestellt, die aus einem Volkskübelwagen für Kluge und seinen Begleitoffizier, sowie einem Funkwagen, einem Beikrad für Major Behr und einem Solomelder bestand. Im Übrigen müssen sich Kluge und Sepp Dietrich in dieser Nacht noch unter vier Augen persönlich ausgesprochen haben, denn Kluges letzter Brief an Hitler ist durch die Hände des Oberstgruppenführers gegangen und von diesem, des Feldmarschalls persönlicher Bitte entsprechend, ins Führerhauptquartier weitergeleitet worden.

Am 15. August um 5.30 Uhr, also in aller Frühe, verliess die kleine Staffel das Schlösschen Fontaine-l'Abbé. Es war wieder heiteres Sommerwetter, also für Jaboangriffe ausserordentlich geeignet. Bald sollte man im Übrigen merken, dass die Alliierten an diesem Tag den Himmel völlig beherrschten. Schon bei dem Übergang über die Toucques, östlich von Livarot, wurde man länger aufgehalten. Ketten von Jabos, die sich von Zeit zu Zeit ablösten, flogen darüber Sperre. Mit einer solchen verheerenden Lufttätigkeit schon am zeitigen Morgen hatte niemand gerechnet.

Schon weit hinter der Front musste also zu allen möglichen Mitteln gegriffen werden, um überhaupt noch voranzukommen. Man musste abschnittsweise fahren, sich von Deckung zu Deckung vorantasten. Man musste in Waldstücken und unter Alleebäumen abwarten, bis Gelegenheit war, einige hundert Meter weiterzukommen. Das tat auch die kleine Kolonne Kluges, so dass sie sich ganz allmählich über Livarot nach Westen vorzuschieben vermochte. In der

Nähe war am 17. Juli der Wagen Rommels angeschossen, sein Fahrer tödlich, er selbst gefährlich verletzt worden. Daran mochte jetzt Kluge denken. Westlich der Stadt kam man überhaupt nicht mehr weiter. Denn in der Luft dröhnte es ununterbrochen von anfliegenden Jagdbombern, und die Felder und kahlen Höhen boten keinerlei Deckung.

So vergingen die Vormittagsstunden, ohne dass man vorankam. Man konnte sich ausrechnen, dass man das Ziel zu der verabredeten Zeit nie würde erreichen können. Kluge entschloss sich, zunächst Major Behr allein mit dem Beikrad nach Nécy vorauszuschicken. 9.30 Uhr vormittags wurde durch Funk der derzeitige Standpunkt der kleinen Kolonne an die Heeresgruppe gemeldet. Aber was sonst? Von dem langen vergeblichen Warten ungeduldig geworden, befahl Kluge, einfach weiterzufahren. Die Rücksicht auf seine Person als Oberbefehlshaber liess er nicht gelten.

Aber man kam einfach nicht weiter vorwärts. Die Hauptstrassen wurden ohne Pause bejagt. So versuchte es Tangermann, der die kleine Kolonne führte, mit Nebenstrassen und Feldwegen. Aber man war dadurch zu grossen Umwegen gezwungen und die Fahrt entsprechend verlangsamt. Das Haupthindernis einer zügigen Fortbewegung blieb der Funkwagen, schwerfällig und weithin sichtbar. Nur sprungweise ging es weiter von Deckung zu Deckung, indem man jeden Augenblick ausnutzte, wenn die Luft etwas ruhiger wurde. Trotz dieser Methode kam es aber dann, wie es kommen musste.

Nahe bei einem Dorfeingang – es ist wahrscheinlich der von Ammeville gewesen – stiess einer der Jagdbomber herunter. Kluge und Tangermann hatten gerade noch aus ihrem Volkskübel springen und Deckung im Strassengraben nehmen können, da sprühten bereits die Leuchtspurgeschosse. Wenige Augenblicke später hatten sie den Funkwagen getroffen, aus dem sogleich die Flammen emporschossen. Der Funkmeister wurde tödlich getroffen und konnte nicht einmal mehr aus dem brennenden Fahrzeug gerettet werden. Auch die übrige Besatzung des Wagens fiel oder wurde schwer verwundet. Bis zu dieser völligen Zerstörung der Funkstelle waren nur Meldungen

des jeweiligen Standorts an die Heeresgruppe gefunkt worden. Dies hatte Kluge persönlich befohlen und Tangermann hatte diese Befehle weitergegeben. Er kann beeiden, dass an diesem Tag kein anderer Funkspruch abgesetzt wurde.

Nach diesem Unglück blieb nichts anderes übrig, als ohne Funkstelle weiterzufahren, oder vielmehr, sich von Deckung zu Deckung weiter zu tasten. Trotz aller Vorsicht wurde aber auch noch das Solokrad abgeschossen, ein Zeichen dafür, wie die Jabos die kleine Kolonne jagten. So blieb zum Schluss nur noch der Volkskübelwagen mit Kluge und Tangermann. Dabei wurde es immer später und heisser. Bei Feldmarschall von Kluge machten sich Zeichen der zunehmenden Erschöpfung bemerkbar. Gegen Mittag sank er in sich zusammen. Solchen Anstrengungen, die er früher leicht überwunden hatte, war er in diesen Wochen schon nicht mehr gewachsen.

Es wurde Nachmittag, bis Kluge mit seinem Begleiter an den vereinbarten Treffpunkt bis auf etwa acht Kilometer herankam. Aber damit war die Fahrt auch zu Ende. Der «Flaschenhals», der an diesem Tage noch etwa zehn bis zwölf Kilometer breit war, wurde von der feindlichen Luftwaffe den ganzen Tag über konzentrisch beflogen, um jeden Nachschub in den Kessel zu unterbinden. Wie Mückenschwärme hingen die feindlichen Jabos am Himmel. Es war unmöglich, weiterzufahren. Aber was dann? Tangermann liess den Wagen abseits von der Strasse im Schutz einer der seltenen Baumgruppen halten und mit den Kornmandeln tarnen, die noch auf den geernteten Feldern standen. Man musste fürs erste den Plan für diesen Tag aufgeben. Der Feldmarschall, der vollkommen erschöpft war, sollte hierbleiben und sich erholen. Inzwischen wollte sich Tangermann ein Fahrrad besorgen, um damit zum Treffpunkt weiterzufahren. In etwa zwei Stunden konnte er wieder zurück sein.

So ist es dann auch geschehen. Sogar als einzelner Radfahrer wurde Tangermann angegriffen, konnte aber, rasch auf- und abspringend, wohlbehalten sein Ziel erreichen. Aber er traf niemand mehr bei der Kirche von Nécy. Als er in der Nähe herumfragte, erfuhr er

von Soldaten, General Eberbach sei in den späteren Vormittagsstunden gekommen, habe längere Zeit gewartet, sei aber dann nach zwei oder drei Stunden wieder zu seinem Gefechtsstand zurückgefahren. Von Major Behr war weit und breit nichts zu sehen. Das war die magerere Meldung, die Tangermann seinem Feldmarschall wieder zurückbrachte.

Aber Kluge wäre nicht er selber gewesen, wenn er sich mit diesem Bescheid beruhigt hätte. Es bestärkte nur seinen Entschluss, selbst in den Kessel zu fahren und den Gefechtsstand der Gruppe Eberbach in der Nähe des Dorfes Briance an der Rouvre aufzusuchen. «Unter allen Umständen muss ich mit General Eberbach sprechen», sagte er immer wieder. Der Feldmarschall hatte sich in der Zwischenzeit ein wenig erholt, vielleicht auch geschlafen. Nachdem sich der Abend allmählich herabsenkte, wurde die Sicht für die Jabos schlechter, so dass sie nach und nach abflogen. Man fuhr weiter. Im Schutze der hereinbrechenden Nacht überwand man das zwischen Nécy und Briance fast deckungslose Gelände.

Es war gegen 22 Uhr und schon dunkel, als der Volkskübel des Feldmarschalls den Gefechtsstand der Panzergruppe erreichte. Für die etwa 80 Kilometer lange Fahrtstrecke hatte man rund 16 Stunden gebraucht und dabei vier Mann und einen Funkwagen verloren. Bei Eberbach herrschte Freude, Freude auch bei Vater und Sohn von Kluge, als sie sich endlich begrüßen konnten. Den ganzen Tag über und besonders am Nachmittag und am Abend hatte man nach Kluge gesucht – vergeblich! Inzwischen war er bereits verlorengelassen worden.

Achtundzwanzigstes Kapitel

WO IST FELDMARSCHALL VON KLUGE?

Am 15. August 9.30 Uhr vormittags hatte sich, wie wir wissen, die Funkstelle des Feldmarschalls von Kluge zum letzten Male gemeldet. Der Fronterfahrene konnte sich ohne Weiteres vorstellen, was da geschehen war. Aber der Mann in Ostpreussen, der Oberste Befehlshaber der deutschen Wehrmacht, wollte das einfach nicht gelten lassen, nachdem ihm seit Jahr und Tag alle Fronterfahrungen fehlten, besonders die des Luftkriegs an der Westfront. Er hatte keine Ahnung mehr davon, wie es in einem Krieg in Wirklichkeit vorne zuzuging, denn die Erfahrungen, die er vor nahezu einem Menschenalter in Nordfrankreich und Flandern gesammelt hatte, zählten jetzt nicht mehr. Das gleiche galt leider auch für seine nächste Umgebung.

Nun wollte es das Unglück, dass an dem gleichen 15. August die neue, schon längst erwartete Invasion der Alliierten in Südfrankreich erfolgte. Bereits um Mitternacht kamen die ersten Meldungen von Luftlandungen an der Mittelmeerküste. Bei dieser Lage wäre der Oberbefehlshaber West dringend gebraucht worden. Aber die Funkgespräche und Blitzgespräche, die man zu allen möglichen Stäben ausandte, konnten den Feldmarschall nicht auffinden. Es wurde Mittag und Nachmittag, ohne dass man ihn erreichte. So war man in St. Germain allmählich in grösster Sorge.

Als es dann bereits auf den Abend ging, entschloss sich General Blumentritt, bei Generaloberst Jodl anzurufen. Es war um 18.30 Uhr. Auch dieses dramatische Ferngespräch ist in seinem genauen Wortlaut erhalten:

Blumentritt: «Feldmarschall von Kluge ist heute den ganzen Tag über nirgends zu finden. Er ist heute früh 5.30 Uhr vom Panzer-AOK 5 abgefahren, in der Absicht, Hausser und Eberbach vorne zu sprechen. Seine Funkstelle, die er immer mit sich führt, hat sich 9.30 Uhr zum letzten Male gemeldet. Erkundigungen vorne bei Eberbach, bei Hausser und Sepp Dietrich haben ergeben, dass der Feldmarschall bis zu dieser Stunde dort vorne nirgends gesichtet worden ist. Ich bin deshalb nicht orientiert, ob er irgendwo abgeschossen ist oder eine Panne hat oder keine Gelegenheit, sich verständlich zu machen. Die Lage vorne westlich Argentan an der Hauptfront spitzt sich stündlich zu. Die Mitteilungen, die Heeresgruppe B von Sepp Dietrich, von Hausser und Eberbach hat, gehen dahin, dass diese Führer die Heeresgruppe B bestürmen, es müsste ein Entschluss im Grossen gefasst werden.»

Jodl: «Ein solcher Entschluss ist ja insofern gefasst, als nichts anderes übrigbleibt, als in Richtung Séés anzugreifen, weil man den Raum braucht, um Luft zu haben für alle weiteren Absichten.»

Blumentritt: «Ich muss aber pflichtgemäss auf die Zustandsmeldungen über die Panzerdivisionen aufmerksam machen, die auch nur noch zum Teil Betriebsstoff haben, weil er schlecht herankommt.»

Jodl: «Insofern gewisse Unlogik in der Meldung, als ja auch Durchbrechen Angriff bedeutet.»

Blumentritt: «Wir müssen ganz offen sprechen. Wenn Herr Generaloberst meinen, einen Angriff mit allen zusammengefassten Kräften zum Zweck, nach Möglichkeit überhaupt noch Teile herauszubekommen, dann ist das ein ganzer Entschluss. Wenn aber Absicht, dann noch irgendwelche weiteren Operationen zu machen, so ist das nicht mehr durchführbar.»

Jodl: «Das glaube ich auch nicht. Es kommt darauf an . . . (nächstes nicht genau zu verstehen) Teile bei Falaise wegzureissen und aufzubrechen . . .

Kann sie nur fortsetzen, wenn ich Luft mache. Darum ist das, was uns immer mit Sorge erfüllt, dass die Verbände immer mehr und

mehr nach Norden gehen und dadurch das Gedränge noch grösser wird.»

Blumentritt: «Das kommt wohl daher, weil der Feind überall westlich Argentan angreift. Ich muss ausdrücklich melden, dass ich in schwieriger Lage bin als Chef des Generalstabs Ob. West, da der Feldmarschall, der vorne mit Sepp Dietrich, Hausser und Eberbach die Lage durchexerzieren wollte, nicht da ist. Ich habe die dringende Bitte, dass, solange bis er wieder auftaucht, auf alle Fälle vom Führer ein Mann da vorne bestimmt wird. Es kommen ja nur in Frage: Hausser, Sepp Dietrich oder Eberbach.»

Jodl: «Wen hat denn Hausser als Chef?»

Blumentritt: «Gersdorff.»

Jodl: «Der Lage nach ist doch Hausser am zentralsten?»

Blumentritt: «Er ist nicht weit weg von Eberbach.»

Jodl: «Die müssen immer nahe beisammenbleiben.»

Blumentritt: «Ich habe durch die dauernden Anrufe bei der Heeresgruppe B das Gefühl, dass die Leute da vorne ziemlich nervös werden.»

Jodl: «Aber mit Speidel haben Sie doch Verbindung!»

Blumentritt: «Ja, Speidel hat auch ganz gute Verbindung mit Eberbach, Hausser und Sepp Dietrich.»

(Folgen taktische Einzelheiten.)

Jodl: «Hauptsache ist das Luftkriegen. Der Raum Dreux-Argentan muss offengehalten werden.»

Blumentritt: «Ich wäre Herrn Generaloberst für baldige Regelung sehr dankbar. Ich bin an sich die Ruhe selbst, muss aber melden, dass die verantwortlichen Leute da vorne die Lage für äusserst gespannt halten.»

Jodl: «Voraussetzung für alles, was man tun kann, ist der Angriff Eberbach. Es kommen aber nur immer Meldungen, dass er nicht kann.»

Blumentritt: «Wenn der Mann vom Führer ernannt ist, dann muss er lediglich einen ganz kurzen Auftrag ohne Bindungen bekommen. Denn nur er kann sagen, wie er einigermaßen vernünftig herauskommt. Sonst sind die Divisionen weg, die besten, die wir haben. Es ist fünf Minuten vor zwölf Uhr!»

Die Entscheidung gegen Kluge

Auf diese letzte Warnung Blumentritts ist Hitler überhaupt nicht eingegangen. Er war nach wie vor davon überzeugt, dass er es besser wisse, auch in seinem frontfernen Bunker. Aber die Entscheidung im Falle Kluges erfolgte rasch, sehr viel schneller jedenfalls als oft die wichtigsten operativen Entschlüsse. Bereits um 21 Uhr, also wenig mehr als zwei Stunden später, läuft in St. Germain ein KR-Blitzschreiben, also ein solches der höchsten Dringlichkeitsstufe, mit dem folgenden Wortlaut ein:

«Der Führer hat befohlen:

Solange Generalfeldmarschall von Kluge auf dem Gefechtsfeld nicht auffindbar ist, beauftrage ich den Generalobersten Hausser auch mit der Führung der 5. Panzerarmee und der Gruppe Eberbach. Sein Auftrag ist, mit Gruppe Eberbach von Westen und mit dem 81. A.K. von Nordosten her angreifend, den feindlichen Angriffskeil im Raum um und nördlich Séés zu zerschlagen, der alle drei Armeen einzuschliessen droht. . .

Die 7. Armee hat den Rücken dieses Angriffs nach Westen zu decken. Wie weit sie dabei nach Osten ausweichen kann und muss, hängt von der Lage ihrer Südflanke und von dem Fortschreiten des Angriffs der Gruppe Eberbach ab.

(Folgen taktische Einzelheiten.)

gez. Adolf Hitler.»

Die Suche nach dem vermissten Feldmarschall geht inzwischen fieberhaft weiter. Funk und Telefon sind deshalb bei allen höheren Stäben im Westen in Bewegung, die Frontkommandeure in Alarmzustand versetzt. Wo ist der Feldmarschall? Ist ihm etwas zugestoßen? Wo ist er seit 9.30 Uhr vormittags geblieben? Ist er abgeschossen worden wie Rommel? Bei der enormen Jabotätigkeit ist das für Fronterfahrene beinahe wahrscheinlich. Aber sichere Nachrichten darüber fehlen.

Der Funk spielte ununterbrochen zwischen den hohen Stäben. Am frühen Abend kam eine neue dringende Anfrage der Heeresgruppe,

was man im Einzelnen über den Verbleib des Feldmarschalls wisse. Kurz darauf lief ein Funkspruch sogar vom Führerhauptquartier mit derselben Anfrage ein. Eberbach funkte zurück, dass bei ihm nichts bekannt sei und dass man auch neuerdings nichts habe ermitteln können, nicht das geringste. Da kam Befehl aus der «Wolfsschanze»: «Verbleib Kluge mit allen Mitteln feststellen. – Stündlich Ergebnis melden.» Eberbach setzte seine Nachforschungen mit noch grösserem Eifer fort, konnte aber auch in den folgenden Stunden nur immer Fehlanzeige erstatten. Er wie die anderen hohen Stäbe waren in steigender Sorge um das Leben des Feldmarschalls und sahen ihn schon abgeschossen oder tot im verbrannten Wagen irgendwo auf der Strecke. Aber es war unmöglich, das ganze Gebiet zwischen Bernay und Nécy abzusuchen.

In der «Wolfsschanze» geschieht inzwischen das Ungeheuerliche. Was weiss man dort von Jabos! Argwohn und unkontrollierte Einbildung verdichten sich bei hereinbrechendem Abend zu einem furchterlichen Verdacht gegen Kluge: der Feldmarschall hat mit dem Feind gefunkt! Der Feldmarschall ist in den Kessel gefahren, um sich zu ergeben oder mit den Alliierten zu verhandeln! Der Feldmarschall ist inzwischen zum Feinde übergelaufen!

Aber der Feldmarschall Günther von Kluge ist ein ganz anderer, als den ihn Hitler einschätzte. Ja, er hat einmal mit den Widerstandskräften verhandelt, dem Vaterlande zuliebe; er hat wohl auch den Gedanken erwogen, an Rommels Stelle wegen eines Waffenstillstands im Westen Fühlung zu nehmen, aber dann hat er sich an seine «Treuekundgebung» gehalten. So ist er auch an diesem tragischen 15. August weitergefahren, sobald ihm dies die Luftlage erlaubte. In der hereinbrechenden Dämmerung fährt er hinein in den Kessel, um den ringsum die Mündungsfeuer massierter feindlicher Artillerie konzentrisch aufzucken. Aber er fährt nicht hinein, um «krumme Touren» zu machen, sondern um «seine Pflicht zu erfüllen», das heisst, um mit den Oberbefehlshabern Kriegsrat zu halten und vielleicht noch zu retten, was überhaupt gerettet werden kann. Freudige

Überraschung herrscht auf dem Gefechtsstand Eberbach, als Kluge mit seinem Begleitoffizier Tangermann gegen 22 Uhr dort eintrifft. Sofort wird ein Funkspruch darüber an die Heeresgruppe gegeben.

Aber wie es mit manchen Nachrichten geht: es wird 1 Uhr nachts, und die Meldung vom Eintreffen Kluges bei Eberbach hat weder das Oberkommando West noch gar das Führerhauptquartier erreicht. Dazwischen laufen dringende taktische Meldungen, die sie offenbar aufhalten. Und dann weiss man ja: das Verschlüsseln, Absetzen, Aufnehmen und Entschlüsseln eines geheimen Funkspruchs braucht Zeit. So vergehen Stunden, bis man «oben» die Nachricht hat. Ja, wenn noch eine Fernsprechleitung in den Kessel geführt hätte! Inzwischen hat Generaloberst Jodl noch mehrmals ergebnislos mit General Speidel telefoniert. Es wird zehn, es wird elf Uhr und noch immer kann ihm dieser nichts Positives melden. Da fragt Jodl direkt, offenbar auf persönliche Weisung Hitlers; «Ist nun der Feldmarschall von Kluge zurückgefahren oder übergelaufen?»

«Übergelaufen!» Das furchtbare Wort ist gefallen. Hitler hat es zuerst ausgesprochen und denkt in den nächsten Stunden nichts anderes, ein Zeichen dafür, wie krank inzwischen schon sein Gehirn ist. Diese unheilbare Erkrankung kostet Kluge das Leben.

Es ist 23.10 Uhr. Der 1. Generalstabsoffizier der Heeresgruppe B fasst noch einmal alles zusammen, was bisher über den Verbleib Kluges bekannt wurde. Es stimmt genau mit der Schilderung überein, die wir Tangermann verdanken. Darüber hinaus ist aus dieser Meldung noch zu erfahren: Behr, der Major, den Kluge mit dem Krad nach Nécy vorausschickte, hat die Fahrt zum Gefechtsstand Eberbach fortgesetzt, als er niemand mehr bei der Kirche gefunden hatte. Bei Eberbach sprach er dann auch mit Generaloberst Hausser und Oberstleutnant von Kluge. Dann kehrte er wieder nach Nécy zurück und suchte noch einmal, aber auch jetzt vergeblich. So musste er annehmen, der Feldmarschall sei unverrichteter Dinge umgekehrt. Da fuhr Behr zum Gefechtsstand Sepp Dietrichs weiter, in der Hoff-

nung, den Feldmarschall vielleicht dort zu treffen, aber auch diese Fahrt war vergeblich. So meldete man ans Führerhauptquartier, aller Wahrscheinlichkeit nach habe die Sperre der alliierten Jagdbomber den Feldmarschall an jeder Bewegung gehindert.

Aber im Führerhauptquartier glaubte man nicht an diese Erklärung. Man fragte noch einmal bei der Heeresgruppe B zurück und erhielt die stereotype Fehlanzeige: «Über Verbleib Feldmarschall von Kluge nichts bekannt. Auch General Gause, der Chef des Panzer-AOK 5, vermag über Verbleib nichts zu sagen.» Auf Grund dieser Meldung machte der Verdacht Hitlers endgültig der Wahnvorstellung Platz, Kluge sei übergelaufen.

So handelte er, ohne noch weiter abzuwarten. Er fasste zwar nicht jenen grossen Entschluss hinsichtlich des notwendigen Rückzugs hinter die Seine, den Blumentritt Jodl so sehr ans Herz gelegt hatte, doch in Bezug auf die Führung der Westfront ging Hitler aufs Ganze. Noch in dieser Nacht entschloss er sich, Kluge abzulösen und durch Feldmarschall Model zu ersetzen. Die Befehle dazu sind offenbar in den ersten Morgenstunden ergangen. Jedenfalls haben sie Model, damals noch Oberbefehlshaber der Heeresgruppe «Nordukraine», in Galizien am 16. August so frühzeitig erreicht, dass er bereits am Vormittag des 17. 8. in Paris eintrifft. Hitler war jetzt fest davon überzeugt, dass er Kluge sofort absetzen und von der Westfront entfernen muss, weil dieser insgeheim mit dem Feinde verhandle. Ganz allein zu diesem Zweck sei er in den Kessel hineingefahren.

Generaloberst Guderian bestätigt dies in seinen «Erinnerungen eines Soldaten», wenn er schreibt: «Ganz verzweifelt war Hitler über die Nachricht, dass der Feldmarschall von Kluge von einer Frontfahrt nicht zurückgekehrt sei. Er vermutete, der Feldmarschall habe Verbindung mit dem Feinde aufgenommen. Daher befahl er ihn zur Berichterstattung ins Führerhauptquartier.»

Der fürchterliche Verdacht Hitlers kam bereits um 23.55 Uhr in einem Fernschreiben zum Ausdruck, das befehlsgemäss an alle unterstellten Kommandobehörden weitergegeben wurde. Es lautete:

«Chef Wehrmachtführungsstab hat Befehl OKW durchgegeben, dass Funksprüche grundsätzlich von abgehender Stelle mit Namen und Dienstgrad zu unterzeichnen sind, da sonst Kontrolle über vielleicht ‚wilde‘ unmöglich. Sofort an alle Kommandobehörden und Dienststellen weitergeben.»

In Hitlers Augen hatte also der Feldmarschall von Kluge bereits mit dem Feinde gefunkt oder war eines solchen Funkens verdächtig.

Um 22 Uhr war, wie wir wissen, der Oberbefehlshaber West auf dem Gefechtsstand Eberbach eingetroffen. Unmittelbar danach wurde diese freudige Nachricht an die Heeresgruppe B als Funkspruch weitergegeben, aber erst gegen 4 Uhr morgens war sie in La Roche-Guyon entschlüsselt. Diese an sich technisch leicht erklärbare Verzögerung hatte unabsehbare Folgen. Was half es nun, dass der erste Ordonnanzoffizier 10 Minuten vor 5 Uhr die Meldung nach St. Germain telefonierte. Was half es, dass sie sofort ins Führerhauptquartier weitergegeben wurde? Es war bereits zu spät, den Entschluss Hitlers noch einmal umzustossen. Es war auch zu spät, dessen Verdacht auch nur abzuschwächen. Das Schicksal nahm seinen Lauf.

Von dieser Entwicklung, die ihm das Leben kosten sollte, hatte der Feldmarschall Günther von Kluge in dieser Nacht keine Ahnung. Er verbrachte sie auf dem Gefechtsstand der Gruppe Eberbach und hatte zunächst mit dem Oberbefehlshaber und seinem Sohn, dem Chef des Stabes der Gruppe, eine längere Besprechung, die aber nur taktische Dinge berührte. Anfänglich war er entschlossen, im Kessel zu bleiben und das Schicksal der Truppe zu teilen, die in den nächsten Tagen ganz eingeschlossen sein musste. Vielleicht gelang es aber auch unter seiner persönlichen Führung, den Verbindungsschlauch offenzuhalten, wie man das oft in Russland vermocht hatte; dort war freilich die Luftlage nicht mit der im Westen zu vergleichen. Es hat dann dringender Vorstellungen sowohl seines Sohnes wie des Generals Eberbach bedurft, dass der Feldmarschall schliesslich darauf verzichtete. Dann legte er sich zu einer kurzen Nachtruhe nieder.

Am 16. August in aller Frühe machten sich Kluge und Tangermann in ihrem kleinen Volkskübel auf den Rückweg. Der Himmel war bedeckt, und so ging die Fahrt ziemlich glatt und ohne besondere Schwierigkeiten vonstatten. Bereits gegen 11 Uhr vormittags erreichte man das Schlösschen Sepp Dietrichs. Der Befehl Hitlers, den Kluge dort vorfand, erfüllte ihn allerdings schon mit düsteren Ahnungen. Denn dieser Befehl verlangte kategorisch, dass er sofort den Kessel zu verlassen und ausserhalb die Operationen zu leiten habe. Das war deutlich!

Zwischen 11.55 Uhr und 12.07 Uhr führte dann Kluge ein längeres, genau mitgeschriebenes Ferngespräch mit seinem Chef Blumentritt, dem wir die folgenden wichtigen Stellen entnehmen:

Blumentritt: «Wir sind alle so froh, dass Herr Feldmarschall wieder da sind. Oben hat man sich die grösste Sorge gemacht.»

v. *Kluge:* «Ja, ich weiss schon; es war ja auch allerhand. Leider habe ich vier Mann verloren ... Ich spreche von der 5. Panzerarmee; da bin ich jetzt. Ich komme erst heute Abend zurück, aber ich kann von hier aus, wenn es darauf ankommt, auch mit Jodl sprechen. Die Lage bei der 5. Panzerarmee hat sich sehr verschlechtert.»

Blumentritt: «Ich glaube, dass es am besten wäre, wenn Herr Feldmarschall mit Jodl sprechen und ihm einfach sagen, dass wir da vorn freie Hand haben müssen und keinerlei Bindungen mehr.»

v. *Kluge:* «Wenn da etwas befohlen wird, dann ist es stündlich durch die Ereignisse wieder überholt. . . Ich werde nachher Jodl anrufen. (Folgen taktische Einzelheiten über die Lage in Südfrankreich.) Haben Sie sonst noch etwas?»

Blumentritt: «Wir sind froh, dass Herr Feldmarschall wieder da sind.»

v. *Kluge:* «Sagen Sie oben Bescheid, dass ich nun wieder im Lande bin und dass ich die Zügel der Regierung nicht einen Augenblick aus der Hand gegeben habe. Ich habe gestern Abend mit Hauser und Eberbach persönlich gesprochen . . .»

Blumentritt: «Darf ich bitten, bei dem Gespräch mit Jodl nochmals die vorsorgliche Frage zu stellen, dass Herr Feldmarschall freie Hand

bekommen für Verlegung der obersten Führungsstäbe. Sperrle und Krancke haben schon seit gestern diese Frage gestellt. Die ganze Apparatur der Führung ist ja so schwer. Jetzt beim Herankommen der Front – feindliche Spähtruppen sind schon bei Rambouillet – kann unter Umständen die Sache sehr schnell zum Spruch kommen. Dann fällt die Nachrichten-Apparatur und die Zentrale für den gesamten Ob. West-Bereich aus. Man muss freie Hand bekommen, denn bei Chartres ist der Feind sehr stark eingedrungen_f und bei Rambouillet sind heute die ersten Panzerspähwagen im Vorfeld von Versailles festgestellt.»

v. Kluge: «Ich bin im Bilde.»

War der Feldmarschall Günther von Kluge tatsächlich so gut im Bilde? Taktisch sicherlich, aber auch in Bezug auf sein persönliches Schicksal? Der Wortlaut des Ferngesprächs ist nicht erhalten, das er am gleichen Tage vom Panzer-AOK 5 aus mit Jodl geführt hat. Aber auch dieses Gespräch ging wohl nur um taktische Einzelheiten; die freie Hand zur Führung der Operationen, die so notwendig gewesen wäre, hat Kluge nicht bekommen. Auch alle Vorstellungen Blumentritts beim Wehrmachtsführungsstab blieben vergeblich. Am gleichen Abend des 16. August kehrte der Oberbefehlshaber dann nach La Roche-Guyon zurück. Wie Blumentritt gesagt hatte, waren die Hauptquartiere bereits gefährdet. Am 17. August näherten sich die feindlichen Panzerspitzen über Dreux der unteren Seine bei Mantes. In La Roche-Guyon wurde der Gefechtslärm von einer Stunde zur anderen lauter.

Aber den Feldmarschall von Kluge kümmerte das wenig. Er hatte andere Sorgen als die um seine persönliche Sicherheit. Äusserlich hielt er noch die Zügel der Regierung fest in der Hand, wie er gesagt hatte; er führte auch noch Besprechungen mit dem neuen Komman-

danten von Gross-Paris, Generalleutnant von Choltitz, und dem Militärbefehlshaber General Kitzinger, aber das war nur, was zur üblichen «Routine» gehört hat. Er erlebte auch noch am 17. August, dass die Verlegung der obersten Führungsstäbe freigegeben wurde. Aber in Wirklichkeit beschäftigte sich Kluge schon mit ganz anderen Dingen.

Das Herz des alten Soldaten hing an der Truppe. Man mag das belächeln oder bewundern – es war nun einmal nicht anders. So gab er am 17. August den Befehl, dass der Gefechtsstand der Heeresgruppe B zunächst in La Roche-Guyon bleiben und nicht verlegt werden sollte. Wiederum war es die Front, die Kluge anzog. Aber was half das alles, dass er die Gefahr und vielleicht den Tod suchte? Am Vormittag dieses 17. August war sein von Hitler ernannter Nachfolger, Generalfeldmarschall Model, bereits in Paris. Er trug das Schreiben, das Kluge absetzte, bei sich in der Brusttasche. Kluge war von Hitler nicht unterrichtet.

Erst um 19 Uhr abends an diesem 17. August kam ein Fernschreiben des Führerhauptquartiers mit folgendem Wortlaut:

«Der Oberbefehlshaber West und Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B, Generalfeldmarschall von Kluge, wird in die Führerreserve versetzt. Gleichzeitig wird Feldmarschall Model zum Oberbefehlshaber West und zum Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B ernannt.»

Bereits eine Stunde später, also um 20 Uhr abends, traf Model in La Roche-Guyon ein und überreichte nach kurzer Begrüssung seinem Vorgänger ein Handschreiben Hitlers.

Neunundzwanzigstes Kapitel

DAS ENDE KLUGES

Am Abend des 17. August 1944 war praktisch bereits das Todesurteil über Feldmarschall von Kluge gesprochen. Nach aussen hin blieb zwar noch das Dekorum gewahrt, als der Nachfolger Model in La Roche-Guyon erschien und Kluge mit der Verbeugung des Jüngeren Hitlers Handschreiben überreichte, aber das Handschreiben war kühl und nur in konventionellen Formeln gehalten. An der Tatsache der Absetzung war nicht zu deuteln. So konnte man schon voraussagen, was folgen würde: «Berichterstattung» im Hauptquartier, kriegsgerichtliche Untersuchung und dann wahrscheinlich Zugriff der Gestapo. Dem Urteil des Volksgerichtshofs stand nichts mehr im Wege. Ob dieses nun wegen Hoch- und Landesverrats, Mitwisserschaft oder Begünstigung erfolgte – an dem Endergebnis war nicht zu zweifeln.

Die hohen Stäbe im Westen waren in heller Aufregung. General Speidel rief Blumentritt an und bat ihn, nach La Roche-Guyon zu kommen: Feldmarschall Model sei eingetroffen. Blumentritt setzte sich sofort in den Wagen, fuhr in rasendem Tempo und meldete sich schon eine Stunde später bei dem neuen Oberbefehlshaber. Model war forsch und ein wenig grossspurig wie immer. Er erklärte, dass er von Hitler 200'000 Mann Nachersatz verlangen werde und 30 Divisionen aus dem Osten! Das war natürlich ein Unding bei der damaligen Lage an der Ostfront. Immerhin schickte er sofort eine drastische Lagebeurteilung an Hitler, in die diese Forderungen aufgenommen wurden. Er erklärte auch rundheraus, dass die Westfront

nicht mehr gehalten werden könne, wenn man sie nicht bewillige. Im Augenblick konnte sich das der neue Oberbefehlshaber leisten, denn er trug ja nicht die Verantwortung für die furchtbar verfahrenere Lage. Obwohl er natürlich sah, dass die Katastrophe herannahte, liess sich seine Aktivität dadurch in keiner Weise beirren. Hinter ihm stand das höchste Vertrauen des Führers. Model dachte wohl nicht daran, dass es vor sieben bis acht Wochen auch noch hinter Kluge gestanden hatte!

Nach der ersten Besprechung mit Model meldete sich Blumentritt noch einmal bei seinem alten Oberbefehlshaber. Er traf ihn allein in seinem grossen Arbeitszimmer, gedankenverloren am Schreibtisch sitzend. Auf die Lagekarte pochend, die vor ihm lag, sagte er: «Hier bei Avranches geht mein guter Soldatename zugrunde. Kennen Sie das Buch des alten Moltke, das er zur Ehrenrettung seines Gegners, des Generals Benedek, schrieb? Für mich wird kein Moltke eintreten!» Blumentritt kannte das Buch. Aber was sollte er Kluge sagen, um ihn zu trösten? Innerlich musste er seinem alten Oberbefehlshaber doch recht geben, mit dem er so viele entscheidende Stunden geteilt hatte. So erwiderte er nur: im deutschen Volk wie bei den Frontsoldaten habe der Name Günther von Kluge den besten Klang. Das würde au di weiter der Fall sein., selbst wenn jetzt die Niederlage hereinbreche, denn die Niederlage sei doch gewiss nicht von Kluge verschuldet. Mit diesen und ähnlichen Argumenten versuchte Blumentritt den scheidenden Oberbefehlshaber aufzurichten.

Aber der Trost schien nicht sehr zu verfangen. «Es ist doch alles zu Ende!» sagte der Feldmarschall niedergeschlagen. Am nächsten Tag wollte er mit dem Kraftwagen nach Hause fahren, um sich wenigstens kurze Zeit auf seinem Gut Böhne bei Rathenow zu erholen. Er sprach nicht von dem, was folgen würde. So kam nun der Abschied zwischen den beiden Männern. Der Feldmarschall dankte seinem alten Chef für die Dienste, auch für die menschlichen, die er ihm im Osten und Westen geleistet hatte. «Grüssen Sie auch Ihre Frau und Ihre Kinder.» Es fiel Blumentritt nicht leicht, in diesem erschlitternden Augenblick konventionell zu bleiben. Kluge merkte das. Auf

einmal richtete er sich am Schreibtisch auf und sagte: «Blumentritt, es ist nicht so schwer!» Der General glaubte, dass sich der Feldmarschall nun wieder gefasst habe, und brachte seine Freude darüber zum Ausdruck. Aber in Wirklichkeit meinte Kluge mit dieser Bemerkung nur die Absicht, seinem Leben ein Ende zu machen. Er erzählte auch von dem Brief, den er an Hitler geschrieben, um ihm zu versichern, er habe das Menschenmögliche versucht, die Lage im Westen zu meistern.

Kluge zeigte dann noch das Handschreiben Hitlers, das Model überbracht hatte. Es war höflich, aber ohne Wärme.

Die brüske Ablösung, ja Absetzung hatte den Ehrgeiz Kluges ins Mark getroffen. Rückhaltloser als vor seinem Chef brachte er das seinem Begleitoffizier Oberleutnant Tangermann gegenüber zum Ausdruck. Dabei gebrauchte er heftige Worte. Er sprach auch davon, dass ihn in der Heimat nichts Gutes erwarte.

Am 18. August, also am Tag nach dem Eintreffen Models, rüstete Kluge zur Reise. Am Morgen wies er Tangermann an, niemanden zu ihm hereinzulassen, er habe wichtige Briefe zu schreiben. Am Nachmittag übergab er ihm dann einen Brief an seine Frau mit dem Auftrag, ihn durch die Feldpost zu befördern. Das machte den Oberleutnant natürlich stutzig, da es doch feststand, dass Kluge am nächsten Morgen nach Hause fahren werde. Damit war klar, welche Absichten der Feldmarschall verfolgte. Er schien vorauszusetzen, dass Tangermann dies ohne Worte verstehe. Später übergab Kluge auch noch einen Brief an seinen Sohn, den Oberstleutnant von Kluge, und schliesslich auch einen an Hitler. Dieser, so machte er seinem Ordonnanzoffizier zur Pflicht, sollte über Sepp Dietrich geleitet werden. Denn diesem vertraute er und betrachtete ihn als Gewährsmann dafür, dass er auch wirklich in Hitlers Hände gelange.

Die Nacht vom 18. auf den 19. August wurde so unruhig wie keine, die der Stab der Heeresgruppe bisher in Frankreich erlebt hatte. Am 18. war Feldmarschall Model mit General Speidel zu den Frontstäben gefahren, um ein persönliches Bild von der Lage zu gewinnen, Blumentritt war wieder nach St. Germain zurückgekehrt. So war es Kluge allein, der noch in La Roche-Guyon blieb. Der Ge-

fechtslärm der Front liess schon die Fensterscheiben erzittern. Es kamen Nachrichten, die Alliierten hätten die Einschliessung der deutschen Truppen südlich Falaise vollendet; auch an der Meldung war nicht zu zweifeln, dass die Amerikaner mit den Spitzen von zwei Divisionen bereits die Seine unterhalb des Gefechtsstandes erreicht hatten und mit gepanzerter Aufklärung über den Fluss setzten. Im Laufe des Tages fielen die ersten Schüsse von leichter Artillerie und Granatwerfern auf Schloss und Ortschaft La Roche-Guyon. Auch in der darauffolgenden Nacht kam das Feuer nicht mehr zur Ruhe. So war an Schlaf kaum mehr zu denken. In Hast wurden die letzten Gepäckstücke des Stabes verladen.

Im ersten Morgengrauen des 19. August verliess Feldmarschall Günther von Kluge mit seinem Begleitoffizier und einer kleinen Sicherungsstaffel La Roche-Guyon. Die Amerikaner waren um diese Zeit bereits bei Vernon und Mantes über die Seine gegangen. So musste man schon nach Norden fahren, um den Angreifern auszuweichen. Wie leicht wäre es damals für Kluge gewesen, sich noch fangen zu lassen: wäre er nur in Richtung Paris gefahren, wäre er höchstwahrscheinlich direkt in die amerikanischen Spitzen hineingekommen. Aber das war es ja, was seinem «preussischen Stil» nicht entsprach, nie entsprochen hätte!

Tangermann fuhr mit im Wagen des Feldmarschalls, als man sich nun im Morgengrauen von La Roche-Guyon absetzte und den Kühler nach Norden richtete. Wie er erzählt, herrschte eine eigenartige, nicht zu schildernde Stimmung in dem schnellfahrenden Wagen. Der Feldmarschall führte Selbstgespräche, ohne auf seinen Begleiter zu achten. Immer wieder murmelte er vor sich hin: «Das überlebe ich nicht, das kann ich einfach nicht ertragen, jetzt in dieser Situation von meiner Truppe wegzugehen und sie ihrem Schicksal zu überlassen.»

In den Vormittagsstunden erreichte man den Wald von Compiègne. Eine kurze Rast wurde eingelegt. Kluge ging unruhig auf und ab und sprach weiter davon, wie unerträglich es für ihn sei, jetzt auf und davon zu gehen. Tangermann versuchte, ihn durch den Hinweis auf seine körperliche Erschöpfung zu beruhigen. Aber es war ver-

geblich. So ganz und gar ist Günther von Kluge Soldat und Nur-Militär gewesen. Mit seinem militärischen Auftrag als Oberbefehlshaber endete auch sein Leben.

Von Compiègne aus fuhr man weiter in östlicher Richtung, nun über die alten Schlachtfelder des ersten Weltkriegs, ähnlich wie seinerzeit Stülpnagel. Es war inzwischen Mittag geworden, und eine glühend heiße Augustsonne brannte herab. Kluge befahl eine Mittagrast, als man die Gegend westlich Verdun erreichte. Ostwärts der Aire, zwischen Clermont-en-Argonnes und Dombasle, liess Tangermann neben der Hauptstrasse halten. Man wollte einen kleinen Imbiss zu sich nehmen. Einige Schritte abseits von seinen Leuten, im Schatten eines Gebüsches, liess sich der Feldmarschall eine Decke ausbreiten und sein Frühstück geben, wie er es immer bei solchen Aufenthalten zu tun pflegte. Dann bat er Tangermann um einen Briefumschlag: er habe noch einen Brief an seinen Bruder, Generalleutnant von Kluge, zu schreiben. Nach einer Weile übergab er auch diesen mit der Bitte, ihn durch die Feldpost befördern zu lassen. Und dann sagte er noch: «Lassen Sie in einer Werteistunde alles fertigmachen, dann wollen wir weiterfahren.»

Aber diese Weiterfahrt hat der Feldmarschall Günther von Kluge nicht mehr erlebt. Sein Ordonnanzoffizier hatte sich gerade von ihm entfernt, um das Nötige anzuordnen, da muss Kluge die Glasphiole zerbrochen und das Zyankali genommen haben. Wie am 14. Oktober bei Rommel, so wirkte es auch bei Kluge schon nach wenigen Augenblicken tödlich. Ahnungslos trat die persönliche Ordonnanz heran, um die Weiterfahrt vorzubereiten. Da lag der Feldmarschall ausgestreckt, stumm für ewig. Der Mann war selbst zu Tode erschrocken und brach in Schreckensschreie aus. Böses ahnend, lief Tangermann herbei, als er dies hörte. Sich über den reglos Daliegenden beugend, konnte er nur noch feststellen, wie unheimlich schnell das Zyankali gewirkt hatte.

Das war das Ende Günther von Kluges am 19. August 1944, kaum einen Monat nach dem 20. Juli. Er hatte seinen Treueid auf Hitler gehalten, ja mit dem Tode besiegelt. Als gehorsamer Soldat musste er nicht nur Avranches, Mortain und die Schlacht im Westen verlie-

ren, sondern auch seinen Namen mit einer Niederlage verknüpfen, die den entsetzlichen Anfang der totalen Katastrophe bedeutete.

Günther von Kluge ist einen tragischen Tod gestorben. Er war wohl der Mitwisser «hochverräterischer» Pläne des Jahres 1943, aber wohl kaum des Attentats vom Juli 1944. Streng rechtlich hätte er dafür nicht zur Verantwortung gezogen werden dürfen. Trotzdem ist er Hitlers Verfolgungswahn und Rachsucht zum Opfer gefallen. So musste er früher sterben als sein Gegenspieler Karl Heinrich von Stülpnagel, gegen den er sich wohl nicht so kameradschaftlich benommen hatte, wie man das in früheren Zeiten getan hätte. Es mag darum merkwürdig berühren, dass Günther von Kluge, als er das Gift nahm, nur einige 16 Kilometer Luftlinie von jener Stelle am Maaskanal entfernt war, an der der als Mensch und Charakter grössere Karl Heinrich von Stülpnagel am 21. Juli die Waffe gegen sich selber gerichtet hatte. Wie diesem und dem grossen Soldaten Rommel, so war es dem hervorragenden Militär und Frontbefehlshaber von Kluge im Hitlerkrieg nicht vergönnt, vor dem Feind durch eine ehrliche Kugel zu sterben. Kluge, Rommel, Stülpnagel, sie hatten nur die Wahl zwischen Selbstmord und Strick. Der Moloch «Totalitarismus» wollte es nicht anders – er will es nie anders, wie immer wieder die Vernichtung von ganzen Führungsschichten in den ihm hörigen Staaten beweist.

Der Selbstmord Kluges ist damals zunächst verheimlicht worden. Am 20. August, also einen Tag nach seiner Abfahrt von La Roche-Guyon, wurde der Stab Ob. West bereits durch die Schreckenskunde erschüttert: der Feldmarschall ist tot, im Auto einem Herzschlag erlegen. Oberst Abbé, der erste Adjutant, telefonierte es aus Metz an die Führungsabteilung. Blumentritt dachte sofort an Gift, an Selbstmord, schwieg aber wohlweislich. Dann spielte der Draht, wie üblich in solchen Fällen: ein Staatsbegräbnis war vorgesehen, auch eine Grabrede Rundstedts. Aber dann hörte man nichts mehr. An der Front hatte man andere, vordringlichere Sorgen. Denn praktisch war man ja überall auf der Flucht vor den überholend verfolgenden Alli-

ierten. Hohe und höchste Stäbe wurden von ihnen gefangen, darunter der Reststab der unglückseligen 7. Armee, die jetzt General Eberbach führte, nachdem Generaloberst Hausser bei dem Ausbruch aus dem Kessel eine schwere Gesichtsverletzung erlitten hatte. Das Staatsbegräbnis für den Feldmarschall von Kluge wurde abgesagt. Ende August erhielt Blumentritt die Mitteilung, Keitel habe die Leiche noch einmal genau untersuchen lassen; dabei sei Gift festgestellt worden. Es war also kein Herzschlag gewesen, sondern ein Selbstmord, das wusste nun auch Hitler. So wurde der Feldmarschall Günther von Kluge ohne Gepränge zu Grabe getragen und in aller Stille in der Familiengruft des Gutes Böhne beerdigt. «Es lastete immer schwerer auf uns», schreibt Blumentritt in Erinnerung an diese entsetzlichen Wochen.

Was aber hatte Kluge an Hitler geschrieben? Der Brief, den der Feldmarschall vor seinem Freitod an diesen gerichtet hatte, ist in Original oder in Abschrift den Alliierten in die Hände gefallen und zuerst von Milton-Shulman in seinem Buch «Die Niederlage im Westen» veröffentlicht worden. Er mag die Leser enttäuschen, die eine Anklage erwarteten oder ein freies Bekenntnis oder ein menschliches Dokument gegenüber dem «Führer» – auch dieser letzte Brief Kluges an Hitler ist von dem Militär geschrieben, der sich vor seinem Obersten Kriegsherrn für eine Niederlage rechtfertigen wollte. Vergeblich sucht man nach einem Hinweis oder auch nur einer Andeutung über den 20. Juli. Der Eidhalter Kluge legte offenbar Wert darauf, als gehorsamer Soldat in der preussischen «Pflichterfüllung» zu sterben, die ihm offensichtlich in seiner Welt das Letzte und Höchste bedeutet hatte. Darin erweist sich noch einmal seine menschliche Grenze und seine persönliche Tragik. Es darf dabei jedoch nicht vergessen werden, dass der Altpreuße Kluge Hitler beschwor, dem Krieg ein Ende zu machen und endlich Frieden zu schliessen.

In dem ersten Teil seines Abschiedsbriefes an Hitler hat sich Kluge fast ausschliesslich mit den Gründen der Katastrophe von Avranches und den militärischen Ursachen des missglückten deutschen Gegenangriffs bei Mortain beschäftigt. Diese Teile sind hier

nicht wiedergegeben. Umso wichtiger für uns und diese Geschichte des 20. Juli in Frankreich sind dagegen die letzten Abschnitte, die wir im Folgenden abdrucken; sie sind es auch deshalb, weil aus ihnen hervorgeht, dass Kluge jenes vielzitierte «Ultimatum» Rommels doch noch an Hitler gesandt hat, wenn auch erst Ende Juli, also bei Eintritt der Katastrophe. Diese Abschnitte lauten:

Mein Führer!

.... Ich glaube, den Anspruch erheben zu können, alles, was in meiner Macht lag, getan zu haben, um die Lage zu meistern. In meinem Begleitschreiben zu dem Memorandum Generalfeldmarschall Rommels, das ich Ihnen übersandte, führte ich bereits aus, wie sich die Lage womöglich entwickeln werde. Sowohl Rommel wie ich, aber wahrscheinlich alle Befehlshaber hier im Westen, die über Kampferfahrung gegenüber den Angloamerikanern mit ihrer Materialüberlegenheit verfügen, sahen die gegenwärtige Entwicklung voraus. Man hat nicht auf uns gehört. Unsere Ansichten waren nicht vom Pessimismus diktiert, sondern einfach durch die Kenntnis der Tatsachen. Ich weiss nicht, ob Generalfeldmarschall Model, der in jeder Hinsicht bewährt ist, die Lage noch wird meistern können. Ich hoffe es von ganzem Herzen. Sollte es aber nicht der Fall sein, und sollten Ihre neuen, sehnlichst herbeigewünschten Waffen, vor allem die der Luftwaffe, keinen Erfolg bringen, dann, mein Führer, entschliessen Sie sich, den Krieg zu beenden. Das deutsche Volk hat solch unsagbare Leiden erduldet, dass es Zeit ist, diesem Schrecken ein Ende zu setzen.

Es muss Mittel und Wege geben, das Ende herbeizuführen und vor allen Dingen zu verhüten, dass das Reich in die bolschewistische Hölle gerät. Das Verhalten einiger Offiziere, die im Osten in Gefangenschaft gerieten, ist mir stets ein Rätsel gewesen. Mein Führer, ich habe immer Ihre Grösse bewundert und Ihre Haltung in diesem gigantischen Kampf und Ihren eisernen Willen, sich selbst und den Nationalsozialismus zu behaupten. Wenn das

Schicksal stärker ist als Ihr Wille und als Ihr Genie, so liegt das im Willen der Vorsehung. Sie haben einen ehrenhaften und grossen Kampf gekämpft. Dieses Zeugnis wird Ihnen die Geschichte ausstellen. Zeigen Sie sich jetzt auch so gross, dem hoffnungslosen Kampf, falls es notwendig ist, ein Ende zu setzen.

Ich scheid von Ihnen, mein Führer, als einer, der Ihnen in dem Bewusstsein, seine Pflicht bis zum äussersten getan zu haben, näherstand, als Sie das vielleicht erkannt haben.

Heil, mein Führer!

18. August 1944.

*von Kluge
Generalfeldmarschall*

Dreissigstes Kapitel

HITLER UND KLUGE

Durch einen merkwürdigen Zufall ist genaue Kunde auf uns gekommen, was und wie Hitler nach dem 15. August 1944 über den Feldmarschall Günther von Kluge gedacht hat. Letzten Endes haben wir dies Martin Bormann zu verdanken. Denn dieser beflissene Liebediener hatte bekanntlich angeordnet, alle «Willensmeinungen» Hitlers mitzustenographieren, und zwar nicht nur die Tischgespräche, die ja seit Ende 1942 aufhörten, sondern vor allem auch seine Äusserungen bei den täglichen Lagebesprechungen oder sonstigen Unterredungen. Jedes «Hitlerwort» sollte womöglich der Nachwelt erhalten bleiben und als neues Evangelium auf künftige Generationen kommen. Ein gewaltiger Wust von Stenogrammen hat sich auf diese Weise im Laufe des Krieges angesammelt.

Aber es kam ja dann alles ganz anders. Angesichts des nahen Zusammenbruchs wurden die Aufzeichnungen Mitte April 1945 aus der Berliner Reichskanzlei, wo sie bisher gelagert hatten, nach dem Obersalzberg bei Berchtesgaden verfrachtet. Nach dem Selbstmord Hitlers wurden sie aber aus naheliegenden Gründen vernichtet oder sollten vernichtet werden. Diese Vernichtung handhabten dann die Beauftragten aus Zeitmangel, Gleichgültigkeit oder anderen Ursachen so nachlässig, dass sie nicht vollständig durchgeführt wurde. Jedenfalls fanden die auf dem Obersalzberg einrückenden Amerikaner anfangs Mai 1945 noch immer zahlreiche Reste halbverbrannter oder nur angebrannter Papiere. Es gab eigene Experten, die sich begierig auf diese dokumentarische Beute stürzten. So ist ein Teil der

Stenogramme gerettet worden; ein Teil der Fragmente hat sich auch wieder zusammenfügen lassen. Solche Bruchstücke hat der Amerikaner Felix Gilbert dann in seinem Buch «Hitler directs his war» herausgegeben. In seinem Buch wird auch der Text einer Besprechung Hitlers mit Generalen veröffentlicht – für unsere Geschichte des 20. Juli in Frankreich von unschätzbare Bedeutung. Sie wirft ein grelles Licht auf die Hintergründe der Ablösung Kluges, wie die von Argwohn, ja von Verfolgungswahn durch und durch schon vergiftete Psyche Hitlers.

Am 29. August war die Hauptverhandlung des Berliner Volksgerichtshofs, auf die wir noch zu sprechen kommen werden. Sie richtete sich gegen die sogenannte Westgruppe, also gegen Stülpnagel, Linstow, Finckh, Hofacker und zwei weitere Generalstabsoffiziere, die zwar nicht selbst im Westen gestanden hatten, aber infolge irgendwelcher Kontakte zu diesem Komplex geschlagen wurden. Diese Hauptverhandlung hatte einige neue Gesichtspunkte ergeben, die vor allem Kluge betrafen. Sie wurden natürlich umgehend an Hitler gemeldet. Daraufhin entschloss sich dieser sofort, sowohl den Chef Ob. West, General Blumentritt, wie den Chef der Heeresgruppe B, Generalleutnant Speidel, abzulösen. An die Stelle Blumentritts sollte Generalleutnant Westphal, bisher Chef bei Kesselring in Italien, an die Speidels Generalleutnant Krebs treten, der von der Heeresgruppe Mitte im Osten einen guten Namen als Chef in Krisenlagen mitbrachte. Westphal und Krebs waren mit dem 20. Juli in keiner Verbindung gestanden. Nun wurden sie am 31. August nach Ostpreussen ins Führerhauptquartier befohlen. Nach den erhaltenen Aufzeichnungen, beziehungsweise deren Bruchstücken, hielt ihnen Hitler in Gegenwart von Feldmarschall Keitel folgende Rede:

«Sie wissen, dass Feldmarschall Kluge Selbstmord begangen hat. Es gibt gewichtige Gründe, anzunehmen, dass er auf jeden Fall verhaftet worden wäre, wenn er nicht Selbstmord begangen hätte. Die Verhandlung des Volksgerichtshofs wurde (deshalb) gestern unterbrochen.

Ich persönlich habe ihn (Kluge) zweimal befördert; ich habe ihm die höchsten Auszeichnungen verliehen und ihm ein grosses Gut ge-

schenkt, so dass er ein Dauerheim hatte, und ich gab ihm eine grosse Zulage zu seinem Gehalt als Feldmarschall. Deshalb bin ich so bitter enttäuscht, wie ich es überhaupt nur sein kann. Die Art seiner Verwicklung mag tragisch gewesen sein. Vielleicht ist er nur hineingeschliddert, ich weiss es nicht. Vielleicht konnte er nicht mehr herausfinden. Er sah, dass eine grosse Gruppe von Offizieren verhaftet wurde, und er fürchtete ihre Aussage. Sein Neffe (Oberstleutnant i. G. Rathgens), der tief verstrickt war, machte vor dem Gericht Angaben, die Präsident Freisler veranlassten, die Verhandlung sofort zu unterbrechen, was korrekt war. Freisler wünschte den Feldmarschall zu vernehmen, aber um diese Zeit war er schon nicht mehr am Leben.»

In der Tat hatte, wie schon gesagt, am 29. August, also zehn Tage nach Kluges Tod, die Hauptverhandlung des Volksgerichtshofes gegen Stülpnagel, Finckh, Linstow, Hofacker und andere stattgefunden. Der Jüngste der Angeklagten, Oberstleutnant i. G. Rathgens, ein Neffe des Feldmarschalls, hatte sich offensichtlich mit jugendlicher Naivität auf Kluge berufen. So sagte er aus, dass er im Juli 1943, als Kluge noch Oberbefehlshaber Mitte war, mit ihm über die Lage gesprochen habe – und damals habe sich Kluge sehr pessimistisch geäussert, vor allem auch über den zu erwartenden Ausgang des Krieges. Rathgens machte diese Aussagen wohlgermerkt nach dem Tode Kluges, als er diesem nach seiner Meinung schon nicht mehr schaden konnte, während er bisher genau so wie alle anderen Angeklagten offensichtlich dichtgehalten hatte. Jetzt erfuhr das Gericht und natürlich sofort auch Hitler: Kluge hatte schon 1943 erwogen, ob man nicht Hitler absetzen, ob ihm nicht die Feldmarschälle der Ostfront ein Ultimatum stellen und den Gehorsam aufkündigen sollten. Diese Absicht allein wog bei Hitler gewaltig. Über die Beweggründe eines so verzweifelten Vorhabens aber machte er sich ebensowenig Gedanken wie über die Motive der Männer des 20. Juli. Er untersuchte auch nicht, wie sich Kluge am 20. Juli verhalten hatte, sondern betrachtete ihn jetzt einfach als Kreatur, die er befördert und mit Wohlthaten überhäuft hatte, und die ihn dann schmähsch verriet.

Hitlers Monolog an die Generale am 31. August ging dann noch weiter. Der Selbstmord Kluges war ihm höchst unangenehm – aber nur aus propagandistischen Gründen. So erklärte er ausdrücklich:

«Ich wünsche nicht, dass das bekannt wird. Ich wünsche nicht, die deutsche Wehrmacht in Schande zu bringen, indem man über diese Geschichten spricht. Wenn jemals herauskommt, dass Feldmarschall Kluge beabsichtigte, nicht nur mit den ganzen Streitkräften im Westen zu kapitulieren, sondern auch selbst daran dachte, zum Feinde überzugehen, so könnte das zwar nicht die komplette Demoralisierung des deutschen Volkes herbeiführen, aber bestimmt würde der Verachtung des Heeres Nahrung gegeben. Aus diesem Grunde wünsche ich, dass darüber Stillschweigen bewahrt wird. Wir sagen nur den Generalen, dass er Selbstmord begangen hat. Er hat auch Selbstmord begangen. Die ersten Berichte waren falsch. Zuerst hiess es, dass er einen Gehirnschlag erlitten habe.»

Nach dem erhaltenen, wenn auch recht summarischen Bericht, den wir in Folgendem noch im Auszug veröffentlichen, ist, wie gesagt, zur Sprache gekommen, dass Feldmarschall von Kluge im Sommer 1943 eine stark gegnerische Stellung zu Hitler eingenommen hat. Die Unterstellung, er habe mit den ganzen Streitkräften im Westen kapitulieren wollen, stammt also höchstwahrscheinlich von jenem ungenannten Luftwaffengeneral, der sie auch Guderian mitteilte. In Wirklichkeit war dies aber nicht Kluges, sondern Rommels Absicht, wie wir wissen, während der unentschlossene Kluge nur zeitweise mit dem Gedanken gespielt hat. In Hitlers schon krankem Gehirn ist dann aus den ihm gegenüber geäusserten Behauptungen ohne weitere Nachprüfung eine Schauergeschichte über die Fahrt in den Kessel entstanden, so dass er behauptete, Kluge habe zum Feinde überlaufen wollen. Leider fehlen gerade in diesem Passus des Textes wichtige Stellen. Nach dem, was erhalten ist, sagte Hitler des Weiteren zu den Generalen über Kluges Fahrt in den Kessel:

« ... In Wirklichkeit wartete er (Kluge) auf einen englischen Spähtrupp. Sie verfehlten einander. Er hatte seinen Generalstabsoffizier

(Major Behr) fortgeschickt. Die ganze Geschichte glückte nicht. Englische und amerikanische Patrouillen stiessen vor, aber offensichtlich kam kein Kontakt zustande. Er sandte auch seinen Sohn in den Kessel.»

So hat also die kranke Einbildungskraft Hitlers die Ereignisse des 15. August im Raum von Falaise gedeutet. Die Wirklichkeit aber war anders, wie wir heute wissen. Schon damals hätte man das genauer ermitteln können, wenn man zum Beispiel nur den Begleitoffizier Kluges einvernommen hätte. Aber das hat man einfach unterlassen, vielleicht auch deshalb, weil man kein Aufsehen um den «Fall Kluge» erregen wollte. Krankhafter Argwohn, ja offener Verfolgungswahn waren in Hitler inzwischen bis zu Zwangsvorstellungen gediehen, die nach dem Tode des Feldmarschalls auch noch dessen soldatische Ehre vernichteten.

Der Verdacht gegen den Stab der Heeresgruppe B

Nach der Verhandlung des Volksgerichtshofs am 29. August war Hitlers Argwohn auf das höchste gestiegen. Er hatte veranlasst, dass Blumentritt und Speidel sofort abgelöst wurden. Seinen Verdacht gegen den Stab der Heeresgruppe B äusserte er folgendermassen: «Ich muss sagen, da stimmt Verschiedenes nicht mit dem Stab der 7. Armee» –, womit er aber die Heeresgruppe B meinte; er wurde von Keitel auch auf diesen Irrtum aufmerksam gemacht. In diesem Zusammenhang sagte Hitler dann weiter zu General Krebs: «Ich denke, es wäre ein guter Einfall, wenn Sie einen besonders zuverlässigen Mann mitnehmen und alle Massnahmen treffen, die notwendig sind, um diesen Stab auszukehren.» Er erging sich dann noch in weiteren heftigen Anklagen gegen das Heer, indem er sagte: «Alle Dinge, die sich bei der (Heeresgruppe) Mitte ereignet haben, die Geschichten, die jetzt erst ans Licht kommen, die Schmach, dass es deutsche Offiziere gibt, die sich bereitfinden, am feindlichen Rundfunk zu sprechen, die Tatsache, dass deutsche Offiziere und Generale kapitulieren – all das kann nicht mit dem verglichen werden, was sich im We-

sten ereignete. Das war die unerhörteste Geschichte, die jemals passiert ist.» Diese Vorwürfe und Unterstellungen Hitlers bezogen sich vornehmlich auf den Stab der Heeresgruppe B, wie wir inzwischen wissen. Er betrachtete ihn bereits mehr oder minder als eine «Verräterclique» und hatte nun einen Sündenbock für die vollkommene Niederlage im Westen. Sein besonderer Hass richtete sich gegen Feldmarschall von Kluge, der sich inzwischen vergiftet hatte, aber aus ganz anderen Gründen – und dann gegen dessen Generalstabschef Dr. Hans Speidel. Auf den früheren Oberbefehlshaber Rommel war bis zum 31. August jedoch offenbar noch kein Verdacht gefallen, denn gerade bei dieser Besprechung bezeichnete Hitler Rommel noch immer als einen ausserordentlich tapferen und auch unternehmenden Truppenführer. Nur billigte er ihm keine Ausdauer zu und bezeichnete den Feldmarschall als «kompletten Pessimisten», sobald die geringsten Schwierigkeiten auftauchten. Das bestätigte Keitel natürlich beflissen. Positiv war das Urteil Hitlers in dieser Unterredung dagegen über den Stab des Oberbefehlshabers West, als er sich nun an dessen neuen Chef, Generalleutnant Westphal, wandte und sagte:

«Ich denke, Westphal, Sie werden einen Stab übernehmen, der kaum in Mitleidenschaft gezogen wurde. Der erste von allen, Feldmarschall von Rundstedt (*der jetzt diesen Stab von Neuem übernehmen sollte. Anmerk. d. Herausg.*), ist zuverlässig und anständig. Dann Blumentritt, er ist vollkommen in Ordnung und hat den besten Ruf. Es wird wohl keine Mühe machen, einen Stab wie diesen zu führen. Er wird wohl auch sehr verärgert sein über das, was sich in den (*anderen*) Hauptquartieren ereignete. Aber das sagt ja nichts gegen ihn.»

Zum Abschluss dieser denkwürdigen Besprechung am 31. August, die ein so grelles Licht auf ihn wirft, äusserte sich Hitler auch noch über die Verschwörung des 20. Juli im Generalstab des Heeres. Nach den erhaltenen Stenogrammen sagte er darüber:

«In der Generalstabsabteilung, die Gerke leitete (*Transportabteilung*) – der ist selber vollkommen in Ordnung –, gibt es keine einzige Person, die irgendetwas mit der Verschwörung zu tun hat, die man

da anstiftete. Dagegen wurden in den anderen Abteilungen – Generalquartiermeister, Operationsabteilung, Fremde Heere und so weiter – diese schändlichen Geschichten gemacht von den Chefs bis herunter. Was da geschah, war gegen mich gerichtet. Wenn es Erfolg gehabt hätte, wäre es zu einer Katastrophe für Deutschland gekommen. Die Tatsache, dass es nicht glückte, gibt uns nun Gelegenheit, Deutschland von diesem Krebsgeschwür zu befreien. Aber der Schaden, den es unserer auswärtigen Politik zugefügt hat, unserem Prestige bei Rumänen, Bulgaren, Türken und Finnen und bei all den anderen Neutralen – das kann gar nicht überschätzt werden.» (Folgt eine verstümmelte und darum unverständliche Stelle, die 9. und 10. SS-Panzerdivision betreffend). Hitler fährt dann fort:

«Diese Leute dachten, sie könnten entweder mit den Engländern gegen die Russen gehen, oder zweitens, die Schulenburg-Richtung, mit den Russen gegen die Engländer, oder die dritte und verrückteste Ideenrichtung, die meinte, sie könnten den einen gegen den anderen ausspielen. Unglaublich naiv . . . Wenn man sich diese Leute ansieht, Stieff und die anderen, so ist deren Niveau wirklich unglaublich niedrig. Ich entliess einen Mann wie General Hoepfner nicht allein, weil er einen Befehl nicht ausführte, sondern auch weil er ein so kleines Kaliber war. Sogar Kluge war überzeugt, dass er zu gehen habe. Die Ereignisse haben gezeigt, wie recht ich hatte. Bei der Verhandlung konnte ja jedermann im Gerichtssaal sehen, was für kleine Leute diese Burschen waren. Die Beisitzer fragten, wie solche Figuren überhaupt Offiziere werden konnten. Ja, wie konnten sie das? Ich musste nehmen, was zur Verfügung stand, und versuchte das Beste aus diesem Material zu machen.»

Der lange versteckte Hass gegen die Offiziere und Generale des Heeres, das tiefe Ressentiment des Mannes, der nie Unteroffizier geworden, brach jetzt hemmungslos hervor und ging dazu über, sich auszutoben. Er befriedigte sich nach dem 20. Juli gründlich, ja bestialisch, und hatte dabei den Vorteil, für die herannahende Katastrophe vor dem nichtsahnenden Volk noch Sündenböcke zu finden. Dabei bedachte er keine Sekunde, dass es doch gerade die Elite des al-

ten Heeres, der Generalstab war, der sich gegen seine militärische Führung auflehnte, weil er Hitlers wahrhaft blutigen Dilettantismus erkannte. Man muss dabei bedenken, dass bis zum Herbst 1942, also bis zur Verabschiedung Halders, diese militärisch durchgebildeten Fachleute auch noch ein Wort mitzureden hatten – und dass erst dann die Amateurstrategie, die allein mit dem Starrsinn den Krieg gewinnen wollte, über die bessere Einsicht des durchgebildeten Generalstabs triumphierte. Die erste Quittung erhielt die militärische Diktatur Hitlers bei Stalingrad. Aber auch dadurch liess er sich nicht belehren. Deshalb und nur deshalb sind die Rumänen, Bulgaren, Finnen und Türken schliesslich unsicher geworden, begannen mit Recht an dem Genie Hitlers zu zweifeln und streckten Fühler aus nach der anderen Seite. Der 20. Juli war nur der letzte Tropfen, der die Schale des berechtigten Misstrauens dieser Verbündeten zum Überlaufen brachte. Aber auch in diesem Fall legte sich Hitler, unbelehrbar wie er nun einmal war, die Ereignisse zurecht, wie er sie eben brauchte.

Die Verhaftung Speidels

In der Besprechung im Führerhauptquartier am 31. August 1944 war praktisch der Stab über den Chef der Heeresgruppe B, Generalleutnant Speidel, gebrochen. Bei dem fluchtartigen Rückzug des Westheeres in diesen Tagen dauerte es allerdings noch bis zum 5. September, bis General Krebs den Stab der Heeresgruppe erreichte. Ohne vorherige Ankündigung wurde Speidel in die «Führerreserve» versetzt – und wusste natürlich sofort, was diese Versetzung bedeutete. Aber er wusste noch nicht, welche Vorwürfe man gegen ihn erheben würde. So wollte er zunächst zu seiner Familie nach Freudensstadt im Schwarzwald fahren, um dort einen kurzen Urlaub zu verbringen – und von ihr Abschied zu nehmen. Von bösen Ahnungen getrieben, nahm er seinen Weg vorher noch über den Stab Ob. West, der inzwischen sein Hauptquartier nach Höhr-Grenzhausen ostwärts Koblenz hatte verlegen müssen. Auch General Blumentritt hatte in-

zwischen seinen Ablösungsbefehl erhalten; wie vorgesehen, war er durch Generalleutnant Westphal ersetzt worden. Ausserdem war ein Telegramm gekommen, er solle sich am 15. September im Führerhauptquartier melden. Hiess auch das: «Zur Berichterstattung»? Wie Speidel, so war auch Blumentritt nach dem Selbstmord Kluges in Unruhe und Sorge. Aber begreiflicherweise war die Sorge bei Speidel grösser.

Die beiden Generale gingen eine Stunde allein miteinander spazieren. Man hatte keine Geheimnisse voreinander. Da der jüngere mehr gefährdet erschien als der ältere, so bot sich Blumentritt dem Kameraden Speidel gegenüber als Zeuge an, wenn er ihn brauchen sollte. Es sei ja niemals von einem Anschlag gesprochen worden, immer nur von der ersten Lage und schliesslich von der Notwendigkeit einer Demarche bei Hitler. Im Übrigen wusste man freilich nicht, ob und wer in Berlin den General Speidel belastet hatte. Er war nun einmal der Generalstabschef der Heeresgruppe, die das besondere Misstrauen Hitlers erregte.

Generalleutnant Krebs, der Speidel ablöste, hatte in dieser Richtung einige Andeutungen gemacht, während sich Westphal Blumentritt gegenüber nicht weiter geäussert hatte – mit Recht, wie wir heute wissen. Blumentritt und Speidel trennten sich nach diesem Spaziergang und der offenen Aussprache herzlich und kameradschaftlich mit guten gegenseitigen Wünschen. Jeder von ihnen wusste, dass es sehr fraglich war, wann man sich wieder sehen werde – und unter welchen Verhältnissen.

General Speidel fuhr weiter. Nach dieser Aussprache hielt er es für angebracht, direkt nach Herrlingen bei Ulm zu fahren und seinen alten Oberbefehlshaber, Generalfeldmarschall Rommel zu warnen. Es war Gefahr im Verzuge – wie und in welchem Ausmass, darüber allerdings tastete man noch im Dunkeln. Schweren Herzens fuhr Speidel zu seiner Familie nach Freudenstadt. Am 7. September in aller Frühe wurde er aus seinem Hause heraus von der Gestapo verhaftet. Er musste den dunklen Weg gehen, den so viele Generalstabsoffiziere des Heeres in diesen Wochen angetreten haben.

Und Blumentritt?

General Blumentritt war glücklicher. Aber er wusste es noch nicht, als er abgelöst wurde. Es war ihm unbekannt, dass er von Hitler ein so ausgezeichnetes Zeugnis erhalten hatte. Schliesslich war er nun einmal der oberste Generalstabschef Kluges im Westen – und auf diese Weise mit in die Niederlage wie in das tragische Schicksal des Selbstmörders verwickelt. Aber Blumentritt wusste noch nichts von seinen Fürsprechern. Wahrscheinlich waren Rundstedt und Oberg die Leumundszeugen bei Hitler, die ihn herausrissen. Am 13. September sollte er sich im Führerhauptquartier melden. Worüber ging seine Berichterstattung? Über die Niederlage im Westen? Über den Selbstmord Kluges, über den 20. Juli in Frankreich? Nach der Verhaftung Speidels, die ihm natürlich bekannt wurde, tastete der General vollends im Dunkeln. In den Tagen bis zum 13. September war er in einer schrecklichen Unruhe, auch bei dem kurzen Urlaub bei seiner Familie, bei der er doch den glücklichen Vater und Gatten spielen musste. Unglückliche Zufälle verstärkten in diesen Tagen noch den Verdacht, dass die Gestapo hinter ihm her sei und ihn «beschattete». Als er ins Führerhauptquartier kam, wurde er von der nächsten Umgebung Hitlers auffallend frostig empfangen. Es war also doch die «Berichterstattung», die noch jedem die Freiheit gekostet hatte, wenn nicht das Leben.

Dann stand General Blumentritt endlich vor Hitler. Der Führer war um diese Zeit schon ein menschliches Wrack geworden, mit dem Kopf zitternd und das linke Bein nachziehend, so dass Blumentritt erschrak, als er ihn wiedersah. Auf diesen kranken Mann also richtete sich die letzte Hoffnung des Reiches und Volkes. Was würde er zu ihm sagen, würde er einen seiner schrecklichen Wutanfälle bekommen? Nichts dergleichen geschah. Es gab keine hochnotpeinliche Unterredung; es gab auch keine lange Berichterstattung über die Niederlage im Westen, Hitler schien ganz im Gegenteil einen seiner wenigen menschlichen vernünftigen Augenblicke zu haben. Er sprach ganz ruhig und sachlich mit General Blumentritt, ja er sagte

sogar, dass er die feindliche Luftüberlegenheit unter schätzt habe. Daran werde er künftighin denken, denn schon habe er neue Pläne. Am Ende der Unterredung wurde General Blumentritt zu seiner eigenen Überraschung nicht nur in Gnaden entlassen, er erhielt auch das Ritterkreuz aus der Hand Adolf Hitlers: sein alter Oberbefehlshaber Rundstedt hatte dies schon lange für ihn beantragt. Als er den Führerbunker verliess, wusste Blumentritt auch, dass er den glücklichen Ausgang nicht zuletzt der Kameradschaft Oberg's zu danken hatte.

Kurze Zeit später wurde der General d. Inf. Günther Blumentritt zum Oberbefehlshaber der 20. Armee ernannt. Die Armee kämpfte im nördlichen Holland. Sie war es auch, die bei Arnhem die britische Luftlandung zerschlug und Nordholland noch lange gegen den Ansturm der Alliierten verteidigte. Aber dieser militärischen Erfolge ist Blumentritt nicht mehr froh geworden. Was war mit den Kameraden? Mit dem stärksten Anteil verfolgte der General ihr weiteres Schicksal. Der innere Druck wollte nicht nachlassen. So kam es, dass sich Günther Blumentritt in britischer Gefangenschaft Ende 1945 durch die Niederschrift seiner Erlebnisse um den 20. Juli in Frankreich von diesem inneren Druck befreit hat.

Fünfter Teil

DIE OPFER

Einunddreissigstes Kapitel

DIE VERNICHTUNG DER EHRE

Hitlers Rache an den Männern des 20. Juli war entsetzlich und unersättlich. Wie sie vernichtet und welcher Methoden sie sich dabei bedient hat, ist freilich erst nach dem Kriege in vollem Umfang bekanntgeworden – es gab für sie keine Gnade, keine früheren Verdienste, keine mildernden Umstände. Nach dem SS-Bericht über den 20. Juli, der nach den heutigen Kenntnissen der Ereignisse volle Glaubwürdigkeit verdient, liess sich Hitler täglich über den Fortgang der Untersuchung berichten und gab in die Aufklärungsarbeit hinein seine scharfen Befehle. In diesen Wochen war dies Hitler sogar das Wichtigste. Er verlangte immer wieder die schnellste Prozessführung und forderte, die Belasteten sofort abzuurteilen und mit dem Strang hinzurichten. Auch die Art ihres Erhängens, nämlich an einem Fleischerhaken und in Serien, ist von Hitler persönlich befohlen worden.

Aber man weiss ja, wie ein Sadist den anderen anzieht. In dem Präsidenten des sogenannten Volksgerichtshofs, Roland Freisler, fand Hitler nicht nur den blinden Vollstrecker seiner Befehle, sondern auch jenen echten «Tschekestern», der dabei seinen eigenen Lebenshass kühlte: Freisler tobte gegen die Angeklagten auch noch persönlich und erniedrigte sie mit den abgefemtesten Mitteln. So hatte er viele von ihnen schon bis zur Hauptverhandlung seelisch völlig fertiggemacht, so dass sie in der Tat vor dem Publikum nur wie «ganz kleine Kaliber» erschienen, wie Hitler gesagt hatte. Die grässliche Theatralik der Hauptverhandlungen war nicht mehr zu überbie-

ten. Schon wenige Monate später hat der Zorn Gottes – man kann es in diesem Fall wirklich nicht anders bezeichnen – Freisler getroffen: bei einem Bombenangriff wurde er im Keller des Volksgerichtshofs von einem niederstürzenden Balken erschlagen.

Bereits am 8. August 1944, also noch nicht drei Wochen nach dem Attentat, fand die erste öffentliche Verhandlung gegen die acht überlebenden Hauptbeteiligten statt. Unter ihnen war der Feldmarschall von Witzleben, der die ersten Befehle als neuer Oberbefehlshaber der Wehrmacht gegeben, waren die Generale Hoepfner, von Hase, der Kommandant von Berlin, und Stieff, der Chef der Organisationsabteilung im Generalstab des Heeres, derselbe, der Kluge und Blumentritt am Abend des 20. Juli die erste Meldung davon gegeben hatte, dass Hitler noch lebte. Sämtliche Angeklagten sind in einem erbärmlichen Zustand vorgeführt und während der Verhandlung von Freisler immer wieder so niedergeschrien worden, dass sie ihre Sache überhaupt nicht vertreten konnten. Aber es war ja von vornherein klar, dass sie als «dumm, feig und verräterisch» und dazu noch als widerwärtige Kreaturen erscheinen mussten – eine diabolische Absicht, die Freisler auch mit den niedrigsten Mitteln erreicht hat: zu diesem Zweck waren zum Beispiel Witzleben Gürtel und Hosenträger abgenommen worden. Es lag ein furchtbares System darin, verdiente Soldaten, vor allem solche aus alten Soldatenfamilien, ostentativ zu erniedrigen und aller persönlichen Würde zu entkleiden. Sie sollten nicht nur als Hoch- und Landesverräter, sondern auch jetzt schon als Sündenböcke des verlorenen Krieges angeprangert werden. Es ist leider kein Zweifel, dass die damals gestellten Bilder zum Teil auch heute noch nachwirken.

Der braune Terror, anfangs hauptsächlich gegen die Juden und alle erdenklichen «Staatsfeinde» gerichtet, wandte sich nun zusammengefasst gegen Generale und Generalstabsoffiziere des Heeres, dieselben, die Hitler in früheren Jahren mit groben wie, mit feineren Mitteln zu verführen, zu teilen und sich einzeln hörig zu machen getrachtet hatte. Der frühere «esprit de Corps», dem man einmal den inneren

Zusammenhalt des Offizierskorps, der Generalität und des Generalstabs verdankte, war durch diese Methoden aufgelöst, ja schon buchstäblich atomisiert worden, wenn man dies auch nicht allenthalben bemerkte. Die Ereignisse des Jahres 1938, vor allem der Fritschprozess, waren das Vorspiel dazu gewesen.

So erklärt sich auch die innere Auflösung, die jetzt in «der» Generalität immer erschreckender sichtbar wurde. Dabei kann von einer persönlichen Schuld schon kaum mehr gesprochen werden. Denn alle Ereignisse hatten, nachdem der christliche Halt zerbrochen oder zerschlagen war, im Verlauf des Dritten Reiches immer wieder die drei Gesichter: ein luziferisches, das mit idealistischen Illusionen oder Einflüsterungen verführte, ein diabolisches, nachdem die verführerische Maske fallen gelassen wurde, bis schliesslich das Satani-sche herrschte und das katastrophale Ende bestimmte. Der Aussenstehende, vor allem der selbstgefällige Pharisäer unter den späteren Siegern, hat dies freilich niemals begriffen, und auch der «Gerechte» wird es von nachhinein schwer verstehen, wenn er sich nicht genau in die damalige Situation zurückversetzt. Jedenfalls gab es Nötigungen, durch die auch honorige Leute zu Dingen getrieben oder gezwungen wurden, die sie wahrscheinlich heute selbst kaum mehr begreifen.

So muss man auch die Angelegenheit des sogenannten Ehrenhofes beurteilen. Man erinnert sich, dass Hitler in seiner Eigenschaft als totaler Diktator den ganzen Komplex des 20. Juli der Gestapo oder, präziser gesagt, dem Reichssicherheitshauptamt überantwortete. Die Wehrmacht hatte in diesem Fall ihre eigene Gerichtsbarkeit völlig verloren. So mochte es immerhin als eine der «Gesten» erscheinen, mit denen man im Dritten Reich sehr geschickt Idealisten und Utopisten immer von Neuem Sand in die Augen streute, dass dem Verfahren wenigstens noch ein soldatischer «Ehrenhof» buchstäblich vorgeschaltet wurde. Er schien an die alten Ehrengerichte zu erinnern, also noch Möglichkeiten offen zu lassen, dass man weiterhin «offiziersmässig» verfare. Man erinnert sich, dass sich Oberg im Westen bei den ersten Vernehmungen gegen die Widerstandskräfte

in diesem Sinne verhalten hatte. Anders dagegen Hitler und sein Gestapofunktionär Obergruppenführer Müller: sie dachten gar nicht daran, dem politischen wie militärischen Feind auch nur ein Quentchen Ehre zu lassen, sie gingen nur darauf aus, zu vernichten. Selbstverständlich hat Hitler dabei sowohl «das Recht» wie die Staatsmoral für sich allein in Anspruch genommen.

In dieser Atmosphäre also wurde der «Ehrenhof» berufen, dessen Mitglieder Hitler persönlich bestimmte. Bekanntlich sind Männer wie Rundstedt und Guderian mit dabei gewesen. Soll man heute darum einen Stein auf sie werfen? Sie haben sich zunächst genau dasselbe gesagt, was sich Blumentritt im Westen, wenn auch unter etwas anderen Umständen sagen musste: dass sie nämlich durch ihre Teilnahme vielleicht das Schlimmste würden verhindern können.

Es muss ja auch anerkannt werden, dass General Blumentritt in Paris dies ja auch tatsächlich erreicht hat. Aber der «Ehrenhof» im Reiche hatte keinen Partner wie Oberg. Hätten seine Mitglieder nein sagen können? Vielleicht! Unter den damaligen Umständen hätte dies aber nicht das geringste am Endergebnis geändert. Sie wurden «berufen», hatten aber keinen Einfluss auf den Gang der Verhandlung. Ja, wie sich herausstellte, durften sie die Beschuldigten nicht einmal persönlich hören. Sie hatten nur noch die Möglichkeit, das Material, das man ihnen vorlegte, daraufhin zu prüfen, ob es den Vorwurf des Hochverrats im Sinne Hitlers rechtfertigte, wenn dies aber der Fall war, dann waren die Angeschuldigten schon automatisch aus der deutschen Wehrmacht ausgestossen. In dieser diabolischen «Technik» war Hitler Meister, wie alle skrupellos von der Wahrheit Abgefallenen. Dann folgte der letzte satanische Akt der physischen Vernichtung mit Schimpf und Schande. Sogar das irdische Andenken der Erhängten sollte förmlich ausgelöscht und zertrampelt werden.

Die Aktivisten des 20. Juli in Frankreich sind diesem satanischen Prozess ebensowenig entgangen wie die in Berlin oder auch die blossen Mitwisser im Reiche. Hitler, jetzt bereits mehr an einen asiatischen Chan als an einen europäischen Diktator von der Art etwa Na-

poleons erinnernd, nahm, wie gesagt, weder auf patriotische Motive und Nöte des militärischen Gewissens, noch auf frühere Taten und Verdienste im Kriege Rücksicht. Keinem der Verurteilten gönnte er die soldatische Kugel. Die grässlichen Umstände sind unterdessen bekannt, unter denen die zum Tode Verurteilten mehr langsam erwürgt als erhängt wurden, von jenen entsetzlichen Filmen ganz zu schweigen, die auf Hitlers eigenen Befehl von der grausamen Exekution gedreht und ihm dann persönlich vorgeführt werden mussten. Damit hat er sich selbst vor der Nachwelt das Urteil gesprochen, bevor er sich selber richtete.

Etwa 700, meist höhere Offiziere, von denen sehr viele nur indirekt mit einer Verschwörung zu tun hatten, sind neben etwa 3'000 Zivilisten im Zusammenhang mit dem 20. Juli bis zum katastrophalen Ende hingerichtet worden, manche, wie Admiral Canaris, der nicht eigentlich zu den Männern des 20. Juli gehört hat, noch in den letzten Wochen des Krieges. Dabei konnte man doch damals bereits mit Händen greifen, wie furchtbar recht sie mit ihrem Widerstand gegen Hitler hatten.

Auch die Pariser Frondeure sind diesem grässlichen Schicksal nicht entgangen, wobei einzelne von ihnen, wie Hofacker, noch einen langen Leidensweg durchzumachen hatten. Nach dem Selbstmord des Feldmarschalls von Kluge fielen Karl Heinrich von Stülpnagel, Caesar von Hofacker, Eberhard Finckh und von Linstow für die gute deutsche Sache. Mit Ausnahme des ersten waren sie alle schon Ende Juli von Paris aus in das Hauptquartier des Reichssicherheitshauptamtes in der Berliner Prinz-Albrecht-Strasse gebracht worden.

Anfang August wurde auch Stülpnagel aus dem Lazarett in Verdun nach Berlin geschafft. Er war völlig erblindet und nach seiner schweren Verletzung noch kaum transportfähig. Aber darauf wurde keine Rücksicht genommen. Auch von den Berliner Stellen ist dem Erblindeten, der noch dazu unter den Folgen des schweren Kopfschusses litt, die Haft nicht erleichtert worden. Man gab ihm höchstens einen Wärter mit, wenn er ab und zu auf die Gefängnishöfe geführt wurde.

Zweiunddreissigstes Kapitel

DAS ENDE DER «WESTGRUPPE»

Die Verhandlung gegen die «Westgruppe» war die zweite, die in Sachen des 20. Juli vor dem Berliner Volksgerichtshof stattfand. Sie erfolgte am 29. August, also gerade in jenen Tagen, da die Front im Westen sich endgültig auflöste. Es war die blutigste Ironie der Geschichte.

Über die Verhandlung selbst ist man dank glücklicher Umstände einigermassen im Bilde. Man weiss, wie es zugeht. Jeder der Angeklagten erhielt einen Pflichtverteidiger, und zwar Stülpnagel den Berliner Rechtsanwalt Wilhelm Kunz, der inzwischen verstarb, Hofacker den ebenfalls in Berlin tätigen Anwalt Dr. Arno Weinmann, dem allerdings sämtliche Unterlagen abhanden kamen. Die übrigen Verteidiger sind wohl nicht mehr bekanntgeworden.

Die Akten des Prozesses gingen inzwischen entweder verloren oder wurden gegen Ende des Krieges vernichtet. Auch sonstige amtliche Unterlagen wurden bisher nicht aufgefunden. Aber durch einen glücklichen Zufall blieb der Durchschlag eines Prozessberichtes erhalten, der viele Aufschlüsse bietet. Er stammt von der Berliner Dienststelle der Parteikanzlei und wurde an den Reichsleiter Bormann im Führerhauptquartier erstattet, und zwar von einem Angehörigen dieser Dienststelle, Dr. Friedrich. Nachdem dieser selbst an der Hauptverhandlung teilnahm, ist er als Augenzeugenbericht zu werten. Deshalb sind hier auch die Abschnitte über Stülpnagel, Hofacker, Finckh und Linstow im genauen Wortlaut wiedergegeben, während die über die Oberstleutnante Rathgens und Smend, die auch

mit verhandelt wurden, beiseite gelassen werden, als nicht zum 20. Juli in Frankreich gehörend. Bei der notwendigen Kritik dieses Berichtes darf man natürlich nicht ausser Acht lassen, dass er aus der Parteikanzlei kam und für Bormann geschrieben wurde. Umso höher ist aber darum zu werten, dass selbst der Parteibeobachter den Angeklagten Anerkennung gezollt hat.

Der Bericht lautet:

«Parteikanzlei, Dienststelle Berlin, den 29.8.44

Fernschreiben Geheime Reichssache

Pg. Dr. Friedrich, z. Z. Dienststelle Berlin

An Herrn Reichsleiter Bormann, Führerhauptquartier

Heute fand vor dem Volksgerichtshof ein weiterer Prozess gegen eine Gruppe von Verrätern vom 20. Juli 1944 statt, und zwar in der Hauptsache gegen solche ehemaligen Offiziere, die in Paris sassen. Der besonderen Bedeutung halber habe ich an der Hauptverhandlung selbst teilgenommen. Die Verhandlung selbst fand unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt. Zugelassen waren lediglich einige Vertreter von Ministerien. Der Präsident des Volksgerichtshofes, Dr. Freisler, leitete die Hauptverhandlung wie immer recht geschickt. Die Anklage wurde von Oberreichsanwalt Lautz vertreten. Die Verhandlung war in den späten Nachmittagsstunden beendet. Das Urteil wird jedoch erst morgen früh 9 Uhr verkündet werden. Da es zweifellos bei sämtlichen Angeklagten auf Todesstrafe lauten wird, gebe ich schon jetzt Ihnen, Herr Reichsleiter, einen Bericht über die Verhandlung.

Das Verhandlungsergebnis werde ich morgen melden. Angeklagt waren:

Der frühere Oberstleutnant d.R. Caesar von Hofacker, der frühere General d. Inf. von Stülpnagel, der ehemalige Oberstleutnant Smend, der ehemalige Oberstleutnant Rathgens, der ehemalige Oberst von Linstow, der ehemalige Oberst Finckh.

Was den Angeklagten im Einzelnen zur Last gelegt wurde, ergibt sich aus zwei Anklageschriften, die ich Ihnen, Herr Reichsleiter, als Geheime Reichssache mit Kurier alsbald zugehen lassen werde. Aus der einen Anklageschrift sind die Verfahren gegen den ehemaligen Oberst Meichssner und den Legationsrat a. D. Brückelmeier (*Oberst i. G, Joachim Meichssner wurde am 29. September, Legationsrat Eduard Brückelmeier am 20. Oktober 1944 hingerichtet. Anm. d. Herausg.*) abgetrennt worden, weil sie nicht im engen Zusammenhang mit den Vorkommnissen in Paris standen.

Die Aussagen der Angeklagten bestätigen im allgemeinen vollau alle Punkte der Anklage. Im Einzelnen ist dazu Folgendes zu sagen:

1. von Hofacker

1896 geboren. Württemberger, Prokurist der Vereinigten Stahlwerke. Reserveoffizier. Seit 1940 in Paris bei Stülpnagel; seit 1930 Stahlhelmer und dann in die SA überführt. 1937 Parteigenosse. Vetter von Stauffenberg. Grosse Erscheinung, überlegter, ruhiger Mensch, jedoch Typ des Umstürzlers aus Überlegung, typischer Intellektueller, Repräsentant der Reaktion. Hat schon im Herbst 1943 mit Stülpnagel gesprochen und sich ihm offenbart. War in Stülpnagels Auftrag seitdem dreimal in Berlin, um mit Stauffenberg, Schulenburg und Olbricht zu verhandeln. Kein blosser Mitläufer, sondern treibende Kraft. Sollte Botschafter in Paris werden, wie er mit Gerdeler abgesprochen hat. Hat im Juli 44 auch mit Beck den Aufruf besprochen. Wollte Verbindungsmann zur französischen Regierung sein. War genau unterrichtet über die Attentatspläne. War nach dem Attentat mit Stülpnagel im Hauptquartier Kluge und hat dort Vortrag gehalten. Kluge hatte aber bereits Nachricht vom Führerhauptquartier, dass der Führer lebte. Kluge war völlig abweisend. Zum Schluss stellte v. Hofacker die ungeheuerliche Behauptung auf, er habe am 20. Juli mit dem gleichen Recht gehandelt, wie der Führer am 9. November 1923. Keinerlei Gefühl für seine Verräterstellung.

2. von Stülpnagel.

Durch Selbstmordversuch erblindet, musste geführt werden. 1886 geboren, seit 1942 Militärbefehlshaber West. Klein (*Stülpnagel war von guter Mittelgrösse, ging aber offenbar infolge seiner Verwundung und Erblindung gebückt. Anm. d. Herausg.*), immerhin soldatische Haltung. Gibt ohne Umschweife seine Schuld zu. Kurz, knapp, lebendig, jedoch keine überragende Figur. Angeblich früher begeisterter Nationalsozialist. Seit Stalingrad kleingläubig. Wollte erst auf legal-militärischem Wege Änderung herbeiführen. Seit Ende 1943 nähere Beziehung zu Hofacker, der ihn mit Stauffenberg in Verbindung brachte. Nahm schliesslich Attentat in Kauf. War ungeduldig wegen ständiger Verzögerung. Nach dem Attentat mit Hofacker zu Kluge. Vorher Massnahmen in Paris zur Verhaftung von SD- und SS-Führern. Kluge liess durchblicken, dass Stülpnagel falsch gehandelt hatte und benachrichtigte das Führerhauptquartier. Stülpnagel wurde dorthin gerufen und machte unterwegs Selbstmordversuch. Stülpnagel war gefasst. War sich offensichtlich seiner Schuld bewusst und bat nicht um Gnade.»

Soweit der Bericht Dr. Friedrichs über Hofacker und Stülpnagel. Er bestätigt vollauf die Tatsachen, die hier erforscht wurden. Auch er kann den beiden Hauptangeklagten direkte und indirekte Anerkennung nicht versagen; ja, er muss ihrer Haltung angesichts des sicheren Todesurteils Respekt zollen. Mit ihren tieferen Motiven kann er sich freilich nicht auseinandersetzen, wie er natürlich auch kein wirkliches Verständnis für sie zeigen kann. Bemerkenswert ist auf der anderen Seite die Feststellung, dass Hofacker 1937 Parteigenosse wurde und dass es auch Zeiten gegeben haben mag, da Stülpnagel dem Nationalsozialismus wenigstens teilweise zustimmte, wenn er sich nach unserem Wissen auch niemals wirklich dafür begeisterte. Aber diese Zustimmung sowohl von Hofacker wie Stülpnagel galt eben nur dem luziferischen Anfang, da grosse Reformen tatkräftig durchgeführt und die Arbeitslosigkeit entschlossen beseitigt wurden, ganz zu schweigen von jener aussenpolitischen Anerkennung, die

Hitler nach 1933 für Deutschland erreicht hat. Die diabolischen und satanischen Seiten seines Systems sollten erst später sichtbar werden. Ein Mann wie Stülpnagel, auf der obersten Sprosse der militärischen Hierarchie stehend, hat sie schon 1939 erkannt und die Konsequenzen daraus gezogen.

Sicher ist ferner nach diesem Bericht Dr. Friedrichs, dass weder Stülpnagel noch Hofacker Namen von Mitverschworenen genannt haben. Bis zum 29. August ist vor allem von Rommel nicht die Rede, wie aus diesem Bericht hervorgeht. Es ist also ganz unwahrscheinlich, dass Stülpnagel etwa Rommel dadurch belastete, dass er dessen Namen nach dem Aufwachen aus der Narkose genannt hat. Aufschlussreich ist ferner die Nachricht von Kluges abweisender Haltung am Abend des 20. Juli und schliesslich die Mitteilung, dass es Kluge war, der das Führerhauptquartier über die Massnahmen verständigte, die Stülpnagel gegen die SD- und SS-Führer getroffen hatte.

Die beiden nächsten Ziffern des Berichtes von Dr. Friedrich befassen sich mit zwei Offizieren, die nichts mit dem 20. Juli in Frankreich zu tun haben. Sie betreffen die Oberstleutnante i. G. Smend und Rathgens, von denen der erstere der Organisationsabteilung des Generalstabs unter General Stieff angehörte, während der zweite nur als der Neffe des Feldmarschalls von Kluge in diesem «Komplex» mit verhandelt wurde.

Der Bericht Dr. Friedrichs geht weiter. Gar kein Verständnis zeigt er für das Martyrium Linstows, des Herzkranken. Aber wahrscheinlich ist dieses Leiden als «nebensächlich» bei der Verhandlung überhaupt nicht zur Sprache gebracht worden. Infolgedessen muss man das Bild, das er von Friedrich von Linstow bei dieser Verhandlung zeichnet, doch als falsch und unvollständig betrachten.

«5. von Linstow:

1899 geboren . . . hager, lang, reichlich dumm und degeneriert, in der Aussage lügenhaft (*das geht wohl auf die anfänglichen und so ungeschickten Ausreden von Linstow zurück. Anm. d. Hergb.*). War erst seit April 1944 in Paris und hat sich dort sehr rasch in die Verräter-

clique eingereiht. Mitwisser und Mittäter um Hofacker und Stülpnagel. Mann ohne Mark und Ehre. Aussagen ohne Besonderheit.»

Auch das Urteil Dr. Friedrichs über den Oberst Eberhard Finckh ist offensichtlich von Einseitigkeit und Vorurteilen diktiert, wenn er über ihn schreibt:

«6. Finckh:

1899 geboren, Oberst, fast bieder wirkender Württemberger, breiter, schon völlig weisshaariger Mann. Nicht sehr klug, aber offenbar guter Fachmann als Oberquartiermeister West. Freund Stauffenbergs. Stauffenberg hat ihm vor Antritt seines neuen Amtes in Paris gesagt, er werde, wenn es so weitergehe, zugreifen. Finckh hat ohne Weiteres daraus den Schluss gezogen, dass Stauffenberg der Führer einer umstürzlerischen Gruppe sei, und bezeichnet jetzt sein Verhalten als Mords-Sauerei. Entschuldigt sein Verhalten nur mit seiner alten Kameradschaft zu Stauffenberg.»

Die Angeklagten des 29. August 1944 sind sämtlich zum Tode verurteilt worden, und zwar wegen Hoch- und Landesverrat, wie nicht anders zu erwarten war. Nach den geltenden Gesetzen war die Anklage wegen Hochverrats nicht zu bestreiten, da sie sich ja an einem Komplott gegen das Leben des Obersten Befehlshabers beteiligt hatten.

Sie wussten schliesslich auch von dem geplanten Anschlag auf die Person, der sie den Eid geschworen hatten, wenn ihm ein Mann wie Stülpnagel schliesslich auch nur mit Widerstreben zustimmte, sowohl aus politischen wie religiösen Bedenken. Ein ähnliches inneres Widerstreben gegen das Attentat bestand offenbar auch bei Eberhard Finckh, der dies auf eine drastische Weise zum Ausdruck brachte.

Diese gewiss «mildernden Umstände» wie das mannhafte und offene Bekenntnis der meisten Angeklagten wurden indessen beiseite geschoben. Nicht einmal an der schimpflichen Art ihrer Hinrichtung hat dies etwas geändert. Und daran zeigte sich eben der wahre, jeder wirklichen Grossmut unfähige Charakter Hitlers. Die Canaille in ihm triumphierte.

Und wie war es mit der furchtbaren Anklage des Landesverrats, dessen sämtliche Angeklagte in Bausch und Bogen für schuldig befunden wurden? Die Hauptverhandlung erbrachte dafür auch nicht den Schatten eines Beweises. Man muss im Gegenteil annehmen, dass gerade wegen dieses Mangels die Öffentlichkeit so hermetisch ausgeschlossen und nur einige offizielle Vertreter von Ministerien zugelassen wurden. Die These von der «ganz kleinen, verbrecherischen Clique feiger, dummer Offiziere» liess sich jedenfalls nicht mehr aufrechterhalten, die die erste Schauverhandlung hatte beweisen sollen. Wieder einmal war die Wirklichkeit völlig anders als das, was die Propaganda behauptete.

Auch bei dieser Verhandlung hat der «Präsident» Freisler jedem Recht und Rechtsempfinden ins Gesicht geschlagen. Mit keinem Wort hat er nach den Motiven der Angeklagten gefragt, ja, auch diesmal überhaupt keine Erörterung darüber zugelassen. So ist mit keinem Wort zur Sprache gekommen, dass die Angeklagten nur aus den lautersten Motiven, der Rettung ihres Vaterlandes und dem deutschen Volke zuliebe gehandelt hatten und sich in der Mehrzahl erst nach schweren Gewissenskonflikten dazu entschlossen, einer Gewalttat zuzustimmen. Selbstverständlich war von der politischen und militärischen Lage des Reiches zu diesem Zeitpunkt mit keinem Worte die Rede, sonst hätte es offenbar werden müssen, dass sie nicht aus persönlichem Machtstreben, sondern im «nationalen Notstand» gehandelt hatten: in der Tat haben sie mit sehr viel mehr Recht einen Umsturz der obersten militärischen und politischen Führung versucht, als Hitler im November 1923 bei seinem Putsch im Münchner Bürgerbräukeller.

Zu Hitlers Entlastung kann höchstens gesagt werden, dass er sich schon im Jahre 1944 in einem Stadium des fortschreitenden körperlichen und geistigen Verfalls befand.

Der Verfasser kann das aus eigener Anschauung bezeugen: er hatte den unheilbar erkrankten «Führer» vom Oktober 1944 bis Anfang April 1945 fast täglich vor Augen, als er ins Führerhauptquartier berufen wurde, um dort unter der Anleitung des Generalobersten

Jodl den Entwurf des täglichen Wehrmachtberichtes zusammenzustellen.

Was muss man aus dieser Feststellung schliessen? Nicht gegen ein Genie, sondern gegen einen Dämon, nicht gegen einen wahrhaftigen Führer im Vollbesitz seiner körperlichen und geistigen Kräfte, sondern gegen einen dämonisch Besessenen, der körperlich und seelisch unheilbar erkrankt war, hat sich der Anschlag des 20. Juli 1944 gerichtet. Die Rache Hitlers an seinen Widersachern war auch die eines Dämons und eines schon unheilbar seelisch Erkrankten. Er stand um diese Zeit längst ausserhalb der normalen menschlichen Gesellschaft und des Verantwortungsbewusstseins für die Zukunft des deutschen Volkes. Aber wer in diesem Volke ausser einigen, die genauen Einblick hatten, konnte das damals wissen oder nur ahnen?

Die Vollstreckung

Der Feldmarschall Günther von Kluge schied am 19. August 1944 freiwillig durch Gift aus dem Leben. Im Tode ging er den Männern voraus, denen er am Abend jenes 20. Juli im Schloss von La Roche-Guyon eine so herbe Absage erteilte.

Elf Tage später, am 30. August 1944, wurde das Todesurteil an der «Westgruppe» vollstreckt. Schauplatz der Exekution war die Gefangenenanstalt in Plötzensee bei Berlin, die schon so viel tragische Schicksale gesehen hatte und noch viel mehr bis zum Kriegsende erleben sollte. Der erblindete General Karl Heinrich von Stülpnagel musste zum Galgen bzw. zum Fleischerhaken geführt werden. Mit ihm wurden die Obersten Finckh und von Linstow und der junge Oberstleutnant Rathgens, der Neffe Kluges, erhängt. Über ihren letzten Gang wie den Augenblick ihres Opfertodes sind bisher noch keine Einzelheiten bekanntgeworden. Erst am 8. September folgte der Oberstleutnant Smend, der ehemalige Adjutant des Generalobersten Zeitzier, welcher kurz vor dem 20. Juli erkrankt war und dann durch Guderian kommissarisch ersetzt wurde. Die Hinrichtung

Smends ist wohl deshalb ausgesetzt worden, weil man von ihm noch weitere wichtige Tatsachen über andere Beteiligte oder Mitwisser erfahren wollte. Mit der «Westgruppe» hatte Smend, wie gesagt, nichts weiter zu tun gehabt.

Ähnlich ist es Caesar von Hofacker ergangen. Auch an ihm wurde das Todesurteil zunächst nicht vollzogen. Gerade weil er als treibende Kraft, als der erste «Kronzeuge» im Westen galt, liess man ihn noch am Leben. Ja, höchstwahrscheinlich hat man ihm sogar Hoffnung auf eine Begnadigung gemacht für den Fall, dass er weitere Mitwisser und Eingeweihte nennen würde, wie man dies auch in anderen Fällen getan hat. Inzwischen liefen die Untersuchungen und zogen immer weitere Kreise, so dass Hitlers Behauptung Lügen gestraft wurde, es habe sich nur um eine «ganz kleine Clique» gehandelt. Als Ende August SS-Obergruppenführer Oberg General Blumentritt noch einmal besuchte, teilte er diesem der Wahrheit entsprechend mit, dass die Kreise des 20. Juli viel grösser seien, als man jemals erwartet hatte. Die Untersuchung erstreckte sich in der Tat auf Hunderte von führenden Offizieren. Freilich genügte oft schon der Verdacht einer blossen Mitwisserschaft, dass die Gestapo einen Verdächtigen verhaftete und dass er dann hingerichtet wurde.

Seit dem Selbstmord des Feldmarschalls Günther von Kluge richtete sich der Argwohn des Obersten Befehlshaberes gegen den Stab der Heeresgruppe B, zunächst gegen Generalleutnant Speidel und bald auch gegen den Feldmarschall Erwin Rommel. Da die Untersuchungen darüber liefen, wurde eben Caesar von Hofacker noch am Leben erhalten, weil man von ihm noch Weiteres zu erfahren hoffte. Aber diese Hoffnungen trogen, denn Hofacker verstand zu schweigen. Er schwieg auch noch, als Rommel am 14. Oktober in seiner Wohnung in Herrlingen bei Ulm durch die Beauftragten Hitlers jäh überrumpelt wurde und um die Mittagszeit sein Leben durch Gift beenden musste. Hofacker blieb standhaft und ungebrochen. Er war es auch noch, als ihm Generalleutnant Speidel im Dezember in den Kellern der Berliner Prinz-Albrecht-Strasse begegnete. Aufrecht sah Hofacker noch kurz vor Weihnachten 1944 dem sicheren Tod ins

Auge. Da man nichts aus ihm herauspressen konnte, beendete der Strick des Henkers in Brandenburg am 20. Dezember das Leben dieses heldenhaften Widerstandskämpfers.

Mit Dr. Caesar von Hofacker fiel das letzte Opfer des 20. Juli 1944 in Frankreich, etwa zehn Wochen nach Feldmarschall Rommel.

QUELLEN-VERZEICHNIS

1. Veröffentlichungen

Bücher:

- Abetz, Otto: Das offene Problem. Köln 1951.
Abshagen, Karl Heinz: Canaris. Stuttgart 1951.
Dulles, Allen Welsh: Verschwörung in Deutschland. Deutsche Ausgabe. Kassel 1949.
Förster, Wolfgang: Ein General kämpft gegen den Krieg. München 1949.
Foertsch, Hermann: Schuld und Verhängnis. Stuttgart 1951.
Gisevius, Hans Bernd: Bis zum bitteren Ende. Zürich 1946.
Görlitz, Walter: Der deutsche Generalstab. Frankfurt a. M. 1950.
Görlitz, Walter: Der zweite Weltkrieg. Stuttgart 1952.
Guderian, Heinz: Erinnerungen eines Soldaten. Darmstadt 1950.
Henk, Emil: Die Tragödie des 20. Juli 1944. Heidelberg 1946.
Jünger, Ernst: Strahlungen. Tübingen 1949.
Jünger, Ernst: Der Friede. Tübingen 1949.
Koch, Lutz: Rommel. Die Wandlung eines grossen Deutschen. Stuttgart 1950.
Liddel Hart, B. H.: Jetzt dürfen sie reden. Stuttgart 1950.
Martienssen, Anthony K.: Hitler And His Admirals. New York 1949.
Müller, Wolfgang: Gegen eine neue Dolchstosslegende. Hannover 1947.
Osas, Veit: Walküre. 20. Juli 1944. Hamburg 1953.
Pechei, Rudolf: Deutscher Widerstand. Zürich 1947.
Remer, Otto Ernst: 20. Juli 1944. Hamburg 1951.
Rothfels, Hans: Die deutsche Opposition gegen Hitler. Krefeld 1949.
Rudel, Hans Ulrich: Dolchstoss oder Legende?
Schlabrendorff, Fabian v.: Offiziere gegen Hitler. Neue Bearbeitung. Zürich 1951.
Schramm, Wilhelm v.: Rommel. Schicksal eines Deutschen. München 1949.
Shulman, Milton: Die Niederlage im Westen. Deutsche Ausgabe. Gütersloh 1949.
Strölin, Karl: Verräter oder Patrioten? Stuttgart 1952.
Tippelskirch, Kurt v.: Geschichte des zweiten Weltkriegs. Bonn 1951.
Speidel, Hans: Invasion 1944. Tübingen 1949.

Westphal, Siegfried: Heer in Fesseln. Bonn 1950.
Zeller, Eberhard: Geist der Freiheit. München 1953.

In Zeitschriften und Zeitungen:

Agourtine, Léon: L'armée allemande et le complot du 20. juillet 1944. In «Revue de la défense nationale» 1948.
Bargatzky, Walter: 20. Juli in Paris. Stuttgart 1949. Stuttgarter Rundschau, Heft 7.
Boineburg, Frh. v.: Der 20. Juli in Paris. Rhein-Zeitung 17. Juli 1948.
Kiesel, Georg: SS-Bericht über den 20. Juli. Nordwestdeutsche Hefte. Februar 1947.
Mourin, Marime: Une sédition allemande à Paris. Revue de Paris. April 1950.
Strohm, G.: Der 20. Juli in Paris. Stuttgarter Rundschau Juli 1948.
Weniger, Erich: Heinrich v. Stülpnagel. «Die Sammlung». Göttingen August/September 1949.
W., Dr. K.: 20. Juli, 1944. Aufstand in Paris. I. und II. Teil. Rundschau 21. Juli 1950 (Nummer und Erscheinungsort nicht ersichtlich).
Zechlin, Egmont: Keine Widerstandskämpfer im AA? «Die Zeit», Hamburg, 27. März 1951.
Vor vier Jahren . . . Deutsche wollten das Hitlerjoch abschütteln. Rhein-Zeitung 16. Juli 1948.
Die Wahrheit über den 20. Juli. Sondernummer der Wochenzeitung «Das Parlament». Bonn, 20. Juli 1952.

2. Unveröffentlichte Quellen

Größere Berichte:

Kriegstagebuch Ob. West Abt. Ia und Ic mit Karten und Anlagen. Juni bis September 1944.
Arnim, Dr. Graf: Der 20. Juli (5 Seiten).
Baumgart, Fritz: Aufzeichnungen (5 Seiten).
Blumentritt, Günther: «Rote Hefte». Persönliche Erinnerungen an den 20. Juli 1944 (60 Seiten).
Buwert, Dr. Hans: Pariser Erinnerungen (23 Seiten).
Falkenhausen, Dr. Gotthard Frh. v.: Erinnerungen (32 Seiten).
Kielmannsegg, Graf: Der 20. Juli (25 Seiten).
Kraewel, Kurt v.: Erinnerungen (3 Seiten).
Boineburg, Frh. v.: Meine Beteiligung in der Widerstandsbewegung (6 Seiten).
Michel, Elmar: Pariser Erinnerungen (23 Seiten).
Podewils, Gräfin: Der 20. Juli (23 Seiten).
Schauf, Peter: Der Selbstmordversuch des Generals von Stülpnagel (Schilderungen und Karte).
Teuchert, Fr. Frh. v.: Aufzeichnungen (33 Seiten).
Tangermann, Albrecht: Erinnerungen an Feldmarschall von Kluge (8 Seiten).
Wand, Dr. Karl: Der 20. Juli in Paris (4 Seiten).

Zuschriften und Antworten auf Fragebogen von:

Arendts, Wilh., Oberst a. D. (1a Mil. Bef. Frankreich).
Bargen, Werner v., Gesandter z. Wv. (Deutsche Botschaft Paris).
Baumann, J., Avocat à la cour, Paris (Verteidiger von Oberg und Dr. Knochen).
Blumentritt, Günther, General d. Inf. a. D. (Chef Ob. West).
Boden, Helmuth, Rechtsanwalt Berlin (Verteidiger Hofackers).
Cramer, Johann, General d. Pz. Tr. a. D. (Panzerkorps Afrika). Eberbach,
Heinz, General d. Pz. Tr. a. D. (O. B. Panzergr. West). Ellerhorst, Dr., Oberarzt
a. D. (Augenarzt Stülpnagels).
Falkenhausen, Frh. v., General der Inf. a. D. (Mil. Bef. von Belgien und Nord-
frankreich).
Gersdorff, Frh. v., Generalmajor a. D. (Chef 7. Armee).
Hausser, Paul, Oberstgruppenführer a. D. (O. B. 7. Armee).
Hofacker, Frau v., (Witwe Caesar v. Hofackers).
Jünger, Ernst (Offz. z. b. V. beim Mil. Bef. Frankreich).
Meyer-Detring, Wilh., Oberst i. G. a. D. (Ic Ob. West).
Neuhaus, Dr. Alfred Hugo (Major beim Stab Mil. Bef. Frankreich).
Ruge, Friedrich, Vizeadmiral a. D. (Admiral bei H. Gr. B).
Strölin, Dr. Karl, Oberbürgermeister a. D., Stuttgart.
Stülpnagel, Frau Helene v. (Witwe Heinrich v. Stülpnagels).
Unger, Karl v., Oberst a. D. (Chef Gen. Stab Kommandantur Gross-Paris), War-
limont, Wilh., General der Art. a. D. (stellv. Chef Wehrmachtsführungsstab).
Westphal, Siegfried, General d. Kav. a. D. (Chef Ib West). Zimmermann, Bodo,
Generalleutnant a. D. (Ia Ob. West).



Das Manuskript dieses Buches haben die folgenden Zeugen der damaligen Ereignisse und besonders sachverständigen Persönlichkeiten der Zeitgeschichte vor der Veröffentlichung ganz oder in grösseren Teilen gelesen, auf sachliche Richtigkeit durchsehen und durch Mitteilungen von Fakten, Berichtigungen und Anregungen ergänzt:

Blumentritt, Günther, General der Inf. a. D., Marburg/Lahn.
Speidel, Hans Dr., Generalleutnant a. D., Bonn.
Falkenhausen, Frh. v., General der Inf. a. D., Neuss/Rhein.
Boineburg-Lengsfeld, Frh. v., Generalleutnant a. D., Altenburg über Wabern.
Teuchert, Frh. v., Vizepräsident der Reg. von Oberbayern, München.
Jünger, Ernst, Schriftsteller, Wilfingen/Württemberg.
Ruge, Friedrich, Vizeadmiral a. D., Cuxhaven.
Foertsch, Hermann, General der Inf. a. D., München.
Podewils, Gräfin, Privatsekretärin, München.
Neuhaus, Dr. Alfred Hugo, Major d. R. a. D., Schwetzingen/Baden.
Hagen, Herbert, SS-Sturmbannführer a. D., Dinslaken/Rheinland.
Eberbach, Heinz, General der Pz.-Tr. a. D., Bad Boll/Württemberg.

Ellerhorst, Dr., Augenarzt, Trier.
Lorenz, Heinz, Schriftsteller, Major a. D., Neustadt/Weinstrasse.
Kielmannsegg, Graf, Oberst i. G. a. D., Bonn/Rhein.
Schauf, Peter, Vizefeldwebel a. D., Köln-Longerich.
Stumm, Freifrau Louise v. (Schwester Karl Heinrich v. Stülpnagels),
Riederau/Obb.
Renthe-Fink, Dr. Cécil v., Gesandter a. D., München.
Friessner, Hans, Generaloberst a. D., Traunstein.
Lichel, Walter, General der Inf. a. D., Bernau/Chiemsee.

Der Verlasser ist den genannten Persönlichkeiten zu ganz besonderem Dank verpflichtet.